Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Die Erben.

Von Hermann Heiberg.

Der reiche Bauer Klas Habermann, ein Greis von 80 Jahren, war in dem nordischen Dorfe Langenbuchenholz frühmorgens, grade als der erste Hahn sein Lied gesungen, gestorben. Sehr plötzlich und unerwartet war sein Tod erfolgt. Noch nachmittags vorher hatte er neben seiner Wirtschafterin Trina Held vor der Thür unter dem Ulmenbaum gesessen, vergnügt geschmunzelt, mit Vorübergehenden Worte ausgetauscht und wie immer seine Pfeife geraucht. Wie es zugegangen war, hatte der Allerweltsmann Emil Brodersen, der Barbier, am folgenden Tage vor dem Vesperbrot im Wirtshaus zur Post den gespannt aufhorchenden Gästen erzählt.

Zu ihm war Trina gleich hingelaufen, nachdem dem Alten in der Nacht so schlecht geworden und er angstvoll nach ihr gerufen.

Als Emil Brodersen an das Bett des Kranken getreten war, hatte er nur schwer und lallend gesprochen. Ein Schlag hatte ihn getroffen, eine Lähmung der Glieder war eingetreten, und schon nach halbstündigem Verlauf hatte sich, während ihm Emil jede Erleichterung zu schaffen versucht, eine schwere Atemnot eingestellt. Unter der vergeblichen Bemühung, Widerstand zu gewinnen, hatte er seine Seele ausgehaucht.

Emil Brodersen war's auch, der die beiden Söhne, zwei weiter hinab im Dorf wohnende Bauern, von denen jeder eine Landstelle ihres Vaters als Pächter bewirtschaftete, von dem Unglücksfall unterrichtete.

Der eine der beiden Zwillingsbrüder — sie waren Zwillingsgeschwister — hatte sich eben aus dem Bett erhoben und stand, die Hände in den Hosentaschen, vor seinem von der Landstraße durch einen stattlichen Vorplatz getrennten Besitz und guckte in die Luft. Er studierte das Wetter, da er beim Korneinfahren war.

Als ihm Brodersen die Trauernachricht verkündete, riß er erst erschrocken den Mund auf. Dann stieß er, ohne weitere Mitteilungen abzuwarten, die Hausthürpforte auf und rief laut nach seiner Frau.

„Komm gau her! Emil Brodersen ist da! Vater ist heute morgen gestorben," polterte er heraus.

Und als dann die Bäuerin, eine große, knochige Frau mit harten, gemütlosen Zügen, herangekommen war, ging's ans Fragen, an so viel Fragen, daß Emil kaum auf alles Antwort erteilen konnte. Und bei allem, was sie sprachen, ließen sie durchschimmern, daß sie lediglich an die Erbschaft dachten, daß sie in größter Angst und Sorge waren, es könne jetzt irgend etwas zu ihrem Schaden aus dem Hause geschafft werden. Von einer Trauer war gar nicht die Rede.

Sie hätten auch lange warten müssen, äußerte unter anderem die Frau, während sie mit dem Schürzenzipfel über den Mund mit den dünnen, geizigen Lippen fuhr. Alle die Kinder und die verhältnismäßig kleine Stelle! Von ihm, ihrem Schwiegervater, dem Geizhals, sei ja bei Lebzeiten nie etwas zu kriegen gewesen.

Und Emil Brodersen, der sich gewöhnt hatte, lieber in solchen Fällen ein pfiffiges Schweigen zu beobachten, denn zu reden, bewegte nur mit einem inhaltlosen Ausdruck den Kopf.

Wohl aber schickte er sich an, teils infolge des Dranges, der erste Verkünder der bedeutsamen Neuigkeit zu sein, teils als hilfsbereiter Allerweltsmann, auch dem anderen Bruder, der in einem alten, aber soliden Hause am Ende des Dorfes wohnte, Nachricht zu geben.

Es waren Mann und Frau beim Kaffee, als er rasch die Tenne des langgestreckten Bauernhauses durchmaß, sich atemschwer durch den mit Herdrauch angefüllten Raum drängte und um so hastiger und ohne anzuklopfen, die rotangestrichene Stubenthür aufstieß.

„Na, du? Wo kommst du denn so früh her, Emil?" begann der Mann freundlich gemütlich. Sie duzten sich schon von der Dorfschule her.

Auch die sauber aussehende Frau mit gefestigtem aber freundlichem Ausdruck in den Zügen erhob sich bei des Barbiers Eintritt und nickte ihm vertraulich zu.

Und gleich, auch ehe Emil noch mit etwas beginnen konnte, bat sie, daß er mit ihnen eine Tasse Kaffee trinken möge.

„Nein — nein — danke! Ich muß gleich wieder weg," erklärte Emil.

„Aber weshalb ich komme —" fuhr er ernst und seine Worte bedeutsam betonend fort, „Vater ist vor einer Stunde plötzlich — gestorben. — Er hat einen Schlag gekriegt."

Beiden fiel fast die Kaffeetasse aus der Hand, auch erhob sich der Sohn, und Thränen traten ihm in die Augen.

„Dod — dod —?" stieß er plattdeutsch, in tiefer Bewegung heraus. „Ach, min lewe Vadder. — Wo kann't angahn, — vertell mi, Emil — vertell mi gau —"

In gleicher Weise drückte sich die Frau aus. Ihr Schmerz war echt, so ergreifend, daß Emil selbst ein wenig weich wurde.

Sie wollten auch beide gleich mitgehen, sie beendeten hastig ihr Frühstück. Und was erforderlich war, das holten sie rasch herbei, und bald schritten sie zu dreien die Dorfstraße herab.

Es war ein herrlicher Sommertag. Nach einem kräftigen Nachtregen war jetzt die hohe, blaue Luft gleichsam von allem Unreinen befreit worden. Etwas Frisches, aber auch Vergnügliches durchströmte die gesamte Natur. Die Vögel zwitscherten mit befreiten Lauten auf Bäumen und in Gebüschen, und alles, was das Auge schaute, war in Sonnengold gebadet.

Aber gerade die herrliche Natur stimmte das Gemüt des Bauern nur noch weicher. Er redete gar nicht; er dachte nur daran, daß er nun nicht mehr, wie bisher, mit seinem lieben Alten plaudern, nicht mehr fühlen sollte, daß er an allem, was ihn und seine Frau betraf, Anteil nehmen würde.

„Das giebt ein schönes Erbe für dich, Peter," warf Emil hin, als sie eben um die Ecke der Dorfkirche bogen.

Er sprach, um endlich einmal etwas zu sagen, aber auch, um den Mann auszuforschen, um zu prüfen, ob auch er lediglich an den ihm zuteil werdenden Mammon dachte, wie sein habsüchtiger Bruder.

Erst bewegte Peter nur den Kopf. Dann sagte er uninteressiert: „Kann sein, Emil, — aber vielleicht auch nicht. — Er hat mehreren was vermacht; so wird auf uns Brüder nicht so viel kommen. Wir haben ja noch Anverwandte, und ich weiß, er hat auch der Kirchengemeinde was ausgesetzt."

„So, hat er dir das gesagt?"

Der Bauer bestätigte, kurz das Haupt senkend.

„Dein Bruder Jost rechnet, glaube ich, auf viel," warf Emil hin und sah dabei die Frau an.

Peter entgegnete nichts; sie aber, die Bäuerin, sagte stark und anzüglich betonend: „Ja, sicher, und wenn's noch so viel ist, wird's für ihn immer noch zu wenig sein. — Das heißt, — er ist noch nicht mal so schlimm, — aber Stine, seine Frau, die gönnt anderen nicht das Schwarze unter dem Nagel, und uns möchte sie am liebsten in die Hölle wünschen."

„Ach, ach, Anna!" fiel der Bauer vorwurfsvoll ein.

Emil guckte ihn an. Er besaß den Kopf eines Christus. Solche Milde lag in den regelmäßigen Zügen, so wohlwollend blickten die blauen Augen, und so rein war die Stirn und so edel waren die Linien. Der bäuerliche Anzug paßte kaum zu seiner sonstigen Erscheinung.

Die Frau aber schloß kurz: „Du nimmst sie immer in Schutz, Peter, aber es ist die Wahrheit. Bei ihnen sitzen Steine, wo andere Herzen haben. Ich lebe gern mit jedermann in Frieden und sage lieber nur jedem das Beste nach. Aber die — die — Und paß auf — es giebt noch Streit und Feindschaft jetzt. Mir ahnt so was."

„So wollen wir ihnen lieber alles lassen. — Wir haben ja genug. Wir haben keine Kinder. — Du erbst auch noch mal — Anna. — Geld — Geld — was ist Geld —?" betonte der Mann selbstlos.

„Geld hat wenigstens den Wert, daß man damit anderen helfen kann," fiel Frau Anna ein. „Bei denen wird's in die Strümpfe gesteckt oder im Garten vergraben, bloß damit nur nicht einer daran kommen könnte. Niemand hat gut davon. Nicht einmal sie selbst haben es. Die Kinder sind rein verhungert. Sie kriegen nicht satt zu essen, bloß aus Geiz. Nein, nein komm mir nicht mit so etwas, Peter. Davon will ich nichts wissen. Was sagen Sie, Emil?"

„Ich sage, ich möchte gern mal ein bißchen mein Eigentum nennen! Ich bin und bleibe ein armer Schlucker. — Ich kann's nicht halten, und — und viele bezahlen mir auch nicht einmal, was sie mir schuldig werden. Wenn ich nicht Sonntags zum Tanz mit aufspielte, könnte ich mich kaum mit meiner alten Mutter nähren."

Sie wollten jetzt schon gleich nach dem Testament suchen.

Er sprach, wie er im Augenblick dachte, vielleicht auch mit einiger Berechnung. Menschen bleiben Menschen; jeder sucht vom Nächsten etwas zu erreichen, wenn der andere etwas mehr hat.

Das Ehepaar entgegnete nichts; sie waren nun auch schon bei dem Sterbehaus angelangt.

Als sie in das niedrige Wohnzimmer mit den netten, sorgfältig gehaltenen, blanken Möbeln eintraten — Emil hatte sich draußen von ihnen vorläufig verabschiedet —, fanden sie den Bruder und die Frau, wie sie im Begriff standen, ein Schreibpult zu öffnen. Sie wollten jetzt schon gleich nach dem Testament suchen.

BLB Karlsruhe

Als sie ihre Verwandten sahen, standen sie, ihren Verdruß allerdings nur schlecht verbergend, davon ab, und sie äußerten auch nichts, als Peters Frau sagte: „Alles gemeinsam, im Einverständnis, unter aller Augen, sonst kommen die Gerichte dazwischen."

Sie wußte nicht einmal, ob das, was sie redete, seine Richtigkeit hatte. Sie wußte nur, daß sie bloß so die habgierige Gesellschaft einschüchtern, sie verhindern konnte, etwas beiseite zu bringen. Auch dazu hielt sie sie für fähig.

Peter war schon, nachdem er seinen Verwandten stumm die Rechte hingestreckt, in das Sterbezimmer getreten.

Als ihm seine Frau folgte, stand er tief erschüttert neben dem Bett, und nun eben kniete er nieder und schluchzte bitterlich.

Er hatte seinen alten Vater von Herzen lieb gehabt.

„He is so week — so week —" betonte Anna, während sie den Händedruck der anwesenden alten, ehrlichen Pflegerin Trina erwiderte.

Bevor sich die Verwandten trennten, mußte die Haushälterin Emil Brodersen nochmals herbeiholen. Er sollte — so wünschten es Jost und seine Frau — alles besorgen, was zum Leichenbegängnis gehörte.

Auch hier waltete der Gedanke, die andern könnten zu viel aufwenden. Emil wollten sie hintenherum anweisen, sich nur ja in keinen Übertreibungen zu ergehen.

Endlich verließen sie gemeinsam das Haus und begaben sich zum Pastor. Er hieß Heilig, wohnte in einem schönen, von Laub umsponnenen Hause neben der alten Steinkirche und war ein guter Mann und trefflicher Seelsorger.

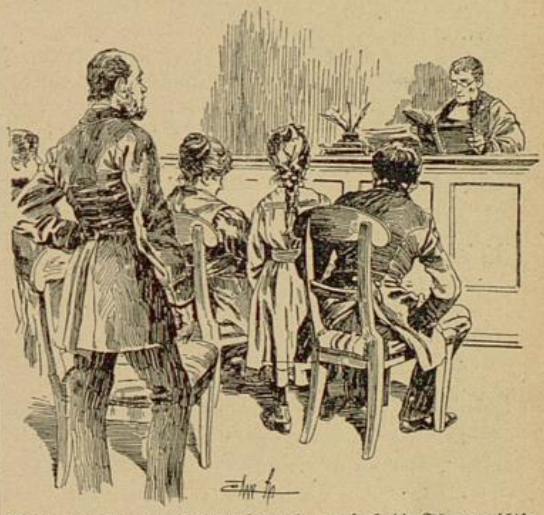
Schon beim Pastor hatten Habermanns gehört, daß der Verstorbene sein Testament mit seinem letzten Willen auf dem Amtsgericht in der nahegelegenen Stadt K. niedergelegt habe.

Dahin begaben sich denn auch alle nach Beisetzung des Alten, und nachdem sie schon nach Verlauf einer Woche von dem Richter zum Erscheinen aufgefordert worden waren. Jost Habermann und seiner Frau war die Zeit schrecklich lang geworden. Sie schliefen kaum vor Ungeduld und habgieriger Spannung. Zweimal redete die Frau die frühere Pflegerin darauf an, ob sie nicht etwas wisse, ob der Verstorbene nicht bei Lebzeiten etwas geäußert habe. Aber statt befriedigt zu werden, gab Trina die Antwort, daß er ihr, Trina, wiederholt gesagt, daß er sie nicht vergessen werde. Sonst habe er nie etwas über seine Absichten fallen lassen. Es sei denn — —

„Nun, nun?" hatte die Bäuerin gedrängt, und ihr Mund hatte sich geöffnet und ihre unnatürlich großen Zähne waren noch stärker zum Vorschein gelangt.

„Ja, insofern —" war Trina fortgefahren, und hatte eine Befriedigung darin gefunden, dieser ihr stets widerwärtigen Frau eine Enttäuschung, gar eine rechte Qual zu bereiten, — „als Herr Habermann mehrmals hinwarf, daß er seine Söhne ja schon bei Lebzeiten so hingesetzt hätte, daß sie nicht noch mehr brauchten. Es wären so viele, die es viel — viel nötiger hätten, und die wollte er auch bedenken."

„Bei Lebzeiten gut hingesetzt!" betonte die Frau und der Geifer schoß ihr in die Mundecken. — „Na, davon wissen wir nichts, wohl aber, daß wir von früh bis in die Nacht gearbeitet haben, daß wir uns bloß die Lippen naß machen konnten. Und was



Sie hatten sich in dem Saal versammelt, wo sonst die Schwurgerichtsverhandlungen abgehalten wurden.

sagten Sie denn, Trina, wenn er so sprach? Haben Sie nicht richtiggestellt, was der alte blöde Mann mit dem halben Verstand gesprochen hat? Ne, natürlich nicht, Sie dachten bloß an sich, — Sie wollten bloß für sich recht viel beiseite bringen. — Sie haben wohl auch schon bei Lebzeiten die Augen offen gehalten — Geld konnte er ja nicht mehr ordentlich sehen — da —"

„Wat —? Dat segg'n Se? So wat glov'n Se un truen Se mi to?" hatte die alte ehrliche Person nach dieser boshaften Verdächtigung voll Empörung hervorgestoßen. „Aber von Ihnen kann man ja alles erwarten," war sie, nun auch ihrerseits alle Rücksichten beiseite schiebend, fortgefahren: „Sie brächten es fertig und grüben den Leichnam aus und prügelten noch den Toten, weil er Ihnen fünf Pfennig weniger vermacht hat, als Ihrem Schwager."

„Hol din Mund, wenn du nich wist, dat ick di mit de Fust de Tehn inslah," hatte wiederum die Frau entgegnet und war, nachdem sie verschiedene Schlüssel in den Möbeln abgezogen hatte, davongegangen.

* * *

Es waren verhältnismäßig recht viele Personen, die als Erben des alten Habermann vom Amtsrichter entboten waren.

Sie hatten sich in dem Saal versammelt, wo sonst die Schwurgerichtsverhandlungen abgehalten wurden, und lautlose Stille trat ein, als der Beamte nun nach gewohnter Einleitung das Testament vorlas.

Für einen Seelenforscher und für einen Maler wäre es wertvoll gewesen, die Gesichtszüge der Versammelten zu studieren.

Der Charakter jeder einzelnen Person spiegelte sich bei dieser Gelegenheit in den Gesichtszügen deutlich wieder.

Ein großer Respekt aber würde sie nicht ergriffen haben. Nur in Peter Habermann und seiner Frau Mienen haftete ein Ausdruck von Gelassenheit und ernster Trauer, trotzdem es sich um — Geld — um Geld — handelte!

Seltsamerweise hatte der Verstorbene erst die Legate aufgezählt, die er vermacht hatte.

Die dadurch entstehende fernere Ungewißheit über die Höhe des eigenen Erbteils, aber auch der furchtbare Ingrimm über das nutzlose Verthun des „schönen" Geldes an „fremdes Volk" machte das Ehepaar Jost schier platzen.

Ja, wenn die Frau den „alten Kerl", den Vater ihres Mannes, jetzt zwischen den Fingern gehabt hätte, sie würde den Toten nochmals erwürgt haben. Trina wußte, was sie gesprochen.

Endlich, endlich machte der Richter eine Pause.

Nun atmeten die beiden auf. Nun kam's. Und jener sprach:

Der nach diesen Legaten noch verbleibende Rest meines Vermögens in barem Gelde und Staatspapieren, welches alles in Höhe von 880 000 Mark bei der Vereinsbank Hamburg für meine Rechnung niedergelegt ist, soll ohne Beschränkung zum freien Schalten und Walten meinem Sohne Peter und seiner lieben Frau allein, jedoch mit der Maßgabe zufallen, daß, falls sie ohne Leibeserben sterben, das dann noch vorhandene Vermögen in den Besitz meines Sohnes Jost und seiner Kinder, aber nicht in das Eigentum seiner Frau übergeht.

Sollten aber Peter und Anna Nachkommen haben, so sollen diese ausschließliche Erben des Besitzes werden. Sollten endlich alle bis auf Stine Habermann sterben, so soll das Vermögen der Langenbuchenholzer Gemeinde zufallen.

Meinem Sohne Jost vermache ich dagegen die ihm bisher in Pacht gegebene Hufe Hoheluft und ebenfalls die gegenwärtig von Peter bewirtschaftete Hufe Reddermoor.

Es ist mein lebhafter Wunsch, wenn auch nicht eine Bedingung meinerseits, daß sich Peter irgendwo anders ankauft. Reddermoor hat er sechs Monate nach meinem Tode mit Wirtschaftsinventar zu räumen und seinem Bruder zu übergeben, eventuell nach beiderseitiger Einigung früher.

Wenn ich so testierte, so leiteten mich dazu berechtigte Gründe und Überlegungen.

Die Anlagen zu Habsucht und Geiz, die leider bei meinen Kindern Jost und seiner Frau sehr ausgebildet sind, will ich nicht noch durch Geldbesitz vermehren. Geld ist ein Teufel, der selbst die besten Menschen zu den allerschlechtesten zu machen imstande ist.

Und wenn ferner Jost und seine Frau bei dieser Erbüberweisung vor ihrem Bruder und seiner Frau zu kurz zu kommen vermeinen, so haben sie es sich wegen ihrer Haltung gegen mich selbst zuzuschreiben. — Sie haben mir keine Liebe erwiesen, vielmehr immer durchblicken lassen, daß ich ihnen zu lange lebe.

Liebe weckt Liebe und Wohlthun. Gleichgültigkeit und Härte machen gleichgültig und hart.

Zum Testamentsexekutor ernenne ich hiermit den Herrn Rechtsanwalt Dr. Spliedt in K. Er soll alles nach bestem Ermessen und baldigst ordnen, seine Sporteln dafür anrechnen, und als besondere Gratifikation noch das aus den vorhandenen Barmitteln erhalten, was ihm mein Sohn Peter bestimmt und womit er sich zufrieden erklärt. So geschehen u. s. w.

Man mußte es gesehen haben, wie Jost und Stine mit den Zähnen geknirscht, wie sie vor Enttäuschung, Wut und Aerger die Farbe gewechselt hatten.

Nicht nur die ungeheure Benachteiligung, sondern auch noch die Begründung in Gegenwart all der im Saal anwesenden Personen!

Ihr Inneres war von Haß gegen den Erblasser, ihren eigenen Vater, erfüllt, und dasselbe Gefühl setzte sich fortan in ihnen gegen Peter und Anna fest.

Gleich, nachdem sie das Amtsgerichtsgebäude verlassen und den vor diesem liegenden freien Platz überschritten hatten, war in dem gutherzigen Peter der Entschluß reif geworden, seinem Bruder zu erklären, daß er freiwillig so viel von seinem Erbe abtreten wolle, als ihm nach Schätzung von Sachverständigen bei gleicher Teilung mehr zukomme.

Aber Anna hatte es energisch verhindert. Sie hatte ihn an den Arm genommen und gesagt: „Du sahst vordem Stines feindseligen Blick, und hast es dir eben gefallen lassen müssen, daß sie beide die Hand zurückzogen, als wir ihnen Adieu sagen wollten! Und nun willst du den Schwächling spielen? Nun willst du der Großmütige sein? Nimmermehr! Es bleibt genau, wie dein Vater es bestimmt hat, und weise war's von ihm, daß er wünscht, wir sollen von Langenbuchenholz fortziehen. Das Gemüt kommt ja im Zusammenleben mit diesen neidsüchtigen Menschen nicht zur Ruhe. Und wie würde es erst jetzt werden! Je früher, desto besser fort von hier, wennschon es uns sonst schwer sein wird, alle unsere Freunde und Bekannten zu verlassen! — Noch mehr, Peter! Es ist Pflicht gegen uns selbst. Ich — ich — fühle unser Leben nicht sicher, wenn wir hier bleiben. — Das Weib sinnt schon heute auf Rache, gar auf — — Mord —"

Wieder wehrte Peter heftig und, nach diesen letzten Worten seiner Frau, mit Entsetzen ab.

Da seine eigene Seele ohne jegliches Arg war, vermochte er so etwas nicht einmal zu denken, viel weniger jemals für möglich zu halten.

Aber in der Sache selbst ließ er sich bestimmen. Er überlegte, daß er das, was er infolge seines gerechten und billigen Sinnes beabsichtigte, immer noch später ausführen könne. Für ihn ging Geld nicht — wie bei anderen — über alles.

Er hatte andere Freuden, die ihm das Dasein wertvoll machten.

BLB Karlsruhe

Wenn er ein Kind gehabt, würde seinem Glück überhaupt nichts gefehlt haben.

Am Nachmittag eines der folgenden Tage erhielten Peter und seine Frau Besuch von Emil, dem — nebenbei erwähnt — der alte Herr fünfhundert Mark in seinem Testament „für wiederholte gute Dienste bei verschiedenen Unpäßlichkeiten" vermacht hatte. Er war noch ganz aus dem Häuschen über sein Glück, und er wußte viel Neues zu erzählen.

Einmal berichtete er, daß Jost Habermann entschlossen sei, gegen das Testament Einspruch zu erheben. Er wollte prozessieren, er wollte die letztwilligen Verfügungen seines Vaters angreifen. Er wollte nachweisen, daß von seinem Bruder Erbschleicherei getrieben, auch der alte Mann nicht zurechnungsfähig gewesen sei. Man habe ihm das Richtige vorgelesen, aber das, was nun da stehe, mit seinem Namen unterzeichnen lassen.

„Siehst du, Anna," betonte Peter, „da haben wir es! Sollen wir uns in jahrelange Streitigkeiten einlassen? Ich will ihm so viel auszahlen, daß wir beide gleich viel haben! Mir bleibt dann immer noch fast eine halbe Million! Was sollen wir mit all dem Gelde?"

„Wir wollen Stiftungen für arme, bedürftige Menschen errichten, wir wollen reichlich Gutes thun, Peter. Nicht einen Pfennig sollst du deinem Bruder geben. Ich wiederhole dir's immer wieder. Und jetzt erst recht nicht! Da will er gar klagen, öffentlichen Skandal erheben, uns in aller Munde bringen. Das niederträchtige Weibsbild sitzt dahinter!"

Diesmal pflichtete Emil der Frau lebhaft bei. Er hielt mit seiner Ansicht nicht nur nicht zurück, sondern äußerte sich sehr scharf. Das hatte seinen Grund. Auch ihm hatten die beiden Erbschleicherei vorgeworfen. 150 Mark wäre reichlich gewesen, wenn er überhaupt was zu verlangen gehabt. Förmlich ‚geast' hätte der alte, unkluge Mann mit dem schönen Gelde, hatte sie geäußert.

Und ferner erzählte er von einer überaus heftigen Scene, die zwischen Stine und Trina stattgefunden.

Trina hatte eine hübsche Summe Geld und das gesamte Mobiliar geerbt, das sich in dem Hause befand, in dem der alte Mann mit ihr während fünfzehn Jahren gelebt und von ihr gepflegt worden war.

Das Haus mit Nebengebäuden, Garten und Ackerfeld sollte nach den Testamentsbestimmungen versteigert und der Erlös für die zwei Kinder des Pastors bis zu ihrer Mündigkeit zinsbar angelegt werden und ihnen später zukommen.

Bereits an dem nach der Rückkehr von der Stadt folgenden Tage war Stine erschienen und hatte der Alten anbefohlen, sogleich die Wohnung zu räumen. Sie habe keinerlei Anrecht, dort auch nur einen Tag länger zu bleiben. Überhaupt sollte sie sich ihrer Wege scheren. — Sie sei eine nichtsnutzige Person, die dem „alten Kerl" nach dem Munde geschwatzt hätte, die allein schuld sei, daß das empörende Testament zustande gekommen.

Trina aber hatte den Spieß umgedreht und der Bäuerin erklärt, daß, wenn sie nicht sofort mache, aus fremder Leute Eigentum hinauszukommen, sie den Pastor Heilig, dem nach dem Testament als Vormund seiner Kinder die Verfügung über das Anwesen zustehe, zu Hilfe rufen und dieser ihr den Standpunkt klar machen werde. Wegen ihrer schimpflichen und ehrenrührigen Behauptungen aber werde sie die Klage gegen sie erheben und schon Sorge dafür tragen, daß das nicht zweifelhafte Urteil später in den Zeitungen veröffentlicht würde.

Dann werde sie zu der Strafe noch die ungeheuren Klagekosten haben, Kosten, die sich auf mehrere hundert Thaler in solchen Fällen zu belaufen pflegten.

Ihren Charakter aber hatte die Bäuerin wieder bei dieser Gelegenheit dadurch in das rechte Licht gestellt, daß sie, nachdem sie diese Drohung denn doch erschreckt, höhnend ausgerufen: „Se hebbt ja keene Tügen! Ik war allens för Lögen erklär'n —"

Dann war sie mit hochaufgerichtetem Haupte davongegangen.

Das gesamte Dorf war aufgerührt durch diese Erbschaftssache.

Was Jost Habermann und Frau sprachen, und worüber sie sich in den giftigsten Worten ereiferten, das wurde weiter erzählt, und das geringe Ansehen, das sie noch im Dorf besaßen, sank immer mehr. Dagegen erschienen teils aus ehrlichem Interesse für ihre allgemein geachteten Persönlichkeiten, teils aus der üblichen Überlegung der Durchschnittsmenge, daß von Begüterten bei irgend einer Gelegenheit wohl einmal etwas zu erreichen sein könnte, die Einwohner des Dorfes zum Gratulieren und Kondolieren, und es wurde ein allgemeines Bedauern ausgesprochen, daß Peter und seine Frau wirklich die Absicht an den Tag legten, die Ortschaft zu verlassen und irgendwo im Lande einen anderen Besitz zu erwerben.

* * *

Vier Wochen nach diesen Vorfällen, während äußerlich Ruhe, wenn auch eine unheimliche Ruhe geherrscht, erschien Emil Brodersen bei dem ihm wohlgeneigten Ehepaar und hatte diesmal eine ungemein wichtige Botschaft von Jost und seiner Frau zu überbringen. Sie hatten sich an ihn gewandt, weil sie wußten, daß er auf Peter und seine Frau Einfluß besaß.

Daß sie ihn eben erst gröblich beleidigt hatten, und daß er es möglicherweise verweigern werde, den Auftrag auszuführen, kam ihnen, da sie ihm einen „Lohn" für guten Erfolg in Aussicht stellten, gar nicht in den Sinn.

Um von Peter ohne das kostspielige Prozessieren das größere Erbteil zu erlangen, um dessen Verlust sie nicht schlief und keinen frohen Augenblick mehr besaß, hatte die Frau den Gedanken ausgeheckt, dem kinderlosen Ehepaar eines von ihren Kindern unter der Bedingung abzutreten, daß Peter ihnen gutwillig die ihnen bei gleicher Verteilung zukommende Barsumme auszahle.

Ihr eigen Fleisch und Blut wollte sie hingeben um den Mammon, nach dem ihre Sinne lechzten!

BLB Karlsruhe

An und für sich war diese ihre Spekulation auf Erfolg auch gerechtfertigt.

Schon hatten Peter Habermann und Frau häufiger überlegt, ob sie nicht ein kleines, liebes Mädchen oder einen kleinen kecken Jungen an Kindes Statt annehmen sollten, waren aber doch immer nicht zu einer Ausführung ihres sehnlichen Wunsches gelangt, weil sie fürchteten, es könne ihre Wahl verkehrt ausfallen. Von einem Kinde konnte man nicht sagen, wie es sich entwickeln werde.

Nachdem Emil lebhaft vorgetragen hatte, wozu ihn die Habermanns oben aus dem Dorfe beauftragt hatten, nickte Peter gleich äußerst beifällig.

Ein Kind seines Bruders als eigen annehmen, zugleich Friede und Einigkeit in Zukunft, das rief ein rechtes Frohgefühl in ihm hervor, das beseitigte im Nu alle Sorgen, mit denen er, der gute, selbstlose, gerechte Mensch, sich trug.

Aber freilich hielten die Hoffnungen nicht lange stand.

„Ein Kind aus der Familie! Und solche Schacherei mit dem Besten, was ein Mensch sein eigen nennt," rief die Frau voll Abscheu aus, „nimmermehr!"

Und als Peter denn doch einen Einwand erheben wollte, fuhr sie fort: „Nur keinen von der Brut aus dem Nest, Peter! Sie arten alle nach dem Alten! Der Älteste ist ein boshafter Taugenichts, der den Vögeln die Augen aussticht, die zweite ist ein faules, eitles und widerspenstiges Geschöpf, und die beiden letzten, von denen wir wohl eins haben sollen, sind ungesund und beschränkt. Sicher kommt auch später der Charakter der Eltern noch zum Vorschein. Auch dein Bruder, Peter, ist, abgesehen von seinem widerwärtigen Geiz, nicht von bester Art. Die Geschichte mit seinem Nachbar Hans Ulke, dem er nach und nach den Acker verkleinert und die Stücke seinem Grundstück angegliedert hat, ist noch in aller Munde. Hat er nicht das gestohlene Gut herausgeben und noch Bußgeld dazu zahlen müssen?"

Auf diese allerdings zutreffenden Ausführungen vermochte Peter zwar nichts zu erwidern, aber es war ihm doch darum zu thun, seines Schulfreundes Emil Meinung auch noch zu hören.

„Was sagst du, Emil?" hub er an und warf einen forschenden Blick auf den Barbier.

Emil zuckte die Achseln, und in sein Angesicht, das gewohnheitsmäßig einen gefügigen Ausdruck besaß, trat Unschlüssigkeit. Er befand sich in einer überaus schwierigen Lage, da er bei der Sache interessiert, da es für ihn von Vorteil war, wenn das Ehepaar auf den ihnen von Jost und Frau gemachten Vorschlag einging. Andererseits konnte er sich, wenn er ehrlich war, den berechtigten Einwänden der Frau Anna nicht entziehen.

Es war eine schlechtgeartete Brut da drüben, es war richtig. Er selbst würde keins der Kinder an Kindes Statt annehmen.

Er wählte die Antwort, die seiner Eigenart, nämlich möglichst niemandem zu nahe zu treten, entsprach. Er sagte: „Die letzte, die kleine Anna, ist ein ganz nettes Ding. Ich glaube, daß Ihr eine gute Wahl treffen würdet. Überall ist etwas, und hier bleibt die Hauptsache: es kommt mit einemmal aller Unfriede und Verdruß aus der Welt."

Natürlich nickte Peter wieder beifällig. Er schöpfte auch schon wieder ein wenig Hoffnung.

Die Frau aber sagte: „Emil kann in der Sache nicht mitsprechen. Er ist nicht unbefangen. Nicht wahr, Emil, Sie haben etwas davon, wenn Sie uns überreden? Es sei Ihnen nur gleich gesagt: wir gehen auf keinen Fall auf den Vorschlag ein, aber es soll Ihr Nachteil nicht sein, wenn Sie etwas anderes zustande bringen, nämlich uns helfen, ein gesundes, hübsches Kind von Eltern zu finden, von denen man weiß, daß sie einen rechtschaffenen Charakter und das Herz auf dem rechten Flecke haben. Und Ihren Auftraggebern erklären Sie nur, daß wir keins ihrer Kinder annehmen wollten, und erst recht nicht, wenn damit Geldangelegenheiten in Verbindung gebracht würden. Das wäre uns widerwärtig. Und was das Testament anbeträfe, so sollten sie nur ruhig prozessieren. Daß es in der ganzen Gegend einen sehr merkwürdigen Eindruck mache, wenn Jost Habermann, der kaum dem Staatsanwalt vorbeigegangen wäre, andere wegen Unredlichkeiten verklage, ja sogar den eigenen Bruder, wäre ihnen wohl gleich!"

Emil Brodersen bewegte still das Haupt, er erhob keinen Einwand. Für den ihm gewordenen Auftrag hatte er tief dienernd gedankt.

Dann sagte er: „Ich habe noch etwas zu bestellen: Ich soll fragen, wann Sie den Hof abtreten. Jost und seine Frau schlugen vor, daß es gleich geschieht, weil Sie sonst ja auch noch die Einkünfte aus der Stelle für ein halb Jahr bezahlen müßten."

„Die Einkünfte —?" fiel voll Erstaunen Frau Anna ein.

„Ja, der Hof soll doch Jost spätestens in sechs Monaten nach Ableben des Alten übergeben werden. Eigentümer, meinen sie, ist Jost schon gleich geworden, also hat er auch das Erträgnis daraus."

„Ah so — ah so — das ist ja wieder ein schön ausgehecktes Schelmenstück," erklärte die Frau entrüstet. — „Nein, bester Emil! Die Sache ist ganz anders. Nach spätestens sechs Monaten haben wir das Erbteil herauszugeben, und solange haben wir natürlich auch die Nutznießung."

„Hm — ja — wenn Sie darauf bestehen, so würden Jost und Frau auf Herausgabe der Einkünfte klagen —"

„Herrgott, hast du denn keine Blitze, um diese lumpige Gesellschaft von der Erde wegzufegen?" rief Frau Anna, ihrer Empörung nicht mehr gebietend.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Emil! Gehen Sie zurück und melden Sie den beiden, wenn sie noch einmal mit solch unsaubern Anträgen oder Forderungen an uns heranzutreten wagten, daß wir uns dadurch zu schützen wissen würden, indem wir nachträglich die vertuschte Diebstahlgeschichte mit Hans Ulke zur

Anzeige brächten, und dann würde Herr Jost Habermann sicher einige Monate hinter Schloß und Riegel kommen. Den Hof übergeben wir ohne Mobiliar am ersten Januar des nächsten Jahres. Bis dahin haben wir freie Verfügung und Nutznießung. Die durch die Übertragung auf Jost entstehenden Kosten werden halbschiedlich getragen. Und ferner: Von unserem Erbe geben wir, nachdem Jost auch noch mit solchen Ansprüchen hervortritt, jetzt gutwillig niemals auch nur einen Groschen heraus. — Der Eckel läuft uns über bei seiner und seiner Frau Geldgier und schäbigen Habsucht. So und das ist nun unser letztes unumstößliches Wort. Nicht wahr, Peter? Es ist dir alles recht so —?" schloß die Frau.

Und Peter zog die Lippen. Er fügte sich. Im Grunde war's ihm nicht recht, weil er zu jenen ungewöhnlich edlen Menschen gehörte, die nicht zu hassen vermögen, die um der christlichen Liebe willen, wie sie die Bibel vorschreibt, selbst dem Feinde noch das eigene Kleid und das den Hunger stillende Brot überlassen würden.

* * *

Als Emil Brodersen das Bauernhaus seiner Auftraggeber betrat, saßen Mann, Frau und Kinder um den Tisch und aßen. In einem großen Napf befanden sich Kartoffeln und Speck, und mehr gab's auch selten in dieser nur auf möglichste Vermehrung des Geldes berechneten Wirtschaft.

Die Frau richtete einen unruhig gespannten Blick auf den Barbier, und der Mann, ein in seinen Bewegungen sonst träger Mensch, geriet auch insofern in eine starke Erregung, als ein lauernder Ausdruck in seine Züge trat.

Emil aber berichtete, ohne Rücksicht auf die anwesenden Kinder, von dem Resultat, und als die Schar fortgesandt worden war, hielt er auch mit der Schlußerklärung der Frau Anna nicht zurück.

Emil hatte sich schon überlegt, daß er weit besser und sicherer fahren werde, wenn er Peter und seiner Frau ein kleines Mädchen verschaffte, als wenn er für diese hier den Vermittler spielte; so hatte er jetzt nur den Wunsch, seinen Freunden dadurch Verdruß vom Halse zu schaffen, daß er Jost und Frau einschüchterte.

In sehr geschickt gewählten Worten erklärte er, daß wenn sie fortführen, ungerechtfertigte Ansprüche zu erheben und nicht endlich Ruhe gäben, die Frau gegen sie Front machen und ihn wegen Unredlichkeit in Sachen Hans Ulke dem Gericht anzeigen werde.

Daß er sich gütlich mit Ulke geeinigt habe, thue nichts zur Sache. Im Gegenteil. Er habe dadurch, daß er sich mit Ulke verglichen, sein Vergehen eingeräumt. Die Erhebung der Anklage vonseiten des Staatsanwaltes könne nicht ausbleiben.

„Pah —" stieß der Bauer verächtlich heraus, und ein Ausdruck starker Überhebung trat in seine Züge. „Dat is ja allens Snik-Snack! Min ‚lewe' Swägerin ward keen Glück mit ehr Anseige hebb'n! Ik hev Hans Ulke en Stück vun sin Grundstück afköft, un damit is de Sak reinmakt. Overdem hett he mi schriftlich geb'n, dat ik in gude Glowen hanneln deh, indem ik de Grens verleggt hev."

Der Inhalt dieser Antwort bewies jedenfalls, daß der Bauer sich für alle Fälle zu sichern gewußt.

Offenbar hatte er seinem Nachbar eine Summe Geld gezahlt, und dieser Umstand hatte Ulke bewogen, zu einer Vertuschung der Unredlichkeit die Hand zu bieten.

Aber weil sich in Emil der Abscheu allzustark regte, so konnte er doch nicht umhin, den beiden einen Streich zu versetzen. Er sagte deshalb mit sehr geschickt gemachter Einfalt im Ton: „Ja, das wissen die drüben alles! Aber Frau Habermann sagt, es würde Peter Ulke zum Eid getrieben werden, ob er Ihnen nicht zu Willen gewesen. Und wenn er Ihnen zu Gefallen schwören würde, dann würden sie ihm den Meineid nachweisen! Er habe vordem überall erzählt, daß Jost monatelang in den Nächten immer ein Stück mehr von dem Acker für sich entfernt hätte."

Dem Bauer wurde nach diesen Worten doch sehr unbehaglich zu Mute.

Seine Antwort ging unter in starkem nervösen Räuspern, auch wischte er sich wiederholt über die heiße Stirn.

Was Emil gesprochen, hatte doch äußerst bedenklich geklungen. Hans Ulke war ein schwacher, leicht einzuschüchternder Mensch. Daß er, wenn er so angefaßt, die Wahrheit bekennen, daß er keinen Meineid schwören würde, war sicher.

Aber eben, weil dem so war, und weil's auch der Frau, die schon wiederholt hatte mitsprechen wollen, auch sehr an die Kehle stieg, so nahmen sie jetzt beide gleichzeitig das Wort und suchten Emil von der Grundlosigkeit der Anschuldigungen zu überzeugen. Sie betonten, daß nur höchste Voreingenommenheit und Mißgunst dergleichen über Jost ausheckten, daß nur eine Frau, wie Anna, die im ganzen Dorf als eine der bösesten Klatschen bekannt sei, solche gemeine Beschuldigungen gegen ihn erheben könne.

Und alsdann wieder die Angelegenheit selbst, und darauf ein solcher Schwall von boshafter Feindseligkeit und heimtückischer Rachsucht gegen die Verwandten vonseiten der Frau, daß Emil schier ein Grausen überlief.

Während er den Heimweg antrat und nochmals alles überlegte, was er gehört hatte, stand er unter dem bestimmten Eindruck, Stine Habermann werde, nachdem sie in allem verspielt, nachdem jede Hoffnung dahin war, doch noch auf die begünstigten Erben zu ihren Gunsten einzuwirken, nunmehr zu einem Gewaltstreich schreiten.

Waren die beiden drüben nicht mehr am Leben, dann fiel ihnen nach dem Wortlaut und Sinn des Testamentes die ungeheure Summe ohne weiteres zu. Dann empfing das vor Gier zitternde Herz endlich die Sättigung, nach der es verlangte.

Das Resultat, das Emil erzielt hatte, war im übrigen nicht ungünstig.

Daß die Drohung einen sehr starken Eindruck auf Habermanns gemacht, war sicher. In diesem Sinne

BLB Karlsruhe

berichtete er auch an einem der folgenden Tage Peter und seiner Frau, und sprach seine Ansicht aus, daß jene zwar die Klage nicht zurückziehen, aber kaum die andere Forderung erheben würden.

* * *

Die Zeit war gegangen. Die sechs Monate waren fast ganz verstrichen. Der Prozeß, den Jost angestrengt, hatte zwar die Folge gehabt, daß das Gericht Erhebungen angeordnet und Zeugen vernommen hatte, aber diese Erhebungen und die Aussagen der Zeugen sprachen so sehr gegen den Kläger, daß er mit seiner Klage strikte abgewiesen wurde. Selbst der Rechtsanwalt riet, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen. Es werde nichts herauskommen als Geldverlust.

Zähneknirschend standen sie nun in ihrem Bauernhause in Hoheluft und jammerten. Zudem über die enormen Prozeßkosten!

Und die Hoffnung, bei Reddermoor noch etwas mehr herauszubekommen, war auch sehr geschwunden. Sie fürchteten, daß Anna Habermann ihre Drohung zur That machen könne. Mit ihr war durchaus nicht zu spaßen.

„Weißt du, Jost," stieß die Frau heraus, und die Züge ihres Angesichts empfingen etwas Raubtierartiges, — „es gäbe noch ein Mittel, daß wir nicht allein zu unserm rechtmäßigen Anteil, sondern zu allem kommen könnten. — Wir — wir — müßten —"

„Nun ja — du meinst?" ermunterte der Bauer und stieß, gespannten Sinnes, den Daumen in den Kopf der Pfeife, die ihm zum Verdruß der geizigen Frau fast immer im Munde hing.

„Ja, ich meine: wir — müßten — uns den Schleicher, den Barbier Brodersen — kaufen. Für reichlichen Lohn — glaube ich — thäte er denen — drüben was in — den Kaffee, das — das — wie Zucker aussieht —"

Das Weib zitterte denn doch selbst bei ihrem fürchterlichen Vorschlag. Ihre Handflächen feuchteten sich, ihr Atem ging unruhig, und das Auge wagte sie nicht frei zu erheben.

Der Mann aber fuhr unwillkürlich zurück und stieß nur einen einzigen Laut aus — einen Laut des Entsetzens.

Das war so grausig, was er da eben gehört hatte, daß er nicht begriff, wie sie das vorzubringen überhaupt imstande gewesen war.

War er auch herzlos, habsüchtig, geizig, selbstsüchtig, hatte er sich sogar dazu hinreißen lassen, in den Nächten dem Nachbar den Acker zu verkürzen, so war er doch kein gemeiner Verbrecher, — war er doch keines Einbruches, keines Mordes, um Vorteile willen fähig.

„Stine — Stine, wat hest du för? Ne, ne, up so wat wülln wi uns nich inlaten!" drang's aus seiner Brust. „Und Emil Brodersen!? De is för so wat nich to hebb'n, un wenn du em hunnertdusend Mark toseggst. Blots noch mehr Snakkerei gift — un denn sünd wi gans ferdig hier. Se wieken mi all ut in't Dörp, wenn ik mi seh'n lat. Nüligst, in de Kroog, kunn ik kum en Plads hebb'n. Ne, ne, so wat will ik nich! Abers ik weet wat anners, — ik will noch mal alleen mit Peter spreken. Wat krieg ik vun em herut — un wenn't man en föftigdusend sünd — das ok nich to verachden —"

„Na ja, denn versök dat ers nochmal," gab die Frau unerwartet nach. Sie sah, daß sie zu weit gegangen, daß jedenfalls ihr Mann als Komplice nicht zu gebrauchen war. Wenn sie etwas vornehmen wollte, mußte sie allein, ohne sein Wissen und Zuthun handeln.

Die Folge dieser Unterredung war, daß Jost den Barbier bat, ihm eine Besprechung ohne Zeugen mit Peter zu verschaffen. „Er wolle noch einmal — zum letztenmal — versuchen, in Frieden etwas zu erlangen. Und wenn Emil helfe, 100 000 Mark herauszukriegen — alles im tiefsten Vertrauen! — so solle er — 1000 Mark verdienen."

„Tausend?" hatte Emil eingewendet. — „Dreitausend sind noch lange nicht genug. Fünftausend muß ich haben, ohnedem thue ich keinen Schritt! Immer soll ich für Sie hin- und herlaufen um nichts. Noch nicht einmal die Barbierrechnung der beiden letzten Jahre haben Sie mir bezahlt —"

Er sprach mit denen in Hoheluft ganz anders als früher! Er wußte, wie sie allein zu nehmen, daß Rücksichten, Zartheiten durchaus nicht angebracht waren.

Und seine Mahnung für die rückständige Schuld hatte er schon lange erheben wollen. Überall war Jost Habermann ein langsamer Bezahler. Er konnte sich nicht von dem Gelde trennen, er berechnete die Zinsen, die er durch Verzug gewann. Erst wenn er scharf gemahnt wurde, zog er den Beutel und murmelte, daß er sein Geld schwer einkriege, daß andere auch ihn langsam befriedigten.

„Na ja, ich will mit Stine sprechen! Vielleicht auch fünftausend," gab der Bauer nach.

„Ne, ne — nicht vielleicht," wandte Emil äußerst entschieden ein. „Und ich thue auch nichts, wenn ich die Zusage nicht schriftlich von Ihnen kriege. Es muß in dem Schein stehen, daß ich fünf Prozent von der Summe erhalte, die ich herausschlage. Werden es nur fünfzigtausend, erhalte ich 2500 Mark."

„Ühm — ühm —" grunzte Jost Habermann in sich hinein. Aber er stimmte doch zu, hieß den Barbier das Gewünschte selbst aufsetzen und ihm in die Wohnung bringen, damit er es unterzeichne.

Am nächsten Montag — Sonntag mußte Brodersen beim Tanz im Krug aufspielen und Tanzschillinge einkassieren — sollte er sich dann zu Peter begeben, ihn allein beiseite nehmen und alles verabreden.

Daß Peter ein gegebenes Wort halten, trotz etwaiger Einreden seiner Frau, nicht leugnen werde, das wußte Jost von seinem Bruder.

Stine hatte sich auch einverstanden erklärt, und gleich hingeworfen, daß 50 000 Mark ein Bettel seien.

BLB Karlsruhe

Er solle mit 250 000 Mark anfangen, dann behielte Peter immer noch weit über eine halbe Million für sich. Ihr kam der größere Appetit schon bei der bloßen Vorstellung des Gelingens.

Im übrigen konnte Emil bei der letzten Unterredung berichten, daß alles günstig liege, weil Anna an diesem Tage um Mittag zur Stadt fahren und erst mit der Landpost um 11 Uhr abends zurückkehren werde. Sie wolle ihre kranke Cousine in K. besuchen.

Er habe ferner Peter vorgeschlagen, noch einmal vor Ausgang des Herbstes am Kegeln im Krug teilzunehmen. Er habe sich überlegt, daß Peter dann Bier trinken und infolge dessen leichter zugänglich sein werde. Er wolle noch nach Schluß der Partie mit ihm zechen und ihm vortragen, was er zu sagen habe.

Schon während der Barbier sprach, stieg in der habgierigen Seele der Frau ein Gedanke auf, einer, der sie so erregte, daß sie fühlte, wie sie die Farbe wechselte.

Ja, das waren Nachrichten, die ihr paßten! Das war ein Zusammentreffen von Umständen, das glücklicher nicht gedacht werden konnte.

Sie wußte genau, wo ihr Schwager seine Wertsachen zu verschließen pflegte. Es befand sich in der Wohnstube ein Eckschrank aus Mahagoniholz mit einer rundlich geschweiften Thür. Diesen Schrank benutzte er teils zur Aufbewahrung seiner Wäsche, teils für den erwähnten Zweck.

Es war sicher, daß sich dort auch gegenwärtig eine bedeutende Summe befand.

Sie hatte durch Emil erfahren, daß ihrem Schwager ein sehr bedeutendes Kapital von einem Gutsbesitzer in der Landschaft Sch. in Staatspapieren aus dem Erbe ausbezahlt worden war.

Dieses Geld wollte sie sich als ein ihrem Manne von Rechts wegen zukommendes Erbteil aneignen. Sie wollte auf diese Weise handeln, da der Erblasser und der Erbe Jost um solches gebracht hatten.

So redete sie sich selbst zu; so beschönigte sie ihr verbrecherisches Vorhaben, so beschwichtigte sie sich aus Furcht vor ihrem Gewissen.

Im Hause war um diese Zeit niemand. Die Dienstboten waren auf dem Felde. Den Schrank vermochte sie mit einem in ihrem Besitz befindlichen Schlüssel zu öffnen. Sie hatte gerade einen solchen Schrank zur Hochzeit vom Alten erhalten. Derselbe Tischler hatte sie einstmals angefertigt.

Je mehr Stine diesen Plan überlegte, desto besser gefiel er ihr.

Es war nur schwierig, zu erfahren, ob wirklich Anna abgereist sei, ob wirklich die beiden Männer im Kruge Kegel spielten.

Um sich Gewißheit zu verschaffen, beauftragte sie ihr zweites Kind, sich um die Zeit des Abganges der Post in denjenigen Krug zu begeben, von dem der Wagen abfuhr. Es befanden sich im Dorf zwei Wirtshäuser.

Sie sollte darauf achten, ob die Tante mitfahre. Und gleichfalls schickte sie ihren Jungen zur betreffenden Zeit ins andere Wirtshaus, und hieß ihn nachsehen, ob sich der Onkel beim Kegelspiel beteilige.

Ja, die Tante war abgefahren und hatte sie — wie das Kind berichtete — auch bemerkt und gegrüßt. Das war Stine allerdings weniger angenehm. Und der Junge wußte zu berichten, daß der Onkel mit gekegelt und gerade alle Neun geworfen habe.

Es war sehr heiß und schwül, als sich Stine auf einem wenig betretenen Umwege nach dem Hause ihrer Verwandten auf den Weg machte. Der Herbst hatte sich gleichsam erinnert, daß er noch einmal einige recht warme Tage vorm Abschied bieten müsse. Er that aber zu viel. Es war fast sommerliche Glut, und der Frau floß der Schweiß von der Stirn.

Sie atmete ordentlich auf, als sie in den Schatten der laubreichen Bäume des Gartens trat, der hinter dem Gehöft lag.

Sie fand auch, wie sie vermutet hatte, die Thür hinten offen. Das entsprach der Sorglosigkeit, die auf dem Lande herrschte. Wenn ihr unerwartet jemand von den Dienstleuten begegnen würde, so wollte sie — so hatte sie sich ausgedacht — fragen, ob ihre Verwandten zu Hause seien, und dann natürlich von ihrem Vorhaben abstehen.

Aber es trat ihr keiner in den Weg, und im Innern waren zwar alle Zimmer geschlossen, aber nirgends war das Schloß abgedreht.

So ging sie denn gleich an ihr Werk, und war auch schon eben im Begriff, den Schlüssel in das Schloß des Eckschrankes zu stecken, als sich draußen ein Geräusch bemerkbar machte, das so verdächtig klang, daß sie jählings zurückschreckte.

Und diesem Geräusch folgte ein Kratzen an der Thür, und dieses rührte von Peters Hund Max her. Er schöpfte Argwohn und — bellte — bellte laut und heftig.

Nun war guter Rat teuer. Aber langes Besinnen hatte auch keinen Zweck.

Infolge dessen ließ Stine den „verdammten Köter" bellen, öffnete den Schrank und begab sich an das Durchsuchen des Inhalts.

Und wirklich fand sie, was sie haben wollte. Da stand Geld in Leinensäcken und es lagen da mit schöner Frakturschrift überschriebene Bündel, in denen sich Wertpapiere befanden.

Und eins dieser Packete enthielt 75 000 Mark Staatspapiere.

Ganz deutlich war's zu lesen.

Zur Sicherheit schnürte sie's noch auf. — Richtig! Es waren bedruckte Certifikate darin, deren Wert und Bedeutung ihr bekannt waren.

Aber draußen bellte jetzt der Hund wie toll, und sein Toben entfachte in dem Innern der Frau ein Gefühl von Angst, aber auch von Wut gegen die „infame Bestie".

Dennoch wandte sie sich nochmals dem Schranke zu. Unendlich gern hätte sie auch noch einen der großen, von Thalern und Gold steif strotzenden Geldbeutel an sich genommen.

BLB Karlsruhe

Schon zuckte ihre Hand danach. Aber ihre Vorsicht behielt trotzdem die Oberhand.

Den Beutel konnte sie nicht wegstecken. Es war zu gefährlich, ihn auch noch mitzunehmen. Schon das große Paket war schwer fortzubringen, sie mußte es unter ihre Röcke verstecken.

Sie beschwichtigte zuletzt ihre rasende Gier durch die Erwägung, daß trotz dieser Entwendung doch vielleicht noch etwas von Peter herauszupressen sei. Daß sie der Dieb gewesen, würde ja nicht herauskommen.

So schloß sie die Schrankthür, erhob sich, verbarg das Bündel, wie sie es sich ausgedacht — eben kratzte, schnob, wütete und bellte der Hund wieder dermaßen, daß ihr denn doch sehr schwül zu Mute ward — und setzte sich in Bewegung.

Sie begann damit, daß sie, bevor sie die Thür öffnete, ihm lockende Worte zurief. Sie that's, obschon sie wußte, daß es wohl nicht viel helfen werde. Er war sehr mißtrauisch, und er war ihr niemals geneigt gewesen, war ihr vielmehr mit seinem richtigen Instinkt stets feindselig, unwillig und knurrend begegnet. Endlich aber öffnete sie und machte rasch eine auf sanftes Streicheln seines Felles berechnete Bewegung. Aber was sie schon befürchtet hatte, das geschah.

Sobald der Hund ihrer ansichtig wurde, sprang er wie rasend an ihr empor.

Sobald der Hund ihrer ansichtig wurde, sprang er wie rasend an ihr empor, brauchte trotz ihrer energischen Abwehr und Schläge die Zähne und biß sie dermaßen in den Arm, daß sie vor Schmerz aufschrie.

Und als sie dann die Wut ergriff, und sie ihn, ihrer Sinne nicht mächtig, an der Kehle zu packen suchte, biß er sie auch noch unterhalb des Auges in die Backe.

Erst als sie eine draußen an der Mauer stehende eiserne Schaufel mit hartem, langem Stiel ergriff und ihm einige furchtbare Schläge zu versetzen wußte, also daß das Geschöpf mit zerbrochenem Rückgrat laut wimmernd zusammenbrach, hatte sie Ruhe und konnte sich — eben strömte ein starker Gewitterregen vom Himmel hernieder — unbehindert entfernen.

Wiederum machte sie einen Umweg, und weil's fortwährend vom Himmel herabgoß, begegnete sie auch niemandem.

Aber solche Schmerzen plagten sie, und eine solche Anschwellung der Wunden erfolgte, aber auch solche düstre Vorstellungen bemächtigten sich der Frau, während sie dahinwanderte, daß sie im Hause in einer äußerst zerknirschten Stimmung anlangte.

Was sollte sie sagen, woher sie diese Wunden erhalten hatte? Sogleich umdrängten sie auch die Kinder und fragten.

Kurz und rauh stieß sie sie von sich, schloß sich ein und begann mit Kühlen des Armes und der Wange.

Als später ihr Mann, der zum Rademacher gegangen und zurückgekehrt war, anklopfte, öffnete sie nicht. Sie erklärte, sie sei unwohl und müsse Ruhe haben. Er möge mit den Kindern allein essen und sich im An'au schlafen legen.

Jost schüttelte den Kopf, aber fügte sich. Sie hatte häufig „Nücken —" und so fiel's ihm weniger auf.

Die ganze Nacht blieb der Frau die Ruhe fern. Sie stieg aus dem Fenster und kühlte immer wieder die Wunden am kalten Wasser des Brunnens. Aber wenn sie auch zeitweilig Erleichterung verspürte, so blieb doch ein eigentümliches Wühlen im Blut, das, als sie sich endlich ins Bett warf, einen Charakter annahm, der ihr jählings den Gedanken einflößte, sie könne an dem Biß des tollwütigen Hundes zu Grunde gehen.

Sie wußte von solchen Fällen, von unheilbarer Blutvergiftung.

Und dann stieg nach der Nacht der helle Morgen empor. Im Halbschlaf, unruhig, stöhnend lag das Weib da, bis dann Jost gegen Mittag endlich laut und heftig an die Thür pochte, sie ihm öffnen und ihm — dem grauste — alles enthüllen mußte.

* * *

Schon an demselben Tage verbreitete sich wie mit Sturmwind die Nachricht im Dorf, daß Peter Habermanns Hund getötet, ein Dieb ins Haus gedrungen und Peter 75 000 Mark entwendet worden seien.

Aber noch mehr! Es begann — da man sich natürlich in nahe liegenden Vermutungen erging — ein Zischeln und Raunen in allen Kreisen, daß an diesem Diebstahl die eigene Familie beteiligt sei.

Und das Schwatzen und Flüstern nahm solchermaßen zu, daß der Ortsvorsteher und der Gendarm am folgenden Vormittag in dem Bauernhause des Jost Habermann erschienen, um ihn und seine Frau einem Verhör zu unterwerfen, ja, die Wohnung zu untersuchen.

Entsetzliche Stunden hatten Mann und Frau inzwischen verlebt.

Jost folterte die Angst vor Entdeckung. Er war so verschüchtert und hatte solche Furcht, sich überhaupt mit Menschen einzulassen, daß er nicht einmal den sich am nächsten Vormittag meldenden Emil Brodersen vorließ. Wenn der auch das Beste zu berichten hatte, so besaß das gegenwärtig doch keinerlei Wert für ihn. Die Frau lag da besinnungslos an einem Nervenfieber. Sie phantasierte fürchterlich immer wieder über denselben Gegenstand. Sie eiferte mit dem Hund; sie schlug nach ihm, und dann wieder

schrie sie, weil sie sich verfolgt glaubte, auf und wollte aus dem Bett. Aber sie sprach auch von dem Schatz, den sie besaß, den man ihr nehmen wollte. Sie drängte ihren Mann, ihn im Garten zu vergraben.

Den Arzt zu rufen, war unter solchen Umständen nicht ratsam, ja unmöglich. Und doch konnte nur er — wie Jost urteilte — helfen, — das Leben der Frau retten.

Und wie er sich mit dem gestohlenen Gelde verhalten sollte, — er wußte es nicht. Am liebsten hätte er es seinem Bruder ungesehen wieder hingelegt.

Vielleicht hatte er gar nicht bemerkt, daß es fehlte. — Aber vielleicht war der Diebstahl doch schon entdeckt. Der Hund war sicher den gegen ihn geführten Schlägen erlegen. Dieser Umstand hatte natürlich zu Nachforschungen über die Gründe geführt.

Und nun erschien plötzlich der Amtsvorsteher und der Gendarm in Josts Wohnung, und die beiden steckten eine Miene auf, daß ihm das Herz stockte.

Während die Kinder an der Thür der Wohnstube horchten, in die zu ihrer Neugierde die Männer mit ihrem Vater gegangen, während im Schlafgemach die Mutter immerfort dermaßen tobte, daß sie vor Angst zusammenfuhren, fand das Verhör statt. Und dieses endete damit, daß Jost, der nichts zu wissen erklärte, der leugnete, weil ihn die Vorstellungen der Folgen seines Bekenntnisses doch noch weit mehr bedrängten, als Angst und Gewissensdrang vorläufig Macht besaßen, aufgefordert wurde, seine Frau herbeizuholen. Auch sie sollte einem Verhör und deshalb unterworfen werden, weil ein kleiner Junge ausgesagt hatte, daß er sie während des Gewitters in der Nähe der Hofstelle von Peter gesehen habe.

Nun war's schier aus. Nun zitterten dem Bauern dermaßen die Glieder, daß er kaum zu gehen vermochte. Dennoch erklärte er, nachsehen zu wollen, ob der Zustand seiner Frau eine Besprechung zulasse.

Aber als er dann die Wohnstubenthür öffnete, schrieen plötzlich die Kinder, die sich in der Tenne aufhielten, mit heulenden Lauten auf, und als die Anwesenden herbeieilten, sahen sie Stine im Nachtgewand an ihnen vorüberschießen und kreischend, als ob sie von Gespenstern verfolgt werde, den Ausgang nach dem Vorplatz nehmen.

Und ehe man es hindern konnte, flog sie auf den gleich zur Linken befindlichen Ziehbrunnen zu, schwang sich auf die Brüstung und stürzte sich, mit dem Kopfe voran, hinab.

Und bei diesem Sturz zerschellte ihr Haupt an der Steinwand, und ein grauenhaft zerstümmelter Leichnam wurde später von den Knechten ans Tageslicht geschafft.

Dieser grausige Zwischenfall nahm die Gemüter der Amtspersonen vorläufig so sehr gefangen, daß sie Jost nicht in Haft nahmen, sondern sich nur noch an die Durchsuchung sämtlicher Räume begaben.

Sie fanden indessen nichts; sie konnten auch nichts finden, da Jost inzwischen das Paket in der Doppelwand eines alten Bettes, in dem er auch seine übrigen Wertstücke versteckt hielt, verborgen hatte.

Und also, da Jost immer noch nichts zu wissen erklärte, die Frau nicht mehr gefragt werden konnte, und die Untersuchung kein Resultat ergeben hatte, mußten sich Amtsvorsteher und Gendarm nach dreistündigem Aufenthalt unverrichteter Sache wieder entfernen.

„Erst weitere Untersuchungen würden hoffentlich ein Ergebnis herbeiführen!"

* * *

Und abermals war's Nacht. Die Leiche der Frau war in dem Anbau gebettet. Sie hatte ausgelitten. Sie war dem irdischen Rächer entgangen und unterlag nun einem höheren Richter. Die Kinder, die durch den Vater einigermaßen besänftigt worden, schliefen. Nur Jost wachte. Er saß auf dem Bettrand, das Angesicht in die Hände vergraben, und grübelte und stöhnte.

Allzuviel war's, was sein, wenn auch sonst so kaltes Gemüt betroffen.

Die Frau, die Mutter der Kinder, tot, er fortan vereinsamt! Doppelt einsam, weil er sich nicht verhehlte, daß die Menschen eine richtige Ahnung hatten, die Ahnung, daß er der Dieb oder wenigstens der Hehler sei. Und daß ihm die Schande anhängen werde alle Tage — und daß auch die Untersuchung noch nicht beendigt sei!

Würde er ferner ebenso standhaft leugnen können? — Würde ihn sein unruhvolles Gewissen nicht treiben? — Schon jetzt folterte es ihn dermaßen, daß er sich wie erlöst fühlen würde, wenn er das schreckliche Geheimnis von sich werfen könne.

Aber während er so dasaß — ein völlig Geschlagener — wurde plötzlich von draußen an das Fenster gepocht. Und als er entsetzt emporschrak und hinausschaute, sah er — seinen Bruder Peter vor sich, der ihm eilige versteckte Zeichen machte, daß er öffnen solle.

Aber nicht ernst, nicht vorwurfsvoll sah der aus, nein, milde, gütig, sanft und liebevoll wie ein Christus, dessen Angesicht er trug.

Und als er ihn dann zitternd vor Erregung ins Haus gelassen, als sie einander gegenüber saßen, da sprach Peter: „Ich weiß, daß es deine Frau gewesen ist, die die Papiere entfernt hat. Ich weiß, daß du sie in Verwahrung hast. Gieb sie mir! Ich will erklären, daß ich Unrechtes behauptete, daß ich vergessen hätte, ich habe grade sie an einem anderen Ort verwahrt gehabt. Und damit man mir glaubt, will ich sie vorzeigen und dadurch euch von aller Schuld freisprechen. Ich vergesse nicht, daß du mein Bruder bist und daß wir uns einst als Kinder lieb hatten und uns verstanden. Und wohlgemerkt: diese 75000 Mark will ich schon bei Lebzeiten deinen Kindern als Eigentum überweisen. Wenn alles vergessen ist, so will ich sie dir ausliefern. — So, Jost, und nun lasse uns künftig wieder Freunde sein! — Und geh in dich! Wirf die greuliche Habsucht und die Engherzigkeit ab! Sei ein Mensch, einer, von dem man fortan als einem solchen mit Achtung spricht!"

Dem Mann, der das hörte, schmolz das bisher

BLB Karlsruhe

versteinerte Herz. Ja, das war ein Christus ähnlicher Mensch, der eben gesprochen.

Unwillkürlich fiel sein Kopf herab, stromweise schossen ihm die Thränen aus den Augen, und ein Beben flog durch seinen Körper. Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust und flüsterte: „Ik bün nich wert, dat du so to mi sprikst, Peter. — Ik bün slecht — ich hev di un din Fru alltoveel aftobed'n."

Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust.

Aber Peter ließ ihn in seiner hochherzigen Weichheit nicht einmal ausreden. Er küßte ihn zärtlich und sagte: „Du sollst es nur gleich wissen, Jost, meine Frau ist mit allem einverstanden. Sie billigt, was ich heute nacht thue. Nur eine Bedingung macht sie: Du sollst dem Vermittler, du sollst unserm Schulkameraden Emil, von diesem Gelde einen Anteil zahlen. Er hat's verdient. Willst du?"

Jost nickte nur; er konnte nicht reden. So gerührt, so glücklich, so erleichtert war er, daß er unwillkürlich ein Gebet zum Himmel sandte, aber auch nochmals und abermals seinem Bruder in seinem überströmenden Gefühl die Hand drückte.

Und dann schlich allmählich der Morgen auf leisen Sohlen heran, und leise entwich Peter und eilte auf Umwegen seiner Wohnung zu.

Denksprüche.

Das, was dein Aug' an andern sah,
Wird andern nicht an dir entgehn;
Wir stehn uns selber viel zu nah,
Um unsre Fehler selbst zu sehn.

Freundesrat — früh und spat!
Freundesthat — seltne Saat!
Über der Freundschaft Opfer bringen,
Schreib zu den Wundern und heil'gen Dingen.

Viktor Blüthgen.

Von einem gar bösartigen Teufel.

Standrede des Hinkenden.

In einem Winterabend saßen wieder einmal die Getreuen des Hinkenden, der Bürgermeister, Peter der „Medizinalrat", Kilian der Hufschmied und noch einige ehrbare Bürger, am runden Tisch im „Löwen" und politisierten. Den Anlaß zu ihrer Unterhaltung hatte ein Artikel im Blättle gegeben „über die Zunahme der Verbrechen."

„Ganz richtig gesagt wird's da in unserm Blättle: nichts anderes ist daran schuld, als daß die Leute keine Religion mehr haben. Laßt nur erst die Kapuziner wieder ins Land kommen, dann wird alles besser werden." In diesem Augenblick hielt ein Wägele vor dem Wirtshaus und alle riefen erfreut: „Der Hinkende!" — und er war es auch, und etliche Minuten darauf saß er ebenfalls am runden Tisch, und der Löwenwirt stellte schmunzelnd einen Schoppen Markgräfler vor ihn hin. Der Hinkende aber schob kopfschüttelnd das Glas beiseite.

„Was fällt Euch ein, Hinkender," brummte der Löwenwirt gekränkt, „ist Euch mein Markgräfler nicht mehr gut genug?"

„Euer Markgräfler ist so gut, wie er nur sein kann," meinte der Hinkende, „aber ich bin bei der Fahrt durch und durch kalt geworden, und," wendete er sich an die Löwenwirtin, die mit ihrem Strickstrumpf hinter dem Ofen saß, „eine Tasse Kaffee ist das Beste in diesem Falle."

„Der Wein wärmt aber doch ebensogut," brummte der Löwenwirt, „das wissen doch wir Bauern am besten!"

„Darüber möchte ich gerade mit Euch heute ein Wörtlein reden," meinte der Hinkende, „wenn's Euch recht ist; aber ich möchte die Unterhaltung nicht stören. Darf ich vielleicht fragen, wovon eben die Rede war?" wendete er sich an den Bürgermeister.

„Wir haben eben über einen Artikel im Blättle gesprochen, über die Zunahme der Verbrechen, und da heißt es sehr richtig, daß daran nichts anderes schuld ist, als weil die Leute keine Religion mehr haben und daß da nur die Kapuziner noch helfen können."

„So, meint Ihr?" erwiderte da der Hinkende, „die Kapuziner? Ja, das waren einmal gewaltige Redner, das muß man ihnen lassen und das Standredenhalten war ihre Spezialität; man sah ordentlich die Teufel leibhaftig vor einem tanzen, wenn sie beschrieben, wie es in der Hölle ausschaut und wie es da zugeht. Wenn's den Herren aber recht ist, so will ich Euch heut abend auch einmal eine Kapuzinerpredigt halten, und zwar über einen alten

Text, der ja leider immer neu bleibt: Ueber den Schnapsteufel." Dabei legte der Hinkende eine kleine Schrift auf den Tisch, betitelt: „Die Alkoholfrage. Ein Vortrag von Dr. med. G. Bunge, ordentlichem Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel," und setzte hinzu: „Das ist mein Text und nun fange ich an. — Wir wollen es machen wie der Professor Bunge selber und ohne Umschweife den Schnapsteufel gleich beim Ohre packen — oder auch am Schwanze, wenn's so bequemer ist. Was ist es nun," wendete er sich an Peter, den Medizinalrat, „was im Wein, Bier und Schnaps wirksam ist? Was erwärmt, wie der Löwenwirt meinte und, wie jeder weiß, berauscht, wenn man viel davon getrunken hat?"

„Das ist der Alkenhol," meinte der Peter mit wichtiger Miene, „oder auch Weingeist genannt."

„Ganz recht, der Alkohol," bestätigte der Hinkende. „Er ist es, der unsern Körper erwärmt, denn er verbrennt in diesem ebensogut wie in der Löwenwirtin ihrer Spirituslampe, wenn sie darauf dem Kleinen nachts die Milch wärmt. Aber ein kleiner Unterschied ist doch dabei: der menschliche Körper ist ein böser Ofen; wenn er mit Alkohol geheizt wird, so giebt er mehr Wärme ab, als der Alkohol erzeugt hat; das heißt: er setzt noch von seiner eigenen zu. Wie eine schlechte Haushälterin giebt er nicht nur das Geld aus, mit dem er die Wirtschaft bestreiten soll, sondern er greift auch noch der Hausfrau in die Tasche. In gelehrter Weise drückt dies der Doktor Bunge so aus: Wenn der Alkohol die Wärmequellen vermehrt, so vermehrt er auf der andern Seite auch die Wärmeabgabe. Diese letztere überwiegt: Das Gesamtresultat ist eine Temperaturverminderung, welche einfach mit Hilfe des Thermometers durch zahllose Versuche nachgewiesen ist. Die vermehrte Wärmeabgabe kommt folgendermaßen zustande. Der Alkohol bewirkt eine Erweiterung der Blutgefäße in der Haut; infolgedessen strömt mehr warmes Blut durch die kühle Oberfläche; es wird mehr Wärme nach außen abgegeben. Die Erweiterung der Blutgefäße ist folgendermaßen zu erklären: In den Wandungen der Blutgefäße befinden sich kleine Ringmuskeln, die beständig in der Zusammenziehung begriffen sind. Der Anstoß dazu geht von gewissen Nervenfasern aus, die zu den Ringmuskeln verlaufen und die alle einen gemeinsamen Mittelpunkt im Gehirne haben. Der Alkohol lähmt diesen Mittelpunkt; der Nervenreiz hört auf; die Ringmuskeln erschlaffen; die Blutgefäße erweitern sich; die Haut wird blutreicher und giebt dieses durch die rote Färbung zu erkennen. Die Rötung der Wangen nach Weingenuß, welche immer als erregende Wirkung des Alkohols gedeutet wird, ist also eine Erscheinung der Lähmung. Man sagt, der Alkohol wärme bei kaltem Wetter. Dieses Wärmegefühl aber ist eine Selbsttäuschung; man fühlt das warme Blut in vermehrter Menge zur Haut strömen. Thatsächlich aber ist er nicht erwärmt, sondern abgekühlt." — Der Hinkende machte eine Pause, damit seine Zuhörer das vorerst verdauen könnten, was sie vernommen; dann fuhr er fort:

„So, nun wissen wir also, was es mit der sogenannten Erwärmung durch den Alkohol auf sich hat. Diese Art Heizung taugt also nichts, sie ist ebenso unvernünftig, als es wäre, wenn die Löwenwirtin hier den Kachelofen mit den kleingehackten Stühlen und Tischen heizen und dann die Fenster aufreißen wollte, denn ein mindestens ebenso kostspieliges Heizmaterial ist der Alkohol. Ich will es noch an einem Beispiel beweisen: ein richtiger Ofen wird bekanntlich um so wärmer, je mehr Holz oder Kohlen man hineinsteckt. Wäre nun der Alkohol ein rechtschaffenes Heizmaterial, so müßte einer um so wärmer werden, je mehr er davon trinkt. Was lehrt aber die Erfahrung? Niemand erfriert im Freien leichter als ein Betrunkener, und jedermann weiß, daß man einen Starkbetrunkenen zu seiner Rettung oft nur noch in einen warmen Misthaufen steckt (appetitlich ist's ja nicht), um ihn vor dem innern Erfrieren zu retten, und wenn ein Esel hingeht und steckt den Betrunkenen „zu seiner Erfrischung" in den Bach, so kann er ihn dadurch umbringen. Daß der Betrunkene seine eigene Kälte nicht spürt, hat einen ganz andern Grund: er ist gelähmt und für die Kälte unempfindlich geworden; er spürt die Kälte ebensowenig mehr wie ein Toter und hat schließlich auch nicht viel mehr Wärme in sich als ein solcher."

Hier machte der Hinkende wieder eine kleine Pause, damit nur alles gut einginge in die etwas harten Köpfe seiner Zuhörer, und dann fuhr er fort:

„Nun, Kilian, Ihr sollt jetzt einmal den Verteidiger und Rechtsanwalt des Angeklagten Schnapsteufel spielen. Was könnt Ihr noch zugunsten des Angeklagten anführen?"

„Daß er Kraft git; der Wi git Kraft, bigott," sagte der Kilian und schlug mit der Faust auf den Tisch, und der Löwenwirt nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Und ich sage Euch, auch das ist eine Täuschung," erwiderte der Hinkende und schlug ebenfalls mit der Faust auf den Tisch, „das hat man an den Soldaten ausprobiert und gefunden, daß sie in Kriegs- und Friedenszeiten, in allen Himmelsstrichen, bei Hitze, Regen und Kälte alle Strapazen der angestrengtesten Märsche am besten ertragen, wenn sie weder Bier, noch Wein, noch Schnaps zu sich nehmen, und ebenso ist es mit den Seeleuten. Die meisten Walfischfahrer z. B. haben keinen Tropfen alkoholischer Getränke an Bord. Um's kurz zu sagen: Der Alkohol stärkt niemanden, er betäubt nur das Müdigkeitsgefühl. Das Müdigkeitsgefühl aber ist das Sicherheitsventil an unserer Maschine. Wer das Müdigkeitsgefühl betäubt, um weiter zu arbeiten, gleicht dem, der gewaltsam das Ventil verschließt, um die Maschine überheizen zu können."

Bei diesen Worten hatte der Hinkende seine Tasse Kaffee ausgetrunken und schob die Tasse von sich.

„Euer Kaffee ist gut, Löwenwirtin," sagte er,

BLB Karlsruhe

„wie wär's, wenn Ihr künftig jedem Handwerksburschen, der friert oder müde ist, statt des Glases Schnaps eine Tasse Kaffee hinstellen würdet? Es brauchte ja just nicht vom besten zu sein."

„Ja, das fehlte mir gerade noch," brummte die Löwenwirtin, „da könnte ich den ganzen Tag in der Küche stehen und Kaffee kochen!"

„Das ist gar nicht nötig," meinte der Hinkende, „da, in der Röhre Eueres Kachelofens hat Euer größter Kaffeehafen Platz, und warm bleibt er auch."

„Dann kann ich ja auch dem Löwen auf dem Schild

„Da kann ich ja auch dem Löwen auf dem Schild eine Kaffeetasse malen lassen."

draußen das Weinglas aus der Pratze nehmen und ihm dafür eine Kaffeetasse malen lassen," meinte der Löwenwirt ärgerlich lachend, „und den Wein und das köstliche Chriesiwasser lasse ich einfach auf die Straße laufen, nicht wahr, Hinkender?"

„Das ist wiederum gar nicht nötig, Löwenwirt," meinte beschwichtigend der Hinkende, „alles zur rechten Zeit und am rechten Ort. Ein Gläschen Wein zum Mittagessen wird dem, der dies gewöhnt ist und sich's gönnen kann, nicht viel anhaben, und ein Glas Bier auch nicht, aber, daß man sich damit stärken könne, das ist, wie ich Euch gesagt habe, eine Täuschung. Wer Maß zu halten weiß, wer bei einem kleinen Quantum bleiben kann, den sollte man in Frieden bei seinem Schoppen lassen, wer aber nicht ganz sattelfest ist, der thut am besten, wenn er das Trinken ganz und gar aufgiebt und sich vor dem Alkohol hütet wie vor einem Gift, denn er ist nun leider Gottes einmal ein solches. Wer's nicht fertig bringt, zur ganz gewohnten Stunde nach Hause zu gehen, wer sich noch von einer „lustigen" Gesellschaft hinreißen läßt und hocken bleibt, der sollte sich schon vor dem ersten Glase hüten, denn er ist auf dem besten Wege, sich zu ruinieren. Notabene, das ist so meine Meinung; der besagte Professor Bunge will auch davon nichts wissen, so wenig traut er eben dem Schnapsteufel. Wir wollen den gelehrten Herrn selbst wieder einmal über die Wirkungen des Alkohols reden lassen: Der Mensch wird offenherzig und mitteilsam, er wird sorglos und lebensmutig — er sieht eben nicht mehr klar die Gefahren. Vor allem aber äußert sich die lähmende Wirkung des Alkohols darin, daß er jedes Gefühl des Mißbehagens und des Schmerzes betäubt und zwar zunächst die bittersten Schmerzen, die seelischen: den Kummer, die Sorgen. Daher die heitere Stimmung, die sich der trinkenden Gesellschaft bemächtigt. Niemals aber wird ein Mensch durch geistige Getränke geistreich. Dieses so verbreitete Vorurteil beruht auf einer Selbsttäuschung; es ist gleichfalls nur ein Anzeichen der beginnenden Hirnlähmung: in dem Maße, als die Selbstkritik sinkt, steigt die Selbstgefälligkeit. Zu den quälenden Gefühlen, die der Alkohol betäubt, gehört auch das Gefühl der Langenweile. Die Langeweile aber ist, wie das Müdigkeitsgefühl, eine Vorrichtung zur Selbstregulierung in unserm Organismus. Wie uns das Müdigkeitsgefühl zur Ruhe zwingt, so zwingt uns das quälende Gefühl der Langenweile zur Arbeit und Anstrengung, ohne welche unsere Muskeln und Nerven erschlaffen würden und ein gesunder Zustand nicht möglich wäre. Wird die Langeweile nicht durch Anstrengungen irgend welcher Art beseitigt, so schwillt sie stetig an und gestaltet sich schließlich zu einer wahrhaft dämonischen Macht. Es ist interessant zu beobachten, zu wie verzweifelten Mitteln träge und hohle Menschen ihre Zuflucht nehmen, um ohne eigene Anstrengung dem Dämon der Langenweile zu entrinnen. Rastlos treibt er sie durch ununterbrochene Geselligkeit von einem Orte zum andern, von einer Zerstreuung zur andern. Aber alle diese Fluchtversuche wären vergeblich: die Menschen würden sich schließlich doch gezwungen sehen, in irgend einer Weise ihr Hirn und ihre Muskeln anzustrengen, um das Gefühl der Ruhe und Befriedigung wieder zu gewinnen und die eigene Leere auszufüllen, wenn sie nicht — den Alkohol hätten. Der Alkohol befreit sie sanft und leicht von dem Dämon. Dem Trinker und der trinkenden Gesellschaft kommt die eigene Oede und Leere niemals zum Bewußtsein. Sie brauchen keine Interessen, keine Ideale; sie haben ja die Wonne, das Behagen der Betäubung. Nichts ist für die Entwickelung eines Menschen verhängnisvoller, nichts untergräbt und zerstört in dem Grade das Beste, was er hat, nichts ertötet mit so unfehlbarer Sicherheit jeden Rest an Thatkraft, wie die fortgesetzte Betäubung der Langenweile durch den Alkohol."

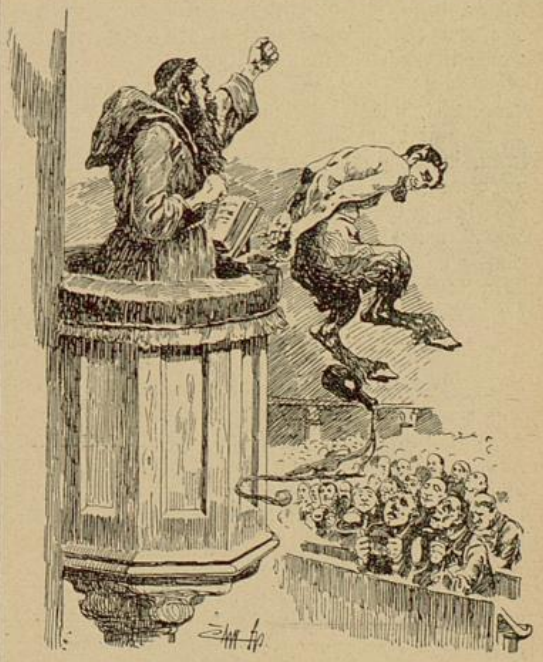
„Dem Schnapsteufel macht der aber gründlich den Garaus," meinte der Barbier Peter. „Mich werdet Ihr aber noch nie mit einem Schnapsglas getroffen haben," fügte er mit einem rechten Pharisäergesicht hinzu. „Zum Wein langt es mir bei diesen schlechten Zeiten höchstens einmal am Sonntag. Aber mein Glas Bier werdet Ihr mir doch hoffentlich in

Ruhe lassen, denn Ihr wißt wohl so gut wie ich, daß das Bier sogar als Nahrungsmittel betrachtet werden muß, und als solches in manchen Ländern eine große Rolle spielt, z. B. in Bayern." „Ein sauberes Nahrungsmittel, das Bier," erwiderte der Hinkende. „Damit kommt Ihr dem Doktor Bunge gerade recht! Was es an Nährstoffen enthält, daran ist schon in der gewöhnlichen Nahrung der meisten Menschen kein Mangel, meint er, sondern bereits ein Ueberfluß. Es liege also gar kein Grund vor, diese Bestandteile, die Kohlehydrate, der Nahrung noch hinzuzufügen. Nun, Kilian, thut jetzt doch auch einmal wieder den Mund auf! Was habt Ihr noch zugunsten des Angeklagten vorzubringen?"

Der Kilian kratzte sich verlegen hinter den Ohren und stierte in sein leer gewordenes Bierglas.

„Also gar nichts mehr, wie's scheint," meinte der Hinkende, „dann hat also der Staatsanwalt wieder das Wort! Mit der Erwärmung und Stärkung durch den Alkohol ist's also nichts, wie wir gesehen haben, und ich nehme es nur auf meine Kappe, wenn ich denen rate, bei ihrem Schoppen zu bleiben, die dabei auch ihr eigener Herr bleiben können. Damit ist aber auch alles gesagt, was sich zugunsten des Alkohols sagen läßt. Daß er nicht viel hilft, haben wir gesehen. Er ist aber noch dazu ein Wucherer der schlimmsten Art. Und wie er zu Werke geht, das schildert ein anderer Gelehrter, der Professor Gaul in Zürich, folgendermaßen. Er vergleicht ihn mit seinem Vetter, dem Morphium, und schreibt in seinem Werkchen: „Wie wirkt der Alkohol auf den Menschen?" (Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken): Fast jedermann kennt heutzutage das Schicksal der Morphiumsüchtigen. Im Anfang ist die Betäubung herrlich. Die Schmerzen schwinden, die Sorgen erscheinen in einem völlig veränderten Licht, die geschwundene Urteilskraft täuscht dem Betäubten ein ungemessenes Kraftgefühl vor. Alle Schwierigkeiten glaubt er spielend überwinden zu können. Alles beugt sich vor ihm, kleine unbedeutende Erregungen seiner Sinne spiegeln sich ihm zu großen Genüssen vor. Allmählich schwindet die Betäubung, die Urteilskraft kehrt zurück. Er erkennt die Wirklichkeit wieder, die Schmerzen sind noch da, die Sorgen sind noch da, alles das, was ihm draußen drohend gegenüberstand, hat sich nicht verändert. Verändert hat er sich nur selbst, denn er ist schwächer und feiger geworden. Mit dieser Erkenntnis der Wirklichkeit aber erwacht auch die Sehnsucht nach der Wiederholung der Täuschung, in der er sich grenzenlos stark glaubte. So addiert sich Verlust auf Verlust in der Kraft seines Nervensystems und nach 2—3 Jahren ist der Morphiumsüchtige eine elende Ruine. Der Alkohol giebt länger Kredit, oft 20 bis 30 Jahre; aber er ist ebenso unerbittlich, denn der Prozeß ist im Grunde ganz derselbe.

„Das ist aber noch nicht alles. Was der Schnapsteufel sonst noch für Unheil anrichtet, darüber könnte man noch stundenlang reden. Hören wir noch, was der Professor Bunge darüber sagt: Es ist bekannt, daß durch den Mißbrauch alkoholischer Getränke ein ganzes Heer von Krankheiten entsteht, daß kein Organ unseres Körpers vor seiner zerstörenden Wirkung bewahrt bleibt. In England sagen die Aerzte, daß die Hälfte aller Erkrankungen durch den Alkohol verursacht werde. Fast alle sind darin einig, daß viele dieser Krankheiten — insbesondere die vielfachen durch den Alkohol erworbenen Nervenleiden, von der leichtesten Nervosität bis zum ausgesprochenen Wahnsinn — in hohem Grade erblich sind. Wurde doch beispielsweise festgestellt, daß unter 300 blödsinnigen Kindern, deren Eltern in Bezug auf ihren Gesundheitszustand und ihre Lebensweise genau untersucht wurden, 145 von Eltern abstammten, die Gewohnheitstrinker waren! — Ebenso bekannt ist der Zusammenhang zwischen Trunksucht und Verbrechen. Die Kriminalrichter, Polizeibeamten und Gefängnisdirektoren in fast allen civilisierten Staaten sind darin einig, daß 70 bis 80 Prozent aller Verbrechen die Folge des Alkoholmißbrauches sind. Nach einer an 32837 Gefangenen in 120 Anstalten aus allen Teilen des Deutschen



Die Kapuziner müßten in ihren Predigten dem Schnapsteufel eine Ohrfeige links und eine rechts versetzen.

Reiches angestellten Zählung werden von allen Morden 46 Prozent „im Zustande der Trunkenheit" verübt. Beim Totschlag beträgt das Verhältnis 63 Prozent, bei der schweren Körperverletzung 74 Prozent, bei der leichten Körperverletzung 63 Prozent, beim Widerstand gegen die Staatsgewalt 76 Prozent, beim Hausfriedensbruch 54 Prozent, bei Verbrechen gegen die Sittlichkeit 77 Prozent. Es ist ferner bekannt,

daß in den meisten civilisierten Staaten der Welt 20—40 Prozent der männlichen Wahnsinnigen nach Urteil der Irrenärzte ihr furchtbares Schicksal dem Alkohol zu danken haben."

„So, jetzt wissen wir auch, um auf unsere frühere Unterhaltung zurückzukommen, daß nicht nur der Mangel an Religion schuld ist an der Zunahme der Verbrechen," meinte der „aufgeklärte" Barbier Peter. „Davon reden wir vielleicht ein andermal noch ausführlicher," meinte der Hinkende, „nur eins will ich noch anführen. In Nordamerika giebt es einige Staaten, in denen die Erzeugung und der Verkauf aller alkoholischen Getränke gesetzlich verboten ist. Und da hat man, nicht wie bei uns eine Zunahme, sondern eine auffallende Abnahme der Verbrechen beobachtet. Wenn der Herr Pfarrer, der da Euer Blättle schreibt, sein ganzes Heil von den Kapuzinern erwartet, so hätte auch ich nichts dagegen, sie ins Land zu lassen, jedoch unter der einen Bedingung: daß sie in jeder ihrer gesalzenen Predigten dem Schnapsteufel eine Ohrfeige links und eine rechts versetzen müßten, und schließlich noch einen Tritt auf den Allerwertesten. Das würde wirken, denn, wie gesagt, das Predigen verstehen sie aus dem ff. Doch es ist spät geworden und nach Hause ist noch ein weiter Weg."

„Es ist schon angespannt, Hinkender," sagte der Löwenwirt, und die Löwenwirtin meinte nachdenklich: „Das mit dem Kaffee will ich mir einmal überlegen, ja, ich glaub', ich probier's einmal."

„Bravo," lachte da der Hinkende, „Löwenwirtin, Ihr seid eine gescheite Frau; ich hab' es auch gar nicht anders von Euch erwartet. Dafür schicke ich Euch künftig auch alle Handwerksburschen, die mir in den Weg laufen." — „Um Gottes willen nicht," sagte die Löwenwirtin erschrocken, „es sind ihrer so schon mehr als genug, die uns heimsuchen. Ich werde ihnen nun Euere Standrede bei der Kaffeetasse wiederholen und ihnen wegen des Schnapsteufels ins Gewissen reden."

„Ihr bringt sie doch im nächsten Kalender?" fragten die Stammgäste aus dem Löwen, als der Hinkende das Chaisle bestieg. Der Hinkende versprach es ihnen noch im Davonfahren. So, und da ist sie. — —

Wenn einer vergeßlich ist.

Aß der Schrofebur en arme Ma isch, säll cha justement nieme sage. Er hett en alt Schwarzwälderhus und die sinn in viele Stücke kommoder as die neumodische Staikaserne. Im Summer gänn sie chüehl, im Winter warm, grad wie-n e rächti Pelzchappe. 's Holz isch eba kei Leiter wie Stai und Ise, es loßt Hitz und Chälti nit dur, blibt vollständig neutral.

Und eso-n e chummlig Hus hett, wie scho gsait, d'r Schrofebur, und was au no öbbis wert isch, er isch gar nüt druf schuldig. Und in de Ställe liege siebe Chüeh, vier Stiere, eine schöner as der ander, e paar Chälbli, zwanzig Schof und zwei netti Roß, e Schimmel und e Chohli, aß me-n au im Stall an Himmel und Höll erinnert isch, wie d'r Schrofebur sait. In d'r Frau ihrem Departement grunze 12—14 Säu, und en Eber und zwei Moore sorge, aß ihr Gschlecht nit usstirbt oder usg'metzget wird, denn vome selber g'storben isch no selten eini. Aß au d' Hühner nit fehle, verstoht si doch vome selber.

In der Frau ihrem Departement grunzen 12—14 Säu.

Denn zuem Nudle mache, mueß me-n Eier ha, sunst werde sie doch e bizzeli wässerig, und mit de Chräfte, wo sie derno gänn, isch's nit wit her.

D' Schrofebüri, „wat dem Schrofebur sine Frau sein thut," wie d' Bärliner sage, isch ganz e gattige Person. Sie hett e paar Backe, wie-n e Pfifer, wenn er blost; sie isch dick und stämmig und d' Arm sinn eso glatt, aß au d'r g'schickscht Floh usschlipft, wenn er druf gumpt. Sunst isch sie die gueti Stund selber. Wenn sie e Handwerksburscht übernacht hett, git sie em au no e Federechissi unter d'r Chopf, wenn sie en hinter d'r Ofe lait. Denn sie meint, der Satz: „Ein gutes Gewissen ist ein gutes Ruhekissen", sei umg'chehrt au nit so übel. Wenigstens rimt sich's grad so guet. Neben allem dem isch d' Schrofebüri en eifachi Frau. 's Modischurnal macht ihre kei Chopfweh. Sie hett, wie me's vor altem scho gha hett, immer e Paar eso eifachi Bändelschüehli ohni Absätz, blaui Strümpf, e rote Wattunterrock, drei Zoll dick, und obe drüber lit in zierlige Falte-n e grüene, aß d' Hoffnig nit usgoht. Witer obe chunnt e schwarz Tschöbli und e Halsmantel mit fing'stickter Gold-

ornamentik, uf em Chopf sitzt e Chappe mit handbreite Bändel und hinte vergoldet. Und wäge dem ha-n i unte bi de Schueh ang'fange, will's ufezue immer schöner und goldiger wird bi d'r Schrofebüri.

Und uf eso-n e Frau sott d'r Schrofebur nit stolz si?! Nai, sie und 's Vieh, und d'r Libsitzer, d'r Karli, und sini zwei Maideli, 's Mareili und 's Suseli, sinn em 's Liebst uf d'r Welt, wenn er nüchter isch! — I sag': wenn er nüechter isch; denn er isch au mengmol nit nüechter, und derno weißt er nimmi, öb er d'r Bueb oder d'r Vatter isch, und macht Streich, sie sinn vo d'r G'scheitheit so wit e wägg, wie d'r Nordpol vom Fäldberg im Großherzogtum Bade.

„Aber wo hesch 's Fuhrwerk?" fragen Frau und Kinder.

So isch's au do letschthi gsi: d' Frau hett em de Morge, wo-n er mit Holz in d' Stadt g'fahren isch, d' Chüechlipfanne mitgä und g'sait, er soll sie zuem Spängler trage, aß er e neue Bode dri mache chönn.

„Bring mer sie aber z'obe wieder heim," lait sie em no uf d' Seel, „sunst cha-n i morn nit chüechle, und mer hänn jo d'r Schnider, der ißt d' Chüechli gern!"

D'r Schrofebur fahrt in d' Stadt, verchauft si Holz wie ein, wo Verstand hett, trait au d' Pfanne zuem Spängler, und will de sait, vorem vieri z' obe chönn er d' Pfanne nit fertig mache, goht d'r Schrofebur ins Wirtshus und wartet. Und will me inere so-n e Wirtschaft nit so troche hisitze cha, trinkt er ei Vierteli ums ander. Z'obe-n um vieri isch d' Pfanne g'macht und fertig gsi, aber au im Schrofebur si Rusch. Er hett sich in de Hoor g'chratzt und g'studiert, was er d'r Frau nur au bringe müeß. Aber wie-n er au grüblet und g'chratzt hett, es isch em um alli Welt nit ig'falle. Endlig bringt d'r Spängler d' Pfanne selber und d'r Schrofebur zahlt em no e Vierteli zue d'r Rechnig hi. Denn es isch em e Stai ab em Herz, sider aß er die Pfanne hett. Ohn' sie wär' er nit gern heim. Er wär' e weng chitzlich empfange worde. Denn so guet as d' Frau isch, wenn sie emol recht widrig wird, macht sie 's wie d' Wiber alli. Sie thut als scho bäfzge, wenn er e Rusch heimbringt, und e Rusch und kei Pfanne, nai, das wär' 's reinst jüngst G'richt gsi. „Aber jetz," denkt er, „cha's jo nit fehle, die neu' Pfanne deckt d'r Rusch zue und drum trink' i no eis."

Er trank noch eins, zwei, drei und mehr, „schließlich aber erinnert er sich seiner Pflicht;" er nimmt d' Pfanne-n uf d' Achsle und wanderet wohlgimuet heimezue.

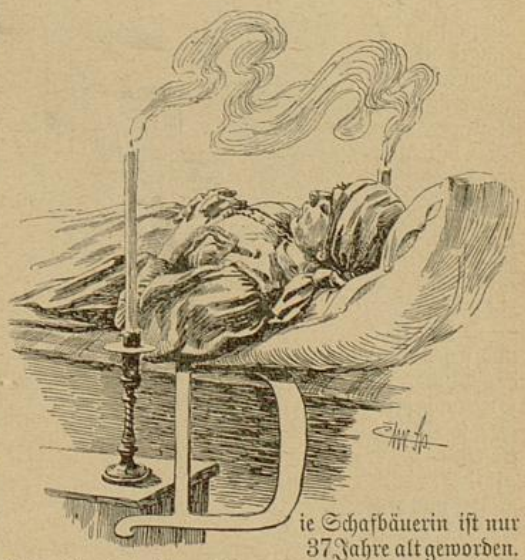
„Do hesch di Pfanne!" sagt er zur Frau, als er in seine Stube tritt, „i ha müesse lang warte druf, sunst wär' i ehnder heim cho."

„Aber wo hesch 's Fuhrwerk?" fragen Frau und Kinder.

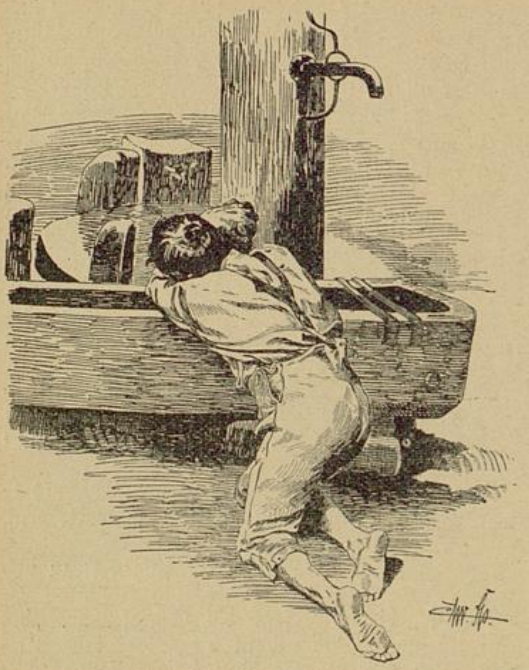
„Jä so, bigotts!" sagt d'r Schrofenbur, „des stoht jetz no im Bäre-n in d'r Stadt inn. Des ha-n i jetz vergesse wäge der chaibe Pfanne. Me cha doch nit an alles uf eimol denke."

Und d' Schrofebüri hett d' Händ z'sämmeg'lait und gege-n em Himmel g'luegt, wie wenn sie dört öbbis sueche müeßt! — —

Wenn ein guter Mensch stirbt.



Die Schafbäuerin ist nur 37 Jahre alt geworden. Das ist eine kurze Spanne Zeit, aber für diese Bäuerin war sie lang genug, um das zu erwerben, was vielen anderen in 70 bis 80 Jahren, ja in noch



Am Brunnen aber kniet das Hirtenbüblein und gedenkt weinend der Bäuerin.

„Die Schafbäuerin ist gestorben!“ so ging es wie ein Lauffeuer durch den großen, weitzerstreuten Ort, und der Jammer des Schafhofes fand seinen mächtigen Widerhall in der ganzen Gemeinde; denn alle, ob klein oder groß, ob reich oder arm, wußten etwas Liebes und Gutes von dieser Frau zu erzählen.

Im Schafhof, am Brunnen, aber kniet das Hirtenbüblein und gedenkt weinend der Bäuerin; es denkt an den mütterlichen Schutz, den ihm die gute Bäuerin gegenüber den größeren Dienstboten gewährte, — es denkt an die vielen Mümpfeli Speck und an die zahlreichen Schüsseli voll Milch und Kaffee, die sie ihm in der Zwischenzeit gegeben, damit das Büble auch wachsen könne. Die Knechte haben Kummer, daß auf dem Schafhof nun alles anders, aber nichts besser werde, und erteilen der toten Frau das Lob der besten und tüchtigsten Bäuerin. Die Mägde aber halten die Schürze vor die Augen und können nicht genug erzählen, wie die gute Bäuerin so verständig und schonungsvoll mit ihnen gewesen sei bei Unwohlsein und in kranken Tagen, und wie sie für alle ihre Anliegen immer ein warmes Herz und ein seltenes Verständnis gehabt habe.

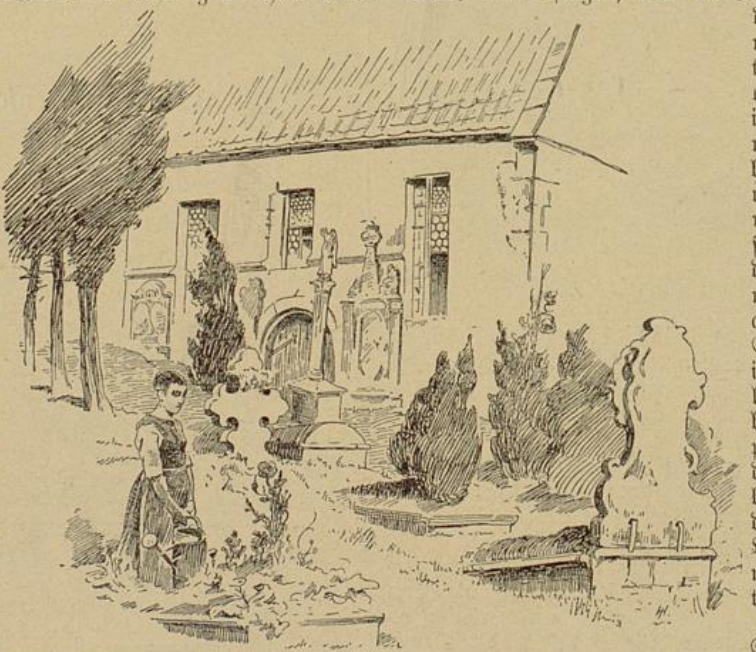
Der Mann, die noch ganz kleinen Kinder, das Hirtenbüblein, Knechte und Mägde, viele Glieder der Gemeinde stehen am Sarge und beten und weinen, und beides aus Herzensgrund und nicht nur, weil es so Mode ist.

Selbst die Besengret, was die Leichenbitterin ist, die doch sonst nur Krokodilsthränen weint und das Maß ihres Beileids nach den zu erhoffenden Gaben und Spenden richtet, fällt laut schluchzend an diesem Sarge nieder und klagt aufrichtig: „O Sophie, Sophie, isch's denn möglich, aß du tot bisch! O Sophie, wie mir au das athuet! Lieber zwanzig anderi as du allei. O nai, i cha's nit bigrife, aß du tot bisch!“

Des Bauern Schmerz zuschildern, ist rein unmöglich. Der war, wie die Unterländer sagen, ganz weg. Er aß nicht mehr, er trank nicht mehr und schloß sich in seine Stube ein, und es sah ganz so

längerer Lebenszeit nicht gelingen will: die Schafbäuerin hatte die Liebe und Achtung all ihrer Mitmenschen genossen.

Jetzt liegt sie da auf der Bank. Ihre ehemals mit sanftem Rot angehauchten Wangen sind gelb-weiß; die blauen Augen, deren mildglänzende Strahlen so oft tröstend und versöhnend in die Tiefe bekümmerter Herzen sich tauchten, — sie sind starr und geschlossen; der Mund, der so warm gesprochen, so mild getröstet, — er spricht nicht mehr, und die Hände, die so fleißig geschafft, von früh bis spät, in Haus und Feld, — sie sind mager und bleich und liegen gefaltet auf dem Herzen, das so treu und warm für andere geschlagen.



Stattliche Denkmäler stehen in Reih und Glied; nur der Schafbäuerin Grab ist ohne Denkmal.

aus, als ob er sich hintersinnen oder sonst was anstellen könnte. Erst, nachdem seine Schwiegermutter ihm den Standpunkt klar gemacht und ihn an seine Pflichten erinnerte, die nach dem Ableben seiner Frau doppelte seien, da nahm er wieder an den Geschäften teil, aber lange Zeit war er wie gedankenlos, wie geistesabwesend.

Die Zeit, die alle Wunden heilt, vermochte den Schmerz, den das Ableben der Schafbäuerin in so vielen Herzen zurückgelassen, zu mildern und zu lindern, nicht aber konnte sie den Dank und die Liebe verwischen, welche diese Bäuerin sich in so hohem Maße erworben. Auf dem Kirchhofe reiht sich Grab an Grab, und stattliche Denkmäler stehen in Reih und Glied; nur der Schafbäuerin Grab ist ohne Denkmal.

Alle Sonn- und Feiertage aber kann man viele Menschen gerade an diesem Grabe sehen, wie sie die Blumen begießen, welche zarte Liebe und warmer Dank gepflanzt haben. Der Bauer hatte ganz recht, wenn er dem Bildhauer, der ihn wegen eines Grabsteines befragte, zur Antwort gab: „Nei, e Stei loß i kein mache. Si brucht kei Denkmol. Sie hett eis do inne," — hierbei deutete er aufs Herz — „und do isch eis und dört isch eis," und hier wies er auf die Kinder, „und die ganz Gmei bizügt's, wie sie gsi isch und wer sie gsi isch. Nei, die Liebi, wo über ihrem Grab wacht, will i mit keim Stei zuedecke!"

Vom „Hasehannes".

E nassauisch' Geschicht.

Der Hannes hot en Krautacker grad hinner seim Garte, un des ganze Ort verzehlt sich, daß er alle Sonntag Hasebrate esse deht. Do is zuletzt der Borsemaaster druff uffmerksam gemacht wore un der hot dem Ortsdiener gesegt, er sollt emol uffbasse, der Hannes deht ganz gewiß uff seim Krautstick de Hase Schlinge lege.

Der Bolezeidiener hot sich aach ins Wertshaus gesetzt un dorch des klaane Fensterche newer der Thek, von dem aus mer

dem Hannes sein ganze Garte iwwerseh kann, de ganze Samstag mittag enausgelucht.

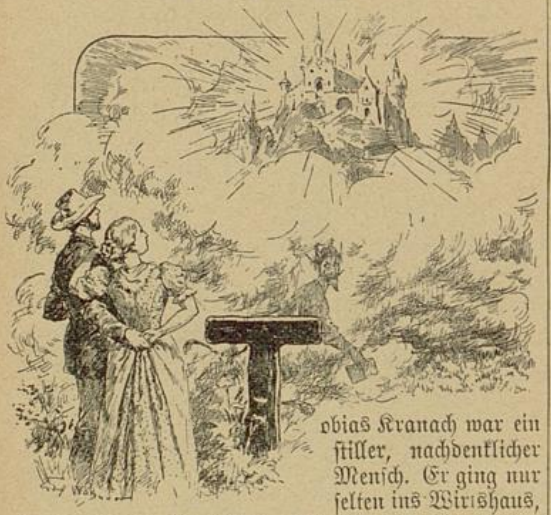
Gege Owend sieht er aach, wie der Hannes aus dem Haus kimmt, sich ganz scheu iwwerall umguckt un hinner die Mauer geht. Mei Bolezeidiener, nit faul, mecht sich uff un leeft de Berg nuff dem Hannes noch, un wie er owwe is un iwwer die Mauer guckt, sieht er 'n aach hinner eme ausgehenkte Fensterlade in seim Krautstick uff der Lauer sitze.

Der Hannes hot awwer de Bolezeidiener, der korzatmig is, de Berg eruff schnaufe höre, un hot aach gehört, wie's an der Mauer gekraschpelt hot un dann still wore is. Er bleibt mäuschestill sitze und denkt: „Baß du nor uff, du host mich doch noch nit!" Do will der Deiwel, daß grad in dem Aageblick en Has in die Schling leeft un quietscht un zawwelt, daß mersch wer waas wie weit hört. Der Hannes springt hin, macht en los un behägt de Has mit eme Krautstorzel, was er kann, un in dem Aageblick, wie der Ortsdiener um die Eck erum kimmt un en abfasse will, giebt er dem Has noch en Dritt, daß er iwwer de Zaun fliegt, sich uffreppelt un leeft, was er laafe kann. Der Hannes awwer werft em den Krautstorzel noch noch un ruft: „So, du Oos, du kimmst mer aach nit widder, so mach' ich's mit alle Hase, die an mei Kraut gehn. Ei, gu'n Owend, Herr Bolezeidiener!"

Nur die dem Staat am treusten dienen,
Die sind allein die bessern Bienen.

Gellert.

Das Sündengeld.



Tobias Kranach war ein stiller, nachdenklicher Mensch. Er ging nur selten ins Wirtshaus, wenn er vom Bau kam, wie es dann die andern Maurer thaten; er liebte überhaupt keine lärmende Lustigkeit, und von all den hübschen, flinken Mädchen, die in seiner Vaterstadt Rainberg zu finden waren, konnte sich keines rühmen, ihm mehr als Höflichkeit abgewonnen zu haben. Viele verlachten ihn und nannten ihn einen Sonderling. Aber was die andern an ihm auszusetzen fanden, das stach der Wäscherin Elise Tutzinger gerade in die Augen, und nach langem versteckten Werben sprachen sich die beiden endlich aus. Das aber ist gewiß, daß den Maurer Kranach im entscheidenden Augenblick der Mut zur Werbung verlassen haben würde, wenn ihm die kreuzbrave Tutzingerin nicht ein wenig drauf geholfen hätte. Sie durfte sich das schon erlauben, ohne an ihrer Mädchenwürde einzubüßen; denn sie galt allgemein für eine gute Partie, der es auf keine „Versorgung" anzukommen brauchte. Bargeld besaß die Wäscherin Elise freilich auch nicht; aber sie verfügte über ein Paar fester, nie rastender und außerordentlich geschickter Hände, und ihre Kundschaft war in stetem Steigen begriffen.

Tobias hatte eine Vierteltonne Bier auflegen lassen.

Kurz vor Weihnachten hatten sie sich miteinander verlobt, und bald nach Ostern gedachten sie zu heiraten. Nach Feierabend gingen sie Arm in Arm oder Hand in Hand am Ufer des Lech spazieren, der seine starken Wogen unterhalb des Städtchens Rainberg mit der Donau vereinigt. Sie malten sich ihr Glück in sonnigen Farben aus, und Tobias, der doch sonst — als gelernter Maurer — auf einen soliden Grundstein hielt, baute immer ein Luftschloß nach dem andern auf.

Vom ersten April ab stand ihnen die neugemietete Wohnung, die aus Stube, Küche und Flur bestand, zur Verfügung. Die Tutzingerin, armer Leute Kind, bekam von ihrer Tante, bei der sie bisher gewohnt hatte, Betten und Leibwäsche, auch ein Paar Gardinen und etwas Küchengeschirr mit, — aber von der spärlichen Möbeleinrichtung der Tante wanderte nichts in die neue Wohnung; denn bald genug stellte sich ein Unterhändler ein, der ihnen eine bescheidene Möbelausstattung gegen geringe wöchentliche Abzahlungen vermittelte. Beim Anblick all der Herrlichkeiten im Möbelmagazin verging den jungen Leutchen für eine kleine Weile das Rechnen, und als sie sich auf dem Standesamt aufbieten ließen, hatten sie schon einen ziemlichen Posten Schulden. Aber, lieber Gott, waren sie nicht beide jung und gesund, und arbeitsam?

Auf dem Bau wurden dem Tobias Kranach deutliche Anspielungen gemacht, daß es üblich sei, sich an einem lustigen Abend vom Junggesellenleben zu verabschieden. Die Anspielungen wurden immer kräftiger. Besonders einer, ein Steinträger Namens Horst, ließ nicht locker, in den Genossen zu dringen: er müsse „etwas springen lassen". Diese notgedrungene Ausgabe kam dem armen Tobias sehr ungelegen. Er hatte redlich sparen müssen, um gemeinsam mit seiner Braut die erste Teilzahlung für die Möbel leisten zu können; nun wollte er sich auch mit neuen Sonntagsstiefeln, etwas Wäsche, einem Bratenrock und einem neuen Hut ausrüsten. Da hieß es also, auf das eine oder andere zugunsten der Kameradschaft verzichten.

Am Montag vor seiner Hochzeit, die auf den Sonntag anberaumt war, fanden sich die Genossen vom Bau in einer Wirtschaft außerhalb der Stadt

zusammen. Tobias hatte eine Vierteltonne Bier auflegen lassen, dazu eine Flasche Kirschwasser, auch etwas Speck und Käse und Brot.

Man feierte den freigebigen Bräutigam, den man bis dahin aufgezogen und gehänselt hatte, wo immer man seiner habhaft geworden war, und das Ende vom Lied war, daß sich die Mehrzahl einen Rausch antrank. Der Wüstesten einer war Horst, der Nüchternste blieb Kranach. Als es auf Mitternacht ging, bekam aber auch Tobias einen heißen Kopf; doch hatte er noch immer Besinnung genug, um sich gegen die immer wieder erneuten „Anzapfungen" taub zu stellen. Es schlug von der Bahnhofuhr ein Uhr, als Tobias sich sachte auf den Heimweg machte.

Niemand hatte ihn fortgehen sehen außer Horst. Der schlich ihm nach, in der Absicht, einen „Freundschaftspump" bei ihm anzulegen. Horst verdiente sehr viel, verbrauchte seinen ganzen Verdienst aber stets für das, was seiner Kehle und seinem Magen zu gute kam, und war nie bei Kasse.

Leise kam der Steinträger hinter dem Genossen her. Dicht am Bahnhof holte er ihn ein. Tobias erschrak, als er so plötzlich den Zechkumpan aus dem Dunkel der Allee auftauchen sah. Er hatte sich gerade gebückt, um einen im Lichtschein der Laterne auf dem Pflaster liegenden Gegenstand aufzuheben, ließ ihn vor Schreck aber wieder fallen.

„He, Kranach, was suchst du denn dort am Boden? . . . Und warum bist du den andern davongelaufen? . . . Es war gerade so gemütlich geworden!"

„Morgen ist Arbeitstag! Du weißt, Horst, was ich Ende der Woche vorhabe. Soll ich sie gleich mit Faulenzen beginnen? Nein, Anfang schlecht, alles schlecht!"

„Du bist doch wirklich ein Duckmäuser, Tobias. Die andern haben schon recht. Komm doch zurück, auf eine Seidellänge, Tobias! So jung kommen wir nicht wieder zusammen!"

Der Maurer schüttelte den Kopf und wich nicht von der Stelle.

Nun kam Horst neugierig näher. „Zum Henker, was verbirgst du mir nur da unter deinem Stiefel? . . Du, das ist doch eine Cigarrentasche? . ."

Tobias hob den Gegenstand wieder auf und hielt ihn in den Lichtkreis der Laterne. „Eine Brieftasche ist's."

„Mit Inhalt?" fragte der Steinträger überrascht.

Horst schüttelte die Ledertasche; man hörte Goldstücke aneinander klirren. „Was thun? Der Bahnhof ist zu — oder, was meinst du, soll ich das Stück nach der Polizei tragen?"

„Erst sieh doch nach, ob der Name des Besitzers nicht darin zu finden ist!"

„Ach nein, ich möchte die Tasche hier nicht öffnen. Es könnte etwas herausfallen und bei dem schwachen Licht ist schlecht suchen."

„Langweiliger Peter!" schalt Horst ärgerlich. „So komm dort hinüber in den Wirtsgarten!"

„Nein, auf keinen Fall!" so wehrte sich der Maurer.

„Du hast auch kein bißchen Kameradschaftlichkeit am Leibe! Und geizig bist du dazu! Wenn ich dir nun sage: ich will auf das Wohl deiner Braut einen Schoppen trinken, so wirst du fünf Tage vor der Hochzeit die Hand auf der Tasche halten?"

So quälte er den armen Tobias, bis dieser — nur um des lieben Friedens willen — dem Genossen folgte.

In dem sonst leeren Wirtsgarten untersuchte der Maurer die Brieftasche. In dem einen Fach lagen vier Doppelkronen, in dem andern aber etliche Papiere, Quittungen, Berechnungen und Bestellzettel, bündelweise mit Gummibändern zusammengeschnürt. Der rechtmäßige Eigentümer war so ohne weiteres nicht festzustellen.

„Du, da hast du einen guten Fund gemacht!" sagte der Steinträger, während es in seinem Antlitz aufleuchtete. „Der zehnte Teil ist Finderlohn!"

„Das hängt doch wohl noch davon ab, ob der Besitzer ein vornehmer Mann ist oder ein armer Teufel?"

„Wo denkst du hin, Tobias! Finderlohn ist etwas Gesetzliches — ja, ebenso, wie man z. B. seine Steuern bezahlen muß!"

Tobias schmunzelte. „Das wäre ein guter Zuschuß für die Hochzeit!"

Horst lachte. „Und doch wohl auch ein Grund, noch einen Schoppen zu trinken, wie?"

Der Maurer war nach einigem Zögern einverstanden. „Aber du mußt dafür auch morgen mit zur Polizei gehen, damit du sagst, daß alles seine Richtigkeit hat." Tobias war in derlei Dingen sehr unerfahren und Horst belustigte dies. Vorsichtig packte der Maurer das Fundstück in sein rotes Sacktuch und barg es auf der Brust. Er wollte nun endlich zahlen und heimgehen.

Ein jäher Schreck malte sich in seinen Zügen, als er in die Tasche fuhr. Er vermißte seinen Geldbeutel.

„Ist er verloren? Hat man mir ihn gestohlen? Herr Jesus, was fang' ich nur an? Horst, hast du keine Ahnung? Haben sich die vom Bau vielleicht einen Spaß erlaubt? Rede doch! Ach, ich bin ja wie vor den Kopf geschlagen!"

Horst bedauerte ihn. „Wieviel war denn drin?"

„Siebenunddreißig Mark und vierzig Pfennig! Ich hab' noch einmal nachgezählt, als ich dem Wirt bezahlte!"

„Da bist du ja ein klotzig reicher Mann!" lachte Horst. „Na, beruhige dich nur, was verloren ist, wird auch gefunden. Der da —" er wies nach der Stelle, wo Tobias die Brieftasche barg —, „hat noch eher Ursache, ängstlich zu sein, wo sich's um das Doppelte handelt!"

Tobias wollte sofort nach der Wirtschaft zurück. „Leg die Zeche hier aus, Horst! Ich hab' dich eingeladen und will den Betrag auch bezahlen. Ich geb' dir das Geld zurück, sobald ich meinen Beutel wieder habe!"

Horst zuckte die Achsel. „Ich hab' nichts."

BLB Karlsruhe

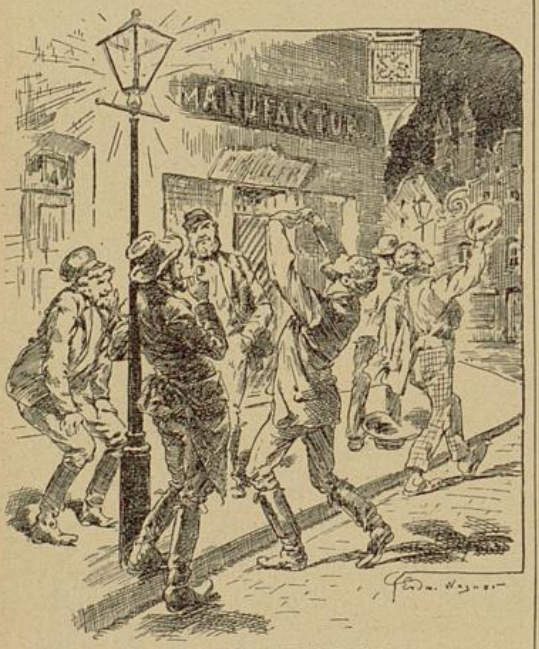
„Aber vorgestern war doch Lohntag, Gustav!"

Der Steinträger blinzelte ihm listig mit den Augen zu. „Aber gestern war Sonntag, verstehst du!"

Tobias hatte noch nie Zechschulden gehabt. Er schämte sich vor der Kellnerin. „Sie wird es vielleicht nicht einmal glauben wollen, daß ich, als ich bestellte, nicht wußte, was für ein Unglück mir widerfahren ist."

„So sei doch nicht kindisch! Du hast doch die Brieftasche von dem Fremden. Dort nimm das Geld einstweilen heraus, wenn du vor den Wirtsleuten so genierlich bist."

„Um Gottes willen — fremdes Eigentum anrühren?"



Man verlachte ihn und ließ ihn stehen.

„Fremdes Eigentum, hahahaha! Hab' ich dir nicht gesagt, daß du den zehnten Teil beanspruchen darfst als Finderlohn?"

„Nein, ich getraue mich nicht!"

„Du bist ein Hasenfuß. Lieber willst du also, daß man uns als Zechpreller an die Luft setzt!"

Tobias war außer sich. Die späte Stunde, das lange Trinken, der Fund, der Schreck über die grausame Entdeckung seines Verlustes — alles wirkte zusammen, um ihm die klare Besinnung zu rauben. Auch duldete es ihn hier nicht länger; die Begierde, etwas über den Verbleib seines Eigentums zu erfahren, trieb ihn nach der andern Wirtschaft zurück. Horst bearbeitete ihn fortgesetzt und ließ ihm keine Ruhe.

Schweren Herzens holte Tobias endlich die Brieftasche wieder hervor, öffnete sie und entnahm ihr ein Goldstück. „Kellnerin! Ich will zahlen!" rief er erregt.

Das verschlafene Mädchen machte große Augen, als es das Goldstück sah. „Das kann ich nicht wechseln, da müßt' ich erst den Herrn wecken."

Es blieb nichts anderes übrig. Tobias wartete ungeduldig auf die Rückkehr der Kellnerin. Er hörte aus einiger Entfernung näherkommenden Gesang und erkannte die Stimmen seiner Genossen vom Bau. Sie bogen jetzt anscheinend in eine Seitenstraße ein, und Tobias, der sie nach seinem Geldbeutel fragen wollte, rief dem Steinträger fast atemlos zu: „Gustav, sag dem Mädchen, ich käme im Augenblick zurück! Ich höre dort den Dieter und den langen Karl."

Im Nu war er hinter den Genossen her. Eine namenlose Angst hatte sich seiner bemächtigt. Die Thränen schossen ihm in die Augen, als er ihnen sein Unglück schilderte. Und als man ihn nun hart anfuhr, in seiner Frage ein gewisses Mißtrauen erkennen wollte — die wüsten Gesellen waren ohne Ausnahme bezecht, — da rang er die Hände und gebärdete sich wie ein Verzweifelnder.

Man verlachte ihn und ließ ihn stehen. Den armen Tobias packte nun ein heftiger Groll an. Er verwünschte seine Gutmütigkeit, drohte hinter den selbstsüchtigen Gesellen mit der Faust; ganz ratlos begab er sich nach der Wirtschaft am Bahnhof zurück; aber da erwartete ihn ein neues Unheil: die Wirtschaft war verschlossen und auf all sein Rufen und Pochen meldete sich niemand. Auch von Horst war weit und breit nichts zu sehen. Sollte der Steinträger das Geld für ihn in Empfang genommen haben? Tobias, von neuer Angst erfaßt, rannte die Straße entlang. Er rief nach dem Genossen, — immer heiserer, immer verzweifelter klang seine Stimme. Niemand antwortete.

Tobias hatte nicht die Ueberwindung, seine Lagerstätte aufzusuchen. Er kehrte gequält und fassungslos wieder nach dem Bahnhofe zurück; dann begab er sich nach dem Hause in der Vorstadt, in dem er den Steinträger wohnen wußte. Er klopfte den Schlafkameraden seines Genossen heraus und fragte ihn nach dem letzteren. Aergerlich ward dem Maurer der Bescheid gegeben, daß Gustav Horst überhaupt noch nicht nach Hause gekommen sei.

Nun hielt Tobias Wache vor dem Hause. Es schlug vier, es schlug fünf Uhr: Horst kam nicht.

Die Handwerker gingen zur Arbeit. Tobias schleppte sich nach Hause, hielt seinen Kopf unter die Brunnenröhre, wusch sich, that seine Arbeitskleidung an und begab sich zum Bau.

Nur die wenigsten arbeiteten; die Mehrzahl war, zum Aerger des Poliers, nicht gekommen, auch Horst nicht.

Einen qualvollen Tag durchlebte Tobias Kranach — und abends brachte er es gar nicht übers Herz, sich seiner Braut zu zeigen. Trotz aller Müdigkeit begab er sich wieder auf die Suche. Der Wirt, in dessen Schenke gestern abend das Gelage stattgefunden hatte, war ein protziger, ungehobelter Geselle. Er wußte nichts von Kranachs Geldbeutel; schließlich kam er dem unglücklichen Maurer noch grob. Tobias

BLB Karlsruhe

ging nun nach der Wirtschaft am Bahnhof. Die Kellnerin war bestürzt, daß der Steinträger nicht der Besitzer des Goldstücks gewesen war. Sie hatte die beiden Männer nicht so genau unterschieden und dem Zurückgebliebenen ahnungslos den Rest des Geldes ausgehändigt.

Als Tobias abermals das Haus des Steinträgers aufsuchte, war Horst zwar daheim, aber in einem grauenvollen Zustand. Er hatte das ganze Geld vertrunken und verspielt und war schließlich in eine wüste Rauferei geraten.

Voll Abscheu wandte sich Kranach von dem Burschen ab.

Schlimmer hätte es gar nicht kommen können. Nicht allein, daß Tobias nun selbst ganz mittellos war — und zwar so kurz vor der Hochzeit — er konnte auch den unglückseligen Fund nicht zurückgeben.

Er wagte weder das eine noch das andere seiner in seligem Glück schwelgenden Braut mitzuteilen. Zum erstenmal vermochte er ihr nicht frank und frei ins Auge zu schauen. Bei ihrem herzigen, munteren Geplauder ward's ihm wund und weh ums Herz. Leichenblaß aber wurde er, als ihm die Tutzingerin vorschlug, am andern Abend die letzten Einkäufe zu besorgen.

Bevor er am nächsten Morgen zum Bau ging, suchte er den Steinträger auf. Der hatte noch immer ein geschwollenes Auge; auch war sein Fuß beschädigt, so daß er keine Arbeit zu thun vermochte.

„Du, Gustav, wo ist das Geld, das dir die Kellnerin gegeben hat? Ich habe heut' abend in der Stadt zu thun und will die Brieftasche zur Polizei tragen!"

„Was hast du in der Stadt zu thun?" erwiderte der Steinträger und gähnte dazu.

„Ich will vom Meister einen Vorschuß erbitten und Einkäufe besorgen!"

„Hahahaha, der Meister — und Vorschuß geben! Da mach' dir keine Hoffnung! Grad' vorhin war der lange Karl bei mir. Den hat er auch vor die Thüre gesetzt!"

„Aber es handelt sich bei mir doch um meine Hochzeit!"

„Nun, und bei dem um Kindtaufe." Er lachte höhnisch.

„Gustav, aber das eine sag' ich dir: da du das Goldstück verjubelt hast, so wirst du schnell dafür sorgen, daß du wieder gesund wirst und arbeiten kannst. Denn lange gedulde ich mich nicht. Es war nicht mein Geld, das du dir da angeeignet hast, sondern fremdes — du weißt es wohl."

„Meinst du, ich hätte nicht auch sonst noch Schulden? — Und die wollen zuerst bezahlt sein. Dann kommst du daran. Zum Leben aber muß der Mensch auch haben, wenn er so schwere Arbeit thut wie ich. Am zweiten oder dritten Lohntag gebe ich dir das Geld zurück; aber eher nicht!"

„Gustav!" Der unglückliche Kranach schrie es ganz entsetzt.

„Nimm dich zusammen, daß man dich nicht hört! Wenn es jetzt herauskommt, werden wir beide gefaßt!"

„Was für eine Schuld willst du nun plötzlich mir in die Schuhe schieben? Gustav, das ist schlecht von dir!"

„Ach, laß mich ungeschoren. Du weißt sehr gut, daß du das Goldstück nicht hättest wechseln dürfen!"

„So? Aber du sagtest doch selbst, daß ich den Finderlohn . . ."

„Bist du nicht auch ein ausgewachsener Mensch? Was kümmert sich das Gericht darum, was ich gesagt habe!"

Tobias sah ihn bestürzt an. „Das — Gericht, sagst du?"

„Nun ja! Laß um's Himmels willen nichts von dem Fund verlauten. In vierzehn Tagen lieferst du dann den ganzen Betrag ordnungsmäßig ab — und der Verlierer wird noch immer dankbar genug sein!"

„Ach Gustav — sieh, ich hab' aber doch so große Angst!"

„Weil du ein feiger Tropf bist! Statt daß du dich freust, nun selbst dadurch aus allen Sorgen zu sein!"

„Ich? Wie — meinst du das?"

„Nun, wenn du die Tasche heute doch nicht abgeben kannst, sondern noch vierzehn Tage damit warten mußt — dann kannst du dir doch gleichfalls ein Darlehen daraus nehmen, verstehst du?"

„Aber das wäre ja kein Darlehen — das wäre . . . Veruntreuung!"

„So — wenn du in vierzehn Tagen das Geld wieder hineinthust? Du Narr! Als ob das nicht dasselbe wäre, wie wenn du einen Vorschuß vom Meister bekommst! Aber thu, was du willst. Nur das merke dir: wenn du mir vor dem zweiten Lohntag auch nur mit einem Wort wieder in den Ohren liegst, so kriegst du überhaupt nichts von mir heraus!"

Tobias ging. Er hatte den gestrigen Tag sich nur von Schwarzbrot genährt. Die anstrengende Arbeit, die vielen nutzlosen Gänge, die fieberhafte Erregung — alles wirkte zusammen, um ihn matt und wehrlos zu machen. Die schüchterne Bitte um einen Vorschuß wurde ihm vom Meister rundweg abgeschlagen. Der Meister hatte in der letzten Zeit gar manche trübe Erfahrung gesammelt. Als die Stunde heranrückte, in der sich Tobias mit Elise treffen sollte, schlich er nach seiner Schlafstelle, holte die Brieftasche hervor und überlegte zum hundertsten und tausendsten Male: was beginnen?

Der erste Schritt vom rechten Wege war gethan. Sollte er umkehren, seiner Braut sein Mißgeschick klagen?

Aber wie er Elise und ihren streng rechtlichen Charakter kannte, würde sie gewiß, um den fehlenden Betrag zu ersetzen, ihre eigenen kleinen Barmittel angreifen, die sie für die Hochzeitsfeier gespart hatte. Dann aber mußte der Tag der Heirat hinausgeschoben werden.

Tobias war das Weinen nahe. Immer klang ihm

der Vorschlag des Steinträgers in den Ohren. Es galt ja nur, ein Darlehen zu nehmen, — in vierzehn Tagen war alles geordnet. Ach, er wollte ja so fleißig und sparsam sein, Ueberstunden machen, wenn er nur jetzt seiner Braut nicht das Gräßliche einzugestehen brauchte.

Klopfenden Herzens entnahm er der Brieftasche zwei weitere Goldstücke. Seine Hand zitterte dabei.

Aengstlich hüllte er das Fundstück dann wieder in das Tuch und barg es an der alten Stelle.

Am Abend zwang er sich zu einem munteren, harmlosen Ton. Elise bestand trotz seines Sträubens darauf, daß er sich die nötigen Kleidungsstücke in dauerhafter Qualität anschaffte. Die kleinen Reichtümer trugen sie dann nach der neuen Wohnung, in der die Möbel bereits aufgestellt waren. Die Tante der Tutzingerin war dort; sie hatte die Betten bezogen und Gardinen aufgesteckt. Elise war ausgelassen und überglücklich. Sie tanzte durch das gemütliche Heim, sang und lachte, freute sich wie ein Kind und umarmte bald den Bräutigam, bald die gutmütige alte Tante.

Tobias schnitt ihre Freude ins Herz. Er kam sich ihr gegenüber schlecht vor. Am liebsten wäre er vor ihr in die Knie gesunken, ihr alles, alles beichtend. Aber es erschien ihm dann wieder grausam, ihre unschuldige, harmlose Glückseligkeit zu zerstören.

Als Elise mit der Tante gegangen war, lief Tobias noch lange in quälenden Zweifeln, voll schrecklicher Selbstanklagen, auf und nieder. Plötzlich packte ihn die Wut und er schleuderte den unseligen Fund, der ihm auf dem Herzen brannte, von sich. Finster starrte er die Tasche dann an. Er rechnete und rechnete, sann und grübelte.

Seufzend riß er sich aus dem trüben Sinnen endlich los. Er nahm die Tasche vom Boden wieder auf und that sie hinter den Schrank an eine dunkle Stelle.

Die Ruhe hatte ihn dauernd verlassen. Er fand sie auch bis zur Hochzeit nicht wieder. Elise war untröstlich, daß er sich so unfrei und gedrückt zeigte bei der bescheidenen kleinen Feier. Sie fürchtete, daß er krank sei; denn in der Kirche, bei der stimmungsvollen Predigt, die der alte Pfarrer hielt, zuckte er einigemale wie in einem Fieberschauer zusammen, und beim Vaterunser brach er in ein laut vernehmbares Schluchzen aus.

Die Mädchen und jungen Burschen, die in der Kirche saßen, kicherten darüber.

— — — — — — — — — — —

Die Weichmütigkeit des jungen Ehemannes schwand in dem Glück der kommenden Tage. Elise zeigte als junge Frau ein lachendes Gesicht, sie entwickelte so liebenswürdige Hausfraueneigenschaften, daß sich Tobias undankbar gegen die unendliche Liebe seines kleinen Weibes vorgekommen wäre, wenn er noch länger trüben Stimmungen Raum gegönnt hätte.

Am Mittwoch morgen aber schon regte sich in Elise der praktische Sinn wieder. Sie bestand darauf, daß sie beide an die Arbeit gingen. Das Ausrichten der Hochzeit hatte mehr gekostet, als sie veranschlagt hatten. Und Ende der Woche mußte der Möbelhändler seine Teilzahlung erhalten.

Schwer fielen dem jungen Ehemanne die Geldsorgen wieder aufs Herz.

Fleißige Werktage folgten nun. Tobias gab keinen Pfennig für Erfrischungen bei der Arbeit aus; dennoch war dasjenige, was er heimlich ersparte, nichts gegen die für ihn große Summe, die er einzubringen hatte.

Der zweite Lohntag rückte näher. Tobias hatte mit Horst kein Wort mehr auf dem Bau gewechselt, der Steinträger war ihm ausgewichen, als er endlich wieder die Arbeit aufnahm.

Am Freitag aber kam Horst hinter dem Maurer, der zu seinem Weibe heimkehren wollte, her, sagte ihm, er müsse ihn dringlich sprechen, und führte ihn von der Straße fort. In seinem Antlitz lag ein Frohlocken, das den Maurer zittern machte.

„Wie steht's nun, Tobias, hast du das Geld noch beisammen? Es soll ja lustig hergegangen sein bei deiner Hochzeit! Schade, daß ich damals noch krank war. Hattest mich freilich nicht einmal eingeladen!"

„Bringst du mir das Geld?" fragte Tobias zögernd.

„Das ist eine andere Sache. Was sind mir zwanzig Mark, — die wären schnell gepumpt, wenn sie nötig wären! Ich bin jetzt Kapitalist!"

Tobias sah ihn groß und scheu an. Er fürchtete sich vor der widerwärtigen Lustigkeit des Gesellen.

„Sieh mal, so schaut einer aus, der tausend Mark zu erwarten hat! Na, was schneidest du für Grimassen? Glaubst, ich lüge dir was vor?"

Der Maurer wußte noch immer nicht, wie er sich die seltsame Rede deuten sollte.

Da zog der Steinträger ein abgegriffenes Zeitungsblatt aus der Tasche: „Kannst du lesen, Tobias Kranach? Da ist eine Belohnung ausgesetzt für denjenigen, der über den Verbleib einer mutmaßlich entwendeten Brieftasche Auskunft zu geben vermag. Denk nur: tausend Mark Belohnung! Die Beschreibung paßt genau auf unsern Fund! Nur daß unter den Papieren, die dem Besitzer noch wichtiger zu sein scheinen als das Geld, sich noch fünftausend Mark in Banknoten befinden müssen!"

Tobias las den Aufruf; die Buchstaben tanzten vor seinen Blicken. „Jesus, Maria, Joseph!" kam es dann von seinen leichenblassen zitternden Lippen.

„Diese tausend Mark," fuhr der Steinträger kaltblütig fort, „werde ich mir verdienen!"

Dem Maurer wankten die Knie; es fehlte nicht viel, so wäre er vor dem Genossen zu Boden gestürzt. „Heilige Barmherzigkeit! Gustav — du willst mich anzeigen? Gustav, hab doch Erbarmen, du warst doch selbst daran schuld, daß ich das Geld noch nicht abgeliefert habe. Nein, so schlecht kannst du nicht sein! Ach, bedenke doch — mein Weib, mein armes Weib! Was würde Elise dazu sagen? . . . Herr Jesus, ich glaube, sie würde mich gar nicht mehr ansehen!"

BLB Karlsruhe

„Ja, lieber Freund, da hilft nun kein Lippenspitzen mehr, es muß gepfiffen sein. Zeige ich dich an, so bekomme ich meine tausend Mark, und du wanderst wegen Fundunterschlagung für zwei bis drei Monate ins Gefängnis. Dann wird aber deine hochmütige Frau Elise, die mich immer über die Achsel angesehen hat, weil ich einmal wegen einer Schlägerei sechs Wochen sitzen mußte, ganz gewiß nichts mehr von dir wissen wollen!“

Tobias las den Aufruf.

Tobias schwanden die Sinne. Noch immer glaubte er es aber nicht, daß er wirklich im Besitz der richtigen Brieftasche sei. Auf all seine Reden hatte der Steinträger nur ein höhnisches Achselzucken. Unerbittlich bestand er darauf, daß Kranach ihm die Brieftasche zeige und zwar heute abend noch.

Tobias mußte daheim lügen und sich verstellen, eine richtige verlogene Komödie seinem nichts ahnenden jungen Weib vorspielen, um sich noch einmal entfernen zu können. Horst lauerte vor dem Hause auf ihn und hieß ihn mit vor die Stadt kommen, zu den römischen Ruinen. Tobias wagte es erst hier, in der Abgeschiedenheit, das verderbliche Fundstück genauer zu durchsuchen.

Mit gierigen Blicken musterte Horst den Inhalt. Ja, es hatte seine Richtigkeit mit seiner Mutmaßung. Er entriß dem Genossen, noch ehe dieser es wehren konnte, mit zitternder Hand eine Anzahl Scheine, die der Maurer entfaltet auf dem Schoß gehalten hatte, und rief: „So, mein Junge, nun will ich dir etwas sagen. Wie du nicht leugnen wirst, hast du dein Fundglück schon tapfer wahrgenommen, denn zwei von den Goldfüchsen fehlen! Ich will aber dein Unglück nicht und werde von einer Anzeige absehen. Hier hab' ich zwölf — dreizehn —“ er machte den Zeigefinger naß und zählte die schmutzigen Geldscheine — „siebzehn von den blauen Bildern in Händen! Ich könnte die Hälfte der ganzen Summe verlangen, aber ich bin kein Spielverderber! Du sollst nicht leer ausgehen für deine Angst, du Jammerhahn! Fang nun mit dem Reste an, was du willst. Ich weiß, was ich thu'! Ich gehe aus der Stadt fort, auch aus dem Bayernland! Will's 'mal in Berlin versuchen. Dort sollen sie hohe Löhne zahlen. Und wenn du kein Thor bist, so packst du dein Ränzel gleichfalls!“

Tobias war aufgefahren, die Geldscheine und die übrigen Papiere und Zettel flatterten zur Erde, taumelnd wankte er auf den Steinträger zu. „Um Christi Barmherzigkeit, Gustav, das — das — das ist dein Ernst? Und du sinkst nicht in die Erde? Herr mein Gott, ja, ist denn das Wahrheit? Träum' ich, wach' ich?“ Er machte einen mitleiderregenden Eindruck; er zitterte am ganzen Leib, seine Augen waren weit aus den Höhlen hervorgetreten.

Der Steinträger stieß ihn rauh zurück. Die Geldgier und die satanische Freude leuchtete aus seinen wilden Blicken. „Rühr mich nicht an, Bursche, sonst . . . Du kennst mich!“ Er preßte einen häßlichen Fluch zwischen den Zähnen hervor, barg mit tastenden Händen die Scheine in seinem Wams, dann drückte er sich den breitkrämpigen Hut tiefer in den Nacken und ging pfeifend von dannen.

Tobias versagten die Füße den Dienst. Er erhob die Arme, als wolle er den Enteilenden festhalten, keuchend hob und senkte sich seine Brust. „Gustav!“ kam es kreischend aus seinem Mund. „Gustav!! . . . Herr Gott im Himmel, hilf mir . . .“

Er brach zusammen, kraftlos, überwältigt. Im Fall schlug seine Stirn gegen einen Stein und er blieb liegen — bewußtlos, wie zerschmettert.

— — — — — — — — — — —

Das war eine trübe Nacht gewesen, die die Frau Elise durchlebte. Lang nach Mitternacht war ihr junger Ehemann erst heimgekommen, blutend, bestaubt, verweint und hilflos wie in greulicher Trunkenheit. Ein Kältegefühl griff der jungen Frau ans Herz, und von Stund an war es mit dem Glück der Flitterwochen vorbei. Es war etwas Fremdes, Dumpfes, Frostiges zwischen die jungen Eheleute getreten. Frau Elise sang und lachte nicht mehr und Tobias schlich finster umher. Seine Arbeit verrichtete er schweigend und mürrisch, er schloß sich mehr und mehr gegen die Außenwelt ab; des Nachts aber fuhr er oft stöhnend aus schweren Träumen empor und saß dann wie ein Häuflein Elend auf der Lagerstatt.

Endlich erbarmte sich die junge Frau seiner. Sie glaubte, daß ihre Kälte es sei, an der er litt. Sie erfaßte seine Hand und fragte ihn in mildem Ton nach seinem Kummer. Tobias erschrak darüber, daß er beobachtet worden war; er wurde heftig gegen

BLB Karlsruhe

sein Weib. Und von jetzt an lebten sie fremd nebeneinander hin.

* * *

Es wurde Sommer, und Mißhelligkeiten mit dem Bauherrn veranlaßten einige skandalsüchtige Wortführer, die Arbeit niede zulegen. Es kam zu einem großen Maurerstreik, und auch Tobias wurde gezwungen, daran teilzunehmen, trotzdem er mit den Genossen, die mit dem Maul stets, bei der Arbeit aber nie die ersten waren, durchaus nicht übereinstimmte.

Ein paar Wochen lang bestritt nun Elise allein die Kosten des Haushalts. Tobias war noch nicht so verlumpt, daß er dieses beschämende Gefühl auf die Dauer ertragen hätte. In einer Maurerversammlung wagte er endlich einmal, den Genossen den Standpunkt klar zu machen. Man verhöhnte ihn, warf mit Maßkrügen nach ihm und prügelte ihn auf dem Heimweg windelweich. Sein scheues, verschlossenes Wesen hatte ihn verhaßt und verdächtig gemacht. Man hielt ihn für einen Spion.

„Wir ziehen nach München!“ sagte Kranach andern tags trotzig zu seiner Frau.

Elise war entsetzt. Aber Tobias ließ nicht locker. Er wollte mit dem faulen Gesindel hier nichts mehr zu thun haben; er schämte sich nicht einzugestehen, wie es ihm ergangen war.

Vierzehn Tage brauchte Elise dazu, um sich an den neuen Gedanken zu gewöhnen. Da die Verhältnisse eher schlimmer als besser wurden, so willigte sie endlich ein.

Das war aber ein furchtbarer Schmerz für sie, als der Möbelhändler erklärte: ein Recht, die Sachen mitzunehmen, besäßen sie nicht. Das gezahlte Geld wurde als Miete gerechnet, und das Ehepaar mußte aus der kleinen Wohnung ziehen, mit nicht mehr als ein paar Säcken und Bündeln. Noch am Bahnhof wollte Elise umkehren. Aber Tobias erklärte grimmig: dann reise er ohne sie! Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

Harte Zeiten folgten. Frau Elise, die sich Mutter fühlte, plagte sich als Gehilfin in einer Waschanstalt in der Vorstadt Untersendling bei München, und Tobias ward vom Schicksal bald hierhin bald dorthin verschlagen. Eine eigene Wirtschaft besaß das Ehepaar nicht, das Leben war hier in der Großstadt viel teurer als in Rainberg, und Entbehrung und Not waren häufige Wintergäste.

Tobias war immer ernster und schweigsamer geworden. Seine geheime Schuld lastete mit Centnerschwere auf ihm. Rastlose, angestrengte Arbeit — das war noch das einzige, was ihn über die Gewissensqualen hinwegsetzte.

Als der Frühling kam, schenkte Frau Elise ihrem Gatten einen Jungen. Die arme Frau hatte zwischen Leben und Tod geschwebt und in diesen schweren Stunden hatte sie eingesehen, daß Tobias trotz aller Verschlossenheit ein warmes Herz besaß. Er kam zwar immer später heim, denn wo es nur anging, machte er Ueberstunden, aber seit das Kind im Hause war, zeigte sich Tobias freier und wieder lebensfreudiger.

Er hatte nicht geglaubt, daß Gott ihm eine solche Freude machen werde, die er doch wegen seines schweren Frevels nicht verdiente. In heißen Gebeten hatte sich sein Mund wieder daran gewöhnt, zu Gott zu sprechen. Und er war nach der glücklichen Wendung so voll von Dankbarkeit gegen den Himmel, daß er manches Gelübde ablegte — auch das, sein Unrecht, so viel es anging, wieder gut zu machen.

In seiner Angst vor Entdeckung hatte Tobias noch in Rainberg die Brieftasche mit sämtlichen Papieren verbrannt. Die Geldscheine aber hatte er sorgfältig versteckt; nie, selbst in der höchsten Not nicht, hatte er sich noch einmal daran vergriffen.

Ende März, just am Jahrestag des unseligen Funds, kam es auf dem Bau, auf dem er arbeitete, zu einer furchtbaren Scene. Es war Lohntag und der Bauunternehmer, ein Schwindler der geriebensten Sorte, ließ sich nicht blicken. Dazu kam noch, daß allerlei andere Handwerker und Lieferanten sich einstellten, die bisher überhaupt noch keine Bezahlung gesehen hatten, sondern immer wieder vertröstet worden waren. Man hatte es mit einem Erzhalunken zu thun. Der „Bauunternehmer“ war ein vielfach vorbestraftes Subjekt. Er hatte darauf gerechnet gehabt, daß die Handwerker ihn verklagen würden. Da er gänzlich mittellos war, so kam der für andere wertlose Rohbau unter den Hammer. Für diesen Fall aber hatte er einen dunkeln Ehrenmann an der Hand, der dann einspringen sollte, um die ganze Sache für einen Pappenstiel zu erwerben. Die Geschädigten waren dann lediglich die Lieferanten, die sich mit einem Drittel ihrer Forderungen begnügen mußten. Diesmal hatten sich die beiden Schwindler aber verrechnet. Es entstand ein großer Tumult, — die beiden Spitzbuben wurden in einer nahegelegenen Bierwirtschaft entdeckt, zum Bau geschleppt — und nicht viel hätte gefehlt, so wäre an dem edlen Paare Lynchjustiz vollzogen worden. Die allgemeine Erregung hatte ihre Berechtigung, denn durch die gewissenlose Spekulation waren viele Familienväter brotlos geworden. Zu alledem wütete gerade damals noch eine furchtbare Seuche; Krankheit und Not herrschten in vielen Häusern. Der Jammer einiger Handwerker war geradezu herzzerreißend.

Tobias stand da wie in einem Bann. Sein Herz schlug hörbar. Er hatte die Hände gefaltet und blickte starr in die Menge. Eine innere Stimme sagte ihm: hier kannst du das ungerecht Erworbene verwenden; wenn je, so ist dies der Augenblick, um wenigstens einen Teil deiner Schuld wettzumachen!

Plötzlich stürzte er vor — man wollte gerade das Baubureau stürmen —, stammelnd, verwirrt rief er in die Menge hinein: „Hört mich an, Kameraden! Vergreift euch nicht an den beiden Spitzbuben, denn ihr mögt sie zu Tode prügeln, Geld werdet ihr nicht aus ihnen herausschlagen. Um Geld zur Linderung der Not aber handelt sich's hier!“

BLB Karlsruhe

„Hast du's etwa, Kranach?“ riefen ihm die übrigen Maurer höhnend zu.

„Ja, ich hab's!“ erwiderte Tobias, der kreideweiß geworden war. „Es ist eine Erbschaft — eine — — Erbschaft, ja — und ich wollte sie nie angreifen! Aber jetzt, wo ich den allgemeinen Jammer höre, da sage ich mir . . .“

Er redete noch allerlei Unverständliches. Die Hauptsache aber hatte man erfaßt. Man führte ihn wie im Triumph in die Bude, in der die beiden „Bauherren“ zitternd saßen.

Einer der seltsamsten Kaufkontrakte wurde nun geschlossen. Die „Bauherren“, die alle Ursache zu haben schienen, nicht mit der Polizei und den Gerichten wieder in Konflikt zu kommen, begaben sich aller Rechte. Es war ihnen nur darum zu thun, möglichst schnell vom Schauplatze verschwinden zu können. Wie man später erfuhr, suchte sie nämlich schon die Staatsanwaltschaft, denn kurz zuvor war ihnen eine ähnliche Gastrolle anderswo ebenso gründlich mißglückt.

Es waren Stunden furchtbarer Aufregung für den Maurer Tobias Kranach, der nun mit einemmale zum Besitzer wurde. Er fuhr nach Hause, holte das Geld und kehrte zum Bauplatz zurück.

Aus den Reihen der Arbeiter wurde ein Bureau gebildet, das die Forderungen prüfte. Ein kaufmännisch ausgebildeter Zimmermeister ging dem Tobias Kranach zur Hand, belehrte ihn, daß er im Interesse des Fortgangs der Arbeit sich nicht seines ganzen Bargelds berauben dürfe, und schloß mit den besser situierten Handwerkern einen Accord. Die Armen und wirklich Notleidenden wurden aber bei Heller und Pfennig bezahlt.

Die Maurer und Steinträger erklärten sich bereit, weiter beim Bau zu bleiben; nur der Polier ging. Tobias übernahm am folgenden Tage dessen Posten — und die Sache ging.

Frau Elise ersah aus dem erregten Wesen ihres Mannes, daß etwas geschehen sei; sie erfuhr aber nicht die volle Wahrheit. Tobias teilte ihr nur mit, daß die Arbeiter den Bau, der von den betrügerischen Unternehmern im Stich gelassen worden sei, auf eigene Rechnung weiterführten, und daß man ihn zum Polier und Vertrauensmann gemacht habe.

Das Glück blieb dem Bau treu. Der Zimmermeister gab, als ihm die Ehrlichkeit des Kranach nicht mehr anzuzweifeln schien, noch zweitausend Mark auf Hypothek her und im Monat Mai war der Bau fertig und gelungen, wenn der praktische Verstand der einfachen Arbeiter auch nicht die künstlerischen Absichten des ersten Bauplans verwirklicht hatte.

Kurz vor Fertigstellung des Dachstuhls fand sich auch schon ein Käufer. Das im Landhausstil aufgeführte Gebäude ging für zwanzigtausend Mark an den neuen Besitzer über und dem ganz taumelig gewordenen Tobias Kranach blieben nach Begleichung aller Forderungen noch über elftausend Mark übrig.

Aber Befriedigung fand er nicht in diesem Besitz. Er sonderte sofort das Fundgeld nebst tausend Mark Zinsen von seinem eigenen Besitz ab, that es in ein Leinwandcouvert und wartete auf eine Gelegenheit, den Betrag an den rechtmäßigen Eigentümer abzuführen.

Seinen Reichtum verschwieg er Elise. Er sprach nur von ein paar hundert Mark, die „auf seinen Anteil“ gefallen wären. Am nächsten Tage schon meldete er sich wieder auf einem Baubureau, um Arbeit zu thun. Man hatte von ihm gehört und übertrug ihm von da an kleinere selbständige Bauten, und Tobias war unermüdlich in der Arbeit. Ein wahrer Heißhunger nach Thätigkeit regte sich in ihm. Verschlossen blieb er aber nach wie vor. Auch waren die großen Geheimnisse, die er vor seiner Frau hatte, daran schuld, daß das Verhältnis nicht wieder die alte Herzlichkeit und Wärme gewann. Wenn Tobias Kranach jetzt auch schon stundenlang der geheimen Schuld dann und wann vergaß — seines Lebens ward er nie wirklich froh.

Da entschloß er sich eines Tages, an Horst zu schreiben, um die Adresse jenes Unglücklichen zu erfahren, die der Steinträger damals besessen. Durch das Einwohnermeldeamt zu Berlin, an das er sich wandte, erfuhr er den Aufenthalt Horsts.

Statt einer schriftlichen Antwort — traf aber der Steinträger plötzlich selbst in München und bei seinem alten Baukameraden ein.

Elise gab es einen Stich ins Herz, als sie den wüsten Gesellen wieder sah. Eine geheime Stimme sagte ihr, daß dieser Mann, in dessen Gesellschaft sie den Tobias schon als Bräutigam nur ungern gesehen, an der Trübung ihres Eheglücks eine heimliche Schuld trug.

Horst entsann sich des Titels der Zeitung nur noch ungenau. Da er praktischer war als Tobias, schaffte er die betreffende Nummer aber doch schon nach acht Tagen zur Stelle.

Klopfenden Herzens schrieb der Maurermeister die Adresse auf den Brief, in dem kein Wort den Absender verriet. Er hatte nicht den Mut, ihn am Schalter abzugeben, sondern er steckte ihn wie einen gewöhnlichen Brief in den Kasten.

Inzwischen hatte Horst sehr wohl erfahren, wie glänzend Kranach äußerlich dastand, und er nützte seine Mitwissenschaft nach Kräften aus. Tobias fiel mehr und mehr in seine Hände; die Drohung des Genossen, daß Elise alles erfahren werde, wenn ihn Tobias nicht unterstütze, zwang ihm das Schweigegeld ab.

Den ganzen Winter über führte der ehemalige Steinträger auf Kranachs Kosten ein Schlaraffenleben, während dieser sich mühte und plagte.

Ein Zufall war dem Maurermeister günstig, so daß er ein im Bau stehen gebliebenes kleines Grundstück erwerben konnte. Seine Beliebtheit unter den Arbeitern war groß, er fand von allen Seiten Unterstützung; und so gelang es ihm denn binnen wenigen Monaten wieder, durch einen glänzenden Verkauf seinen Besitz um das Doppelte zu steigern.

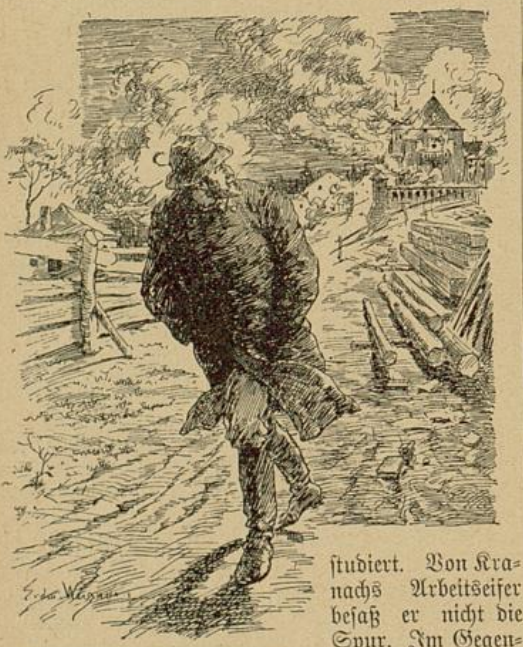
Diese leichte Art des Geldverdienens imponierte

BLB Karlsruhe

dem unthätigen und vertrunkenen Horst. Auf Grund seiner Mitwissenschaft suchte er von dem Maurermeister ein Kapital zu erpressen, das ihm gleiche Spekulationen ermöglichen sollte.

Kranach aber verlor endlich die Geduld. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Aber wiederum blieb Horst Sieger. Der Maurermeister gab ihm bar dreitausend Mark, schwor aber dabei hoch und teuer, daß dies das letzte sei.

Horst lachte sich ins Fäustchen. Er spielte nun gleichfalls den Bauunternehmer, in der Nähe von Kranachs augenblicklicher Arbeitsstätte erwarb er einen kleinen Bauplatz und fing dann an, Bauperſonal zu mieten, Verträge abzuschließen und Baugelder aufzunehmen. Er hatte in den Kneipen, im Kreise verkommener Subjekte, den Bauschwindel tüchtig



Teuflische Freude malte sich auf seinem Antlitz.

studiert. Von Kranachs Arbeitseifer besaß er nicht die Spur. Im Gegenteil lebte er jetzt einen faulen Tag, biß den Kapitalisten heraus und ließ sich's wohl sein.

Bald aber hatte die Herrlichkeit ein Ende. Und trotz seiner Schwüre mußte Tobias wieder einspringen — und noch ein zweites, noch ein drittes Mal.

Kranach litt Höllenqualen unter diesem Druck. Das Schweigegeld, das er dem verlumpten Genossen seiner Schuld zahlen mußte, überstieg endlich seine Kräfte. Er sah seinen Besitz unter seinen Händen dahinschwinden.

Elise, die er nach und nach an seine sich bessernden Einnahmen gewöhnt hatte — ganz klar wußte sie noch immer nicht, wodurch das Glück damals so plötzlich ins Haus gefallen war —, mußte sich nun wieder an allen Ecken und Enden einschränken, ja, schließlich mußte sie sogar wieder in Stellung gehen, um mit verdienen zu helfen. Auch sie war, ohne daß sie es ahnte, die Sklavin des Mitwissers.

Einen Sparpfennig hatte Kranach dem Genossen verheimlicht. Er hatte, auf den Namen seines Weibes, ein paar tausend Mark auf eine sichere Hypothek gezahlt. Das war das einzige, was er vor Horst rettete. Täglich zitterte er vor den neuen Forderungen des Elenden. Es gab für ihn keine fröhliche Stunde mehr, er wagte seiner Frau sich nicht zu nähern, seinem Kind nicht ins Auge zu schauen. Schwer büßte er für seine Schuld. Und kein Entrinnen gab es vor dem Mitwisser.

Mit Kranachs Geld war der Bau endlich fertiggestellt, dreimal so teuer, als Tobias gebaut hätte. Horst suchte nun nach einem Käufer. Aber da stellte sich ein arger Schaden heraus: er hatte das Wichtigste bei der Anlage des etwas abgelegenen Landhauses vergessen — das Wasser. Kein Mensch hatte ihn vorher darauf aufmerksam gemacht, und er selbst war viel zu wenig erfahren gewesen. Natürlich gab er nun dem Tobias alle Schuld. Der arme Kranach hatte aber den Kopf so voller Sorgen gehabt, daß er sich darum nicht bekümmert hatte. Die Anlage einer Wasserzuleitung hätte nun abermals Tausende verschlungen, das war der unnütze Bau aber nicht wert, und wer war da, ihm die große Summe vorzuschießen?

Da kam er auf einen recht spitzbübischen Gedanken. Er legte eines Abends, bei beginnender Dunkelheit, mit Spiritus und Petroleum getränkte Hobelspäne unter das Dach und an verschiedene andere Stellen des Hauses und verband diese Feuerstellen durch Zündfäden. Nachts schlich er wieder hin und steckte das Haus in Brand. Teuflische Freude malte sich auf seinem Antlitz, als bald nach der That die Feuersäulen zum Himmel emporstrebten: er hatte das Gebäude hoch versichert! Der Zufall wollte, daß gerade Tobias, der in seinem Baubureau noch spät abends zu thun gehabt hatte, auf dem Heimweg begriffen war. Der Richtung des Feuerscheins nach erkannte er die Brandstätte sofort als die Stelle, auf der Horsts Gebäude stand. Ueber Wiesen und Aecker, querfeldein eilte er herzu, und da stand er auch schon vor dem ehemaligen Steinträger, der ihn kommen gesehen hatte und ihm nun trotzig in den Weg trat. Es bedurfte nur weniger Worte, und Tobias wußte, was Horst plante.

„Elender Brandstifter!“ rang es sich nun heißatmend aus Kranachs Brust. „Jetzt wirst du endlich der verdienten Strafe nicht entgehen!“

Horst grinste ihn nur höhnisch an. „Willst du mich etwa dem Gericht anzeigen? du — — Tobias Kranach? . . . Hahahaha, schau her, wie ich mich vor dir fürchte!“ Er hatte die Hände in die Taschen seiner Jacke gesteckt und pfiff vor sich hin.

Die Wut packte den Maurermeister an; er erhob die Fäuste, ließ sie aber schlaff wieder sinken, als sein Blick den des spitzbübischen Gesellen streifte.

„Glaubst du vielleicht, Tobias, mit dem bißchen Geld hättest du deine Schuld schon abgetragen? Woher

stammte das Geld denn sonst, als von dem Fund damals, he?"

„Es ist der Lohn meiner steten, mühevollen Arbeit!" gab Tobias heiser zurück.

„Aber das Anlagekapital war doch immer jenes Sündengeld, Freundchen! Siehst du, Tobias, davon wirst du dich nie, niemals rein waschen können! Geh also deiner Wege und laß mich ungeschoren! Schickst du vorzeitig Hilfe her, Löschmannschaften oder dergleichen, so sei versichert, daß ich mich dankbar zeigen werde!" Er schüttelte unter einem gräßlichen Fluch die Faust gegen den Maurermeister; dann wandte er ihm den Rücken.

Ein wilder Sturm tobte im Herzen Kranachs. Er rang mit sich, er wollte die Rache Horsts ruhig herausfordern, lieber schwere Strafe erdulden, als der Mitwisser, ja, der Hehler und Helfer eines neuen Verbrechens zu werden . . . . aber der Gedanke an sein Weib und an sein Kind war mächtiger in ihm. Er büßte dann ja nicht allein, — auch die unschuldigen beiden büßten mit ihm! Ach, und seine arme Elise hatte unter der freudlosen Ehe ja schon so viel gelitten! Eine namenlose Rührung überkam ihn — und er ging heim, dem Verbrechen Horsts seinen Lauf lassend.

Wie ein Dieb schlich er sich ins Haus. Er brachte es nicht über sich, die Schlafstube aufzusuchen. Unter entsetzlichen Gewissensqualen saß er am Fenster, in die dunkle Nacht hinausstarrend.

Am andern Morgen schmetterte ihn die Schreckenskunde nieder: bei der Einäscherung des Horstschen Hauses sei ein Mensch verunglückt. Spät in der Nacht, als die Feuerwehr zur Brandstätte gekommen war, hatte sie unter noch rauchenden Trümmern den verkohlten Leichnam des Bauwächters herausgezogen.

Tobias verlor bei dieser Nachricht die Besinnung. Seine seit Jahren erschütterten Nerven versagten den Dienst. Er knickte zusammen, Fieberanfälle stellten sich ein, und den ganzen Tag über sprach er irre, so daß Frau Elise von Grauen erfaßt wurde.

Als er in der Dämmerstunde halb und halb zu sich kam und des Geschehenen sich entsann, jammerte und weinte er. Dann brach er in wirre Klagen aus. Ein Menschenleben hätte er retten können, — und er hatte es unterlassen, aus unchristlicher Selbstsucht und Feigheit unterlassen! Wie ein Mord belastete es sein Gewissen.

Frau Elise, die noch ganz fassungslos über die plötzliche Krankheit ihres Mannes war, mußte gegen Abend nach dem Baubureau gehen, um die Genossen ihres Gatten von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Als sie zurückkehrte, hörte sie in der Krankenstube sprechen. Eisigkalt wurde es ihr bis in die Fingerspitzen, als sie vernahm, wer da drinnen mit dem Kranken sprach, und was die beiden verhandelten.

Man hatte Verdacht geschöpft, so berichtete Horst, polizeiliche Nachforschungen hatten auf der Brandstätte stattgefunden. Horst hatte von seiner Wirtin, die er heimlich gesprochen, erfahren, daß auch seine Wohnung beobachtet werde. Man wollte ihn verhaften, die Anklage wegen vorsätzlicher Brandstiftung war gegen ihn erhoben worden, vielleicht lautete sie auch auf Mord.

„Ich muß fliehen, Tobias!" so beendigte der in feiger Furcht verharrende Horst seine hastige Rede. „Und du wirst mir helfen, wirst mir andere Kleider und Geld geben! Du mußt, du mußt, Tobias! Denn wenn sie mich einfangen, so bist auch du verloren!"

Der Maurermeister hatte sich entsetzt in seinem Bett aufgerichtet. Er machte einen bejammernswerten Eindruck. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, seine Wangen waren hohl, seine Hände zitterten.

„Vom ersten Tage meiner Schuld an hast du mich verfolgt, du elender Wicht," kam es tonlos von seinen Lippen, „seit jener unseligen Stunde bin ich dein Sklave! Nicht ich allein, mein ganzes Haus mußte darunter leiden! Du hast mich ausgesogen, ausgeplündert, — und jetzt, da ich nichts mehr habe, um dich zu befriedigen, willst du mich vor aller Welt zum Verbrecher stempeln?"

„Wirf dich nicht in die Brust," rief der andere zornig. „Was bist du Besseres als ich? Du hast die gleiche Schuld wie ich! Zögere jetzt nicht, sondern gieb mir, was du zur Hand hast, deine Börse, die Uhr — rasch, rasch, ich hab' keine Zeit zu verlieren. Denn das schwöre ich dir zu, wenn ich durch dein vermaledeites Predigen gefaßt werde — — dann, werd' ich alles sagen — ja, alles! Das von dem unterschlagenen Fund, der doch der Grundstein zu deinem Glück geworden ist . . ."

„Zu meinem Elend!" schrie nun der Kranke, in namenloser Verzweiflung die Hände ringend. „Denn nur Qual und Kummer hat mir das Sündengeld gebracht! Meinen heiligsten Feiertag, den Tag, dem das heilige Sakrament der Ehe die Weihe geben sollte, hat mir die Gewissensqual verpfuscht, meine ganze Lebensfreude hat sie untergraben, das Glück meines Hauses, den Frieden meines Herzens gestört, von Weib und Kind mich getrennt! Erbärmlicher, ist das noch nicht Buße genug?"

Da stieß jemand die Thür auf — und entsetzt wich der ehemalige Steinträger, der seine Häscher witterte, zurück. Elise erschien im Rahmen, schreckensbleich, mit starren Augen, deren Blicke sich tief in die des Gatten einbohrten. Sie hatte alles gehört, — und verstanden. Das Rätsel, dem sie schon lange auf der Fährte war, es war endlich gelöst.

„Also — auf einer Lüge, auf einem Verbrechen haben wir unser Glück aufbauen wollen!" kam es bitter und dumpf über ihre blutleeren, zitternden Lippen. „Kein Wunder, daß da Gottes Segen nicht dabei war!" Sie warf sich am Fenster nieder, preßte das Antlitz in die Hände und brach in ein langes, heftiges Weinen aus.

„Ah, Weibergewäsch!" höhnte Horst endlich, dem die neue Verzögerung Angst einjagte. „Macht eure Sache miteinander ab! Jeder ist sich selbst der Nächste! Nun gebt mir Geld — Geld! Oder zum Henker, ihr werdet nicht lange mehr die Täubchen bei einander spielen können!"

BLB Karlsruhe

Groß richtete sich nun Frau Elise auf. „Hinaus aus der Stube!“ schrie sie in einem so gebieterischen Ton, daß Horst zusammenfuhr. „Da nebenan liegt mein Kind — und in dessen Nähe dulde ich keinen — — Mordbrenner!“

„Mordbrenner? Hahahaha! Dann wird der gute Tobias aber wohl gleichfalls das Feld räumen müssen, gute Frau!“

Elise atmete tief und schwer auf. „Ja, ein Menschenleben ist durch eure Schuld vernichtet! Und mehr noch — ein armes, krankes Weib und vier unglückliche, hilflose Kinder — die armen Wesen, die der Tote zurückließ, die sind durch eure Schuld um den Ernährer betrogen! . . . Ah, wie mir graut vor euch!“ Sie wandte sich ab.

Keuchend schrie nun Tobias, in wilder Verzweiflung: „Elise, um Christi willen, nenne mich mit dem da nicht in einem Atem! Du ahnst ja nicht, Weib, was ich durchgemacht habe, was ich gekämpft, gelitten, gerungen habe!“

Und nun erzählte er ihr, unter Thränen, stockend, würgend, wie's ihm ergangen, wie ihn die Reue geplagt, die Furcht gepeinigt hatte.

„Ich weiß, daß du gelitten hast, Tobias!“ sagte sie darauf ernst. „Ich habe mit gelitten — und all die Jahre hindurch hab' ich stündlich darauf gewartet, daß du deine Seelenqual mir offenbaren würdest. Nächtelang hab' ich zu Gott gebetet, daß er mir dein Vertrauen und deine Liebe zuwenden möge. Ich hörte dich neben mir gleichfalls beten, verzweifelt, voll Zerknirschung. So nahe waren wir einander und fanden uns nicht! Jetzt ist's vorbei, denn diese neue, große, furchtbare Schuld — die Schuld am Tod eines Menschen — die können die Menschen nicht vergeben, auch ich nicht, — und auch Gott nicht!“

Während Tobias schluchzend in die Kissen zurücksank, stieß Horst tückisch hervor: „Ihr wollt mich also nicht retten?!“

„Nein!“ sagte Frau Elise hart, „büße jeder seine Schuld, wie's das Gesetz und wie's die heilige Schrift verlangt! . . . . Tobias wird sich selbst dem Gericht stellen, dafür stehe ich ein!“

„Hinaus aus der Stube!“ schrie Frau Elise in gebieterischem Ton.

Ein furchtbarer Fluch ward aus Horsts rohem Munde laut. Gleich darauf hatte er die Wohnung verlassen.

— — — — — — — — — — —

Tobias Kranach wurde schwer, schwer krank. Elise pflegte ihn aufopfernd. Aber stumm blieb ihr Mund, kalt ihr Blick, als ihr Gatte endlich wieder so weit hergestellt war, daß er das Lager verlassen konnte.

Endlich aber trat sie vor ihn hin und wies auf einen Artikel, der in der Zeitung stand.

Tobias las und entfärbte sich. In dem Blatte stand ein Bericht über die Festnahme des Bauunternehmers, früheren Arbeiters Gustav Horst, der nach der Einäscherung seines Hauses, bei der ein Wächter ums Leben gekommen war, die Flucht ergriffen hatte. Man war seiner dicht an der italienischen Grenze habhaft geworden. Horst hatte aber auf dem Transport zu entkommen versucht. Bei der nun folgenden wilden Hetzjagd war er der Kugel eines Transporteurs erlegen.

Tobias hatte düster vor sich hingestarrt. „Nun giebt es außer dir nur noch einen Mitwisser meiner Schuld!“ sagte er tonlos.

Fragend sah ihn sein Weib an.

„Mein Gewissen!“ vollendete er dumpf.

„Du weißt, Tobias, was ich von dir verlange, damit du unserm Kind dereinst wieder frei ins Auge schauen kannst.“

Tobias nickte. Ein würgender Schmerz faßte ihn an der Kehle, so daß er kaum zu sprechen vermochte. „Aber — — was wird aus euch, wenn ich — — fort bin?“ preßte er mühsam hervor.

„Ich werde uns den Unterhalt durch ehrliche Arbeit verdienen!“

„Ich habe da noch,“ sagte er zögernd, „einen Sparpfennig — — vielleicht würdest du — —“

„Schweig! Ich will nichts wissen von dem Sündengeld! Das gieb der kranken Wächtersfrau, die keine so kräftigen Fäuste hat wie ich, und deren Kinder hungern!“

„Du wirst freier sein und glücklicher, wenn ich mit meiner Qual dir aus den Augen bin!“ sagte Tobias.

BLB Karlsruhe

„Ach, Herr im Himmel, warum erlöstest du mich nicht, als ich jetzt mit dem Tode rang?!“ Er barg die schmerzenden Schläfen in den bleich gewordenen Händen. „Vielleicht findet sich aber auch jetzt noch ein Weg, der den armen Kranach auf dem Marsch nach dem Gefängnis an ein anderes — erlösendes Ziel bringt!“

„Tobias!“ rief Elise warnend. „Die Sünde wolltest du auf dein Haupt laden? Selbstmord?! Damit du auch drüben in der Ewigkeit deine Schuld noch nicht abgebüßt, sondern das Feigste und Schändlichste gethan hast? Ja, ist denn alle Religion aus deinem Herzen gewichen?“

Da sank Tobias in die Knie vor ihr und küßte ihre rauhen, abgearbeiteten Hände. „Ich gehe, Elise! Gott wird mich in seinen Schutz nehmen, daß ich die Leidenszeit überstehe. Wirst du mich dann aber noch ansehen, Elise? Denk an die Schande vor den Menschen!“

„Die Reinheit des Gewissens steht mir höher, Tobias!“

Ein ergreifender Abschied war's von Weib und Kind. Er ging von ihnen — gebeugt, matt und siech, fast zusammenbrechend unter der furchtbaren Last.

Herzzerreißend waren die Thränen, die die arme Elise danach am Abend weinte. Aber niemand sah sie, niemand hörte sie — denn ihr Knabe schlief den süßen, festen Kinderschlaf in seinem Bettchen.

— — — — — — — — — — —

Der Staatsanwalt sah den Maurermeister, der sich da in wirren Selbstanklagen vor ihm erging, überrascht, fast teilnehmend an. Eine Tragödie des menschlichen Herzens — so bezeichnete er es nachher.

Tobias Kranach schilderte alles, sein Glück, seine Genügsamkeit, dann den ersten Schritt vom rechten Wege — und darauf die Wirrnisse der stetig wachsenden Schuld durch die Qual seines Gewissens und die Furcht vor dem Mitwisser.

Man stellte den Maurermeister unter Anklage und nahm ihn fest.

Im Lauf der Voruntersuchung ergab sich, daß der Verlierer vor Jahr und Tag thatsächlich in den Besitz des Geldes samt Zinsen gelangt war. Schwer nur vermißte er die für andere wertlosen Familienpapiere, die sich in der Brieftasche befunden hatten. Das Vergehen der Fundunterschlagung war inzwischen verjährt. Die Anklage wegen Mithilfe an der Brandstiftung blieb aber bestehen und führte auch zur Verhandlung.

Tobias Kranach verzichtete auf einen Verteidiger. Er trug den Richtern der Strafkammer im Gegenteil alles vor, was zu seiner Belastung dienen konnte; freilich mußte er auch zugeben, daß er unter dem Zwange des „Mitwissers“ gehandelt hatte.

Für den Gerichtshof kam es aber in diesem Falle nur darauf an, festzustellen, ob der Angeklagte irgendwie einen Vermögensvorteil für sich durch seine — allerdings verhängnisvolle — Hehlerschaft habe erreichen wollen. Da diese Schuld verneint werden mußte, so sprach man den Maurermeister frei.

In der Verhandlung hatte auch Frau Elise auftreten müssen. Ihre hohe, sittliche Auffassung, ihr rechtlicher Sinn erweckten allseitige Bewunderung. Man sprach in vielen Kreisen von der stolzen Unerbittlichkeit dieser einfachen Arbeiterfrau. Der Pfarrer ihres Kirchspiels deutete ihr Lob sogar in einer Predigt am nächsten Sonntag an, in der er von Schuld und Sühne sprach, anknüpfend an die Worte Davids, die dieser 2. Sam. 24, 14 zu Gad spricht: „Laß mich nicht in Menschenhände fallen!“

Diesem Gottesdienst wohnte der am Abend zuvor aus der Untersuchungshaft entlassene Tobias Kranach bei. Tief erschüttert suchte er nach der Predigt den Geistlichen auf.

„Herr Pfarrer, alles wollt' ich ja büßen, — ich weiß ja, daß ich schuldig bin, wenn mich auch das Gericht freigesprochen hat; aber wie in aller Welt soll ich's denn anfangen? Ich will fleißig sein, rechtschaffen, meine Sünden beichten und in die Kirche gehen, mein Kind in der Furcht Gottes erziehen, von bösen Leuten mich und mein Haus fern halten. Aber ist das schon genug, Herr Pfarrer?“

Der Geistliche sah ihn mild und doch ernst an. „Ich höre, Tobias Kranach, Euer Weib hat sich der armen Wächtersfrau angenommen — und die Leute sagen auch, sie habe eine Hypothek auf den Namen dieser Unglücklichen eintragen lassen?“

„Ja, Herr Pfarrer, Gott weiß es — das ist wahr!“

„Nun, Tobias, so bleibt Euch nichts anderes mehr zu thun übrig, als das Unrecht, das Euerem Weib geschehen ist, wettzumachen — und im übrigen einen gottwohlgefälligen Lebenswandel zu führen.“

„Das Unrecht an meinem Weib?“ fragte Tobias gedankenvoll.

„Ja, Tobias Kranach. Ihr habt vor dem Altar gelobt, sie glücklich zu machen. Nur Kummer und Elend habt Ihr über sie gebracht. Sie verdient's besser, Tobias. Sie ist ein Juwel in Euerm Hause, das Ihr hoch und heilig halten müßt. Nun geht in Gottes Namen — und grüßt mir Euer Weib Elise. Sagt ihr auch, ich hätte wohl von ihrer Predigt gehört!“

Er nickte freundlich und entließ den tiefaufatmenden Maurermeister.

Als Tobias aus dem Hause trat, sagte der geistliche Herr vor sich hin: „Wenn's noch viel solche Frauen und Mütter giebt, dann mögen sie immerhin schreien, die Unzufriedenen und Mißvergnügten im Land. Um die Zukunft ist mir dann nicht bange!“

Buntzelwitzer Wurst.

Preußens großer König, vom Volke „der Alte Fritz“ genannt, hatte neben manch anderen guten Eigenschaften auch die, daß er einen ganz vortrefflichen Magen besaß, der sozusagen — Steine verdauen konnte. Das kam dem Könige in jungen Jahren, wo er so viel wider die Österreicher, die Franzosen und die Russen im Felde liegen mußte,

gar sehr zustatten, denn des Königs Koch rückte nicht mit ins Feld; der König begnügte sich mit dem, was er in den Quartieren gerade fand.

Als der König aber älter und ein richtiger „Alter Fritz“ geworden, da wollte ihm der Magen nicht mehr parieren; er wand und drehte sich und bereitete dem Könige gar manche qualvolle Stunde. So kam es, daß der König mitunter ganz den Appetit verlor und nichts zu sich nehmen wollte. Sein Leibkoch setzte ihm die feinsten Leckerbissen der Welt auf die Tafel, der König wandte sich davon ab und berührte sie nicht.

So stand es mit dem König wieder einmal recht schlimm; er wollte durchaus nichts zu sich nehmen; verzweifelnd stand der Leibarzt am Bette und rieb sich mit dem goldenen Knopfe seines Stockes die Stirne: er kam aber auf kein Mittel, um dem Könige Appetit beizubringen.

„Ja,“ sagte da der König mit schwacher Stimme, „wenn ich noch einmal Buntzelwitzer Wurst bekommen könnte — die hat mir so gut geschmeckt; die würde ich essen.“

Flugs ging ein Kurier nach Buntzelwitz ab, wo der König einst nach einem tagelangen heißen Tanze mit den Österreichern im Quartier gelegen hatte.

Verzweifelnd stand der Leibarzt am Bette.

Der Schlächter sollte sofort nach Berlin kommen, der dazumal dem Könige Buntzelwitzer Wurst bereitet und vorgesetzt hatte; in Person mußte er nach Berlin kommen, um dem Könige genau dieselbe Buntzelwitzer Wurst zu bereiten, die er dazumal mit so unsäglichem Appetit verzehrt hatte.

Der Schlächter kam, ging in die Hofküche und bereitete die Wurst; aber der König — kaum daß er davon gekostet — schüttelte das blaße müde Haupt: die Wurst schmeckte ihm nicht.

„Ist es denn auch wirklich die nämliche Wurst?“ fragte der Leibarzt.

„Ganz die nämliche, ganz so zubereitet; nur . . .“

„Na, was denn nur? Es ist mal doch eine andere Sorte?“

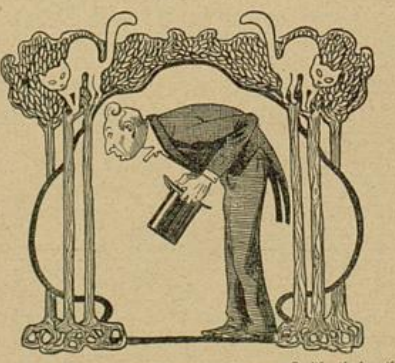
„Nein, Herr Leibarzt,“ erwiderte der Schlächter, „die nämliche Sorte ist es schon, nur daß wir dazumal weder Butter noch Fett zum Schmälzen hatten; es war halt alles aufgegessen und so nahm ich dazu ein Talglicht — das hatten wir noch. Soll ich's etwa wieder so machen?“

„Um Gottes willen! Ein Talglicht!“ rief der Doktor aus.

Nein, das wagte er nicht, dem Könige darzureichen. Der König aber hatte umsonst Appetit auf Buntzelwitzer Wurst gehabt; die neue Sorte schmeckte ihm nicht, und die alte sollte er nicht haben. Bald darauf ist er verschieden.

Getroffen.

Ein Gelehrter, der nicht besonders mit zeitlichen Gütern bedacht war und wie viele seinesgleichen nicht gar viel auf äußern Kleiderschmuck hielt, kam eines Tages in eine Gesellschaft, und das Hemd blickte ihm gar naseweis aus dem aufgeschlitzten Ellenbogen seines Rockes heraus. Ein junger Laffe, der vor allen Dingen viel auf das Sprichwort hielt: „Kleider machen Leute“ und bei dem darum auch der Balg mehr wert war, als das, was darin steckte, wollte eine witzige Bemerkung machen, und dabei dem guten Gelehrten eins versetzen, näherte sich mit pfiffigem Gesicht, das unentbehrliche Gläschen am Auge, dem verwundeten Ellenbogen und sprach: „Da guckt die Weisheit heraus!“ „Und die Dummheit hinein!“ lautete die kurze Antwort.



Den hat Natur mit geradem Leib bedacht;
Den Katzbuckel hat er sich selbst gemacht.

Des Hinkenden Reisebericht über China.

„Grüß Gott, Hinkender!“ So empfing der Löwenwirt den Alten unter gar vielen Bücklingen. „Man vermeinte ja, Ihr hättet dem Markgräfler auf immer abgeschworen! Wo habt Ihr denn so lange gesteckt? Man hat Euch ja ganze sechs Monate nicht im Löwen gesehen.“

Schmunzelnd hörte der Hinkende zu; dann wandte er sich um und sagte zum Wirt: „Da schaut her, seht Ihr nichts?“

„Ei ja,“ erwiderte der Löwenwirt, „Euern Zopf seh' ich.“

„Es ist aber nicht der alte.“

„Das stimmt, er ist es nicht. Das ist ja einer wie aus dem Chinesenlande. Solltet Ihr am Ende gar . . .“

„Löwenwirt, Ihr ahnt das Richtige; der Hinkende war . . .“

„. . . . bei den Langgezöpften! . . .“

„So ist es! Und da ist ihm der Zopf in der Art da gewachsen.“

„Hinkender,“ schrie da der Löwenwirt wie besessen, „nun aber herein und hingesetzt und es geschwind erzählt, wie es Euch so weit da draußen in der Welt ergangen ist. Geschwind, Lisbeth, einen Schoppen Markgräfler, und nun hierher mit Euch, Hinkender, hier an den Stammtisch.“

Sie saßen richtig alle beisammen, keiner fehlte von all unseren guten Bekannten. Groß war ihre Freude, daß sie den Hinkenden wieder bei sich hatten, und bald ging es ans Erzählen.

„Liebe Freunde,“ so begann der Hinkende seinen Reisebericht aus China, „wenn einer von Euch etwa meint, der Hinkende wär' zu Fuß bis zu den Chinesen hingestelzt, so ist er gewaltig im Irrtum. Er hat diesmal eine Ausnahme gemacht; er hat den Stelzfuß unter den Arm genommen und sich's damit auf einem der schönen großen Schiffe bequem gemacht, so da alle vierzehn Tage, von Genua aus, der „Norddeutsche Lloyd“ nach dem fernen Ostasien hinauslaufen läßt. Des Hinkenden Stelzfuß ist etwas Solides, solider als manch ein Bein aus Fleisch und Blut, in dem das Zipperlein beißt und nagt; so hätte er den Weg auch bis nach China hin schon ausgehalten; aber mit solch einem Staatsdampfschiffe vom Lloyd geht die Reise eben doch ein wenig rascher von statten, und viel Zeit war nicht zu versäumen, sollten die Kalender fürs Jahr 1902 auch richtig gedruckt werden.

„Immerhin währte es halt doch mehr als einen vollen Monat, bis der Hinkende echtes chinesisches Land betrat. Von Genua aus ging's vorerst auf Neapel zu, und hier schon merkte man, daß etwas Besonderes los sein mußte draußen in der Welt, denn die Säcke mit Briefen und Packeten, die hier von Deutschland her nach dem fernen Ostasien verladen wurden, wollten gar kein Ende nehmen. Dann ging es mitten ins Mittelländische Meer hinein, immer lustig auf Afrika zu, weiterhin dann durch den Suezkanal und das Rote Meer hindurch, bei Aden vorbei, wo die Engländer scharf auf der Lauer liegen, und dann ins weite offene Meer hinaus. Viele Tage lang ist da nur Himmel und Wasser, Wasser und Himmel zu sehen, bis sich Colombo zeigt und weiterhin Singapore und Hongkong. Hier ist schon alles chinesisch „angehaucht“, aber das eigentliche China zeigt sich erst in Schanghai, was ein großmächtiger Hafenort ist, voll von Europäern und nicht minder voll von echten langgezöpften Söhnen des Himmels. Im Grunde ist es bereits Feindesland, aber vom Feinde war hier noch nichts zu spüren, denn Krieg und Empörung waren ja hauptsächlich um die Hauptstadt Peking herum im Gange, welche noch an die tausend Meilen weiter liegt.

„Der Hinkende aber wollte partout sehen, wie es im übrigen China und bei den Rebellen selber ausschaute, damit er seinen Freunden daheim alles richtig erzählen könne, und so sagte er dem „Lloyd“ Ade, setzte sich auf ein neues Schiff und ließ den Kapitän scharfen Kurs nach Norden nehmen.“

„Hinkender,“ rief der Barbier dazwischen, „da müßt Ihr ja an Kiautschou vorübergedampft sein.“

„Nein, Ihr Naseweise, das ist nicht geschehen; der Hinkende ist an dem neuen Deutsch-China nicht stolz vorbeigedampft, sondern er ließ hier halten, und hat sich das Land aufs beste angesehen.“

„Erzählt, erzählt, wie es da ausschaut!“ riefen etliche unter den Zuhörern, aber der Hinkende vertröstete sie damit auf ein andermal und fuhr in seinem Reiseberichte folgendermaßen fort: „Als der Hinkende an der Euch allen ja dem Namen nach genugsam bekannten Reede von Taku anlangte, kam er gerade zur rechten Zeit, um nach der Ausstellung von Paris auch noch die Ausstellung von Taku mitzumachen. Was aber hier ausgestellt war, das waren lediglich Schiffe, Kriegsschiffe nämlich, denn alle Länder der Welt, die etwas auf sich halten,

hatten Kriegsschiffe dahin gesandt, und diese lagen nun zu beinahe einhundert Stück, immer eines größer als das andere, beisammen, ein jedes so gut wie klar zum Gefecht, damit das Schießen nur gleich anfangen könnte. Nur einer hatte kein Schiff hingeschickt zu der Ausstellung und hätte es doch zu allernächst gehabt; nämlich der Kaiser von China! Dieser hatte seine Schiffe wohlweislich zusammengenommen und war mit ihnen den breiten Strom Yantse hinaufgesteuert, der etliche tausend Kilometer tief ins Innere des Landes hineingeht. So warteten die fremden Kriegsschiffe vergebens auf die Chinesen; sie lagen aber auch mehr zu dem Zwecke da, daß es keinem unter ihnen etwa einfallen möge, auf eigene Faust Krieg zu führen, denn sie hatten es ja miteinander ausgemacht, daß sie alle zusammen auf die Chinesen losgehen wollten, weil diese ja auch alle ihre Gesandten und Konsuln in gleicher Weise schlecht behandelt hatten.

„Bei Taku nahm der Hinkende Abschied vom Schiffe, und von jetzt ab mußte er sich wieder seinen Stelzfuß anschnallen, denn selbst die einzige Eisenbahn, die es dortzulande giebt und welche bis Peking führt, hatten die Boxer zerstört, und zwar gleich so gründlich, daß nicht eine Schiene und nicht eine Schwelle mehr da war.

„Der Hinkende hatte es sich aber fest vorgenommen, bis nach Peking selbst zu marschieren, um seinen Freunden und Lesern daselbst den neuesten Kalender zu bringen, denn er wußte, daß es da nichts zu lesen gab und daß es nichts Besseres für unsere braven Soldaten giebt, um ihnen die Langeweile zu vertreiben, als seinen Kalender.

„Eine volle Woche lang mußte er so seinen beschwerlichen Weg zu Fuß machen, immer am Fluß Peiho aufwärts, mit dessen gelbbraunen Fluten noch mehr als ein Chinesenleichnam dahergeschwommen kam; denn hier hatten ja die gewaltigen Kämpfe stattgefunden, wo immer ein Bataillon Europäer wider eine ganze Division von Chinesen zu kämpfen hatte. Das Land ist oder war vielmehr hier überall stark bevölkert; jede halbe Stunde liegt im Grün der Weidenbäume ein Dorf von etlichen hundert Häusern anscheinend friedlich da. Jedesmal aber, wenn der Hinkende solch ein Dorf betrat, ergriff es ihn mit Schaudern und Entsetzen, denn ein jedes war zerstört, bis auf die letzten Mauern niedergebrannt und gänzlich ausgestorben.

„Die einzigen lebenden Wesen, die er traf, waren herrenlose Hunde, die in den rauchenden Trümmern vergeblich nach Futter suchten. Alle drei oder vier Meilen weit aber stand ein europäischer Posten in einer Stärke von etwa einer Kompagnie, der sein Obacht zu geben hatte, daß die Boxer nicht etwa wieder hereinbrächen, und wenn gerade Deutsche unter diesen Soldaten waren, da freute sich der Hinkende ganz besonders und rief ihnen ein frohgemutes „Grüß Gott!“ zu. — Von weitem schon grüßte er die schwarz-weiß-rote Flagge, wenn er sie über den Baumwipfeln wehen sah; wenn er heran war, da schwenkte er seinen Dreimaster gar fröhlich in der Luft und wischte sich bei der Gelegenheit wieder einmal den Schweiß von der Stirne, denn es war — Ihr mögt's schon glauben — eine kannibalische Hitze in dem Chinesenlande. Chinesen bekam er wenige zu sehen; sie waren mit Weib und Kind zumeist ins Innere des Landes geflohen; wo sie aber sich zeigten, da nahten sie sich ihm gar demütig und neigten den eigenen Zopf vor demjenigen des Hinkenden.

„So ging die Reise fast eine volle Woche lang, bis eines Mittags der Hinkende seitwärts der Straße einen Hügel erstiegen hatte und er auf einmal durch Laub- und Buschwerk hindurch die Zinnen einer Stadt erschaute: Das war Peking, die Hauptstadt der Chinesen! Deutlich konnte man es an der mächtigen Mauer erkennen, welche ringsum um die ganze Stadt ging. Ein altes Thor aber mit vielen Schießscharten lag dicht vornan. Jetzt war es längst von den Europäern genommen; ein Franzose stand mit dem Gewehr davor, und als

Der Franzose machte Honneur.

der Franzose den Hinkenden im Dreimaster daherkommen sah, streckte er das Gewehr von sich und machte regelrecht Honneur, denn er hielt ihn für einen fremdländischen Admiral.

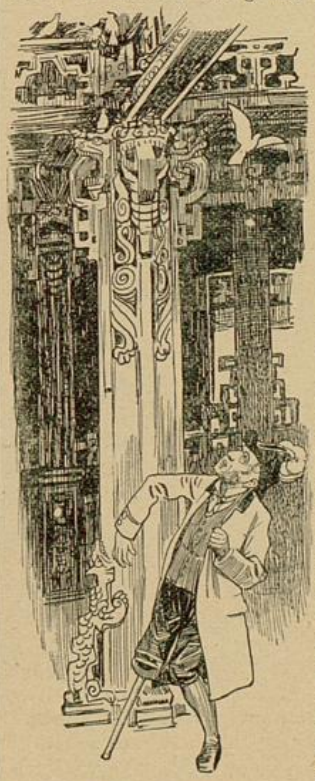
„Solch schöne Gasthäuser, wie z. B. den „Löwen“, giebt's in Peking zur Einkehr nicht; es gab bis zur Belagerung nur eines, und dieses war von den Boxern in Grund und Boden geschossen worden. So mußte der Hinkende es wie die Soldaten machen und sich selber einquartieren. Gerade wenn man hereintritt zum Thore, linker Hand, steht der Palast eines hohen Mandarinen; da nahm der Hinkende Quartier und ließ sich ein Lager herrichten. Gegen Geld und gute Worte — ohne daß der Hinkende chinesisch zu sprechen brauchte — bekam er sogar zu essen und zu trinken, und der Wirt selbst brachte mit freundlich wackelndem Zopf Thee herbei, um den

so weit Gewanderten zu bewirten. Trotzdem war ihm und seinen Dienern nicht zu trauen, und es war gut, daß deutsche Posten, das scharf geladene Gewehr auf der Schulter, in der Nähe auf- und abpatrouillierten. Bald machte der Hinkende seinen Landsleuten Besuch, und von allen wurde er gar freundlich willkommen geheißen; sein Kalender aber ging ab wie bei unserem Meister Wendelin die frischen Wecken. „Der Hinkende ist da," so schallte es im ganzen deutschen Lager zu Peking; nicht allein Gemeine und Unteroffiziere, sondern auch Offiziere und Generale kamen herbei und wollten wissen, was denn im neuesten „Lahrer" stünde. Auch dem Oberstkommandierenden, dem Grafen Waldersee, hat der Hinkende seinen Besuch gemacht und freundlich ward er von ihm aufgenommen. Der Generalfeldmarschall saß accurat dort, wo nur etliche Wochen vor ihm der chinesische Kaiser nebst der Frau Kaiserin selbst gesessen hat, ja auf dem nämlichen Sessel mit dem goldgestickten gelbseidenen Kissen, und schrieb gerade eine Feldpostkarte an seine Frau Eheliebste, die er zu Hannover als Strohwitwe zurückgelassen hat. An einem großen schweren Tische aus feinstem Ebenholze saß er, und auf den Tisch fiel die volle chinesische Sonne, nur ein wenig abgedämpft durch die großen Sonnensegel, die vor dem Hause aufgespannt waren. Draußen im Vorhofe aber standen die vielen fremdländischen Offiziere bei einander und unterhielten sich in siebenerlei Sprachen.

„Da er nun aber einmal im Palaste drin war, schaute sich der Hinkende hier auch noch des weiteren um; er besah sich den Thronsaal und setzte sich richtig selbst auf den Thronsessel, auf dem der chinesische Kaiser einst gesessen; dann aber besah er sich auch den Palast, in dem derselbige Kaiser einst gefangen gesessen hat, indem ihn seine Frau Pflegemutter hier fürsorglich eingesperrt hatte, damit er nur ja keinen Unsinn mache und keine Neuerungen aus Europa ins chinesische Reich einführe. Eine solche Neuerung hat er trotzdem eingeführt, und das war eine Eisenbahn, eine kleine elektrische Eisenbahn nämlich, die von einem seiner Paläste zum anderen führt und ihm somit einen Weg von einer Viertelstunde ersparte. Mehrere prachtvoll gebaute und mit gelber Seide reich ausgeschlagene Wagen standen noch auf dem Geleise; doch niemand benutzte sie. Alles aber, was zu sehen war, hatte aufs grausamste gelitten unter den Soldaten. In alle Gemächer waren sie eingedrungen und hatten alles, was sich nur mitnehmen ließ, eingesackt; alles hatten sie nach Kostbarkeiten durchsucht und durchwühlt, Kisten und Kasten zu ganzen Haufen getürmt, sie geöffnet und erbrochen, Tische und Bänke, Spiegel und Bilder aber zerschlagen, kurz, überall waren wüste Trümmerhaufen geschaffen, und es sah aus, wie es im Dreißigjährigen Kriege ausgesehen haben mag.

„Das aber waren vornehmlich die Russen und die Amerikaner gewesen, dann aber auch die Engländer und nicht minder die Japaner; die Deutschen waren nicht darunter gewesen, und zwar schon deswegen nicht, weil sie gar nicht dabei waren, als die Stadt erobert und die Paläste besetzt wurden.

„Auch die sogenannte „verbotene oder heilige Stadt" hat sich der Hinkende angeschaut, da er doch einmal in Peking war, und es in einem hinging. War aber nicht arg viel zu ersehen daran! Denn auch hier hatten die Plünderer arg gehaust, und im übrigen sind die Gebäude von den Chinesen sehr schlecht unterhalten worden, so daß auf den Dächern der Paläste das Gras mehr als fußhoch wächst. An den goldenen Decken der heiligen Tempelhalle aber nisten die Tauben, und gerade als der Hinkende hier sinnend stand, sandte ihm eine davon aus ihrer erhabenen Höhe herunter eine Botschaft, für die er sich schönstens bedankte.



An den goldenen Decken der heiligen Tempelhalle aber nisten die Tauben.

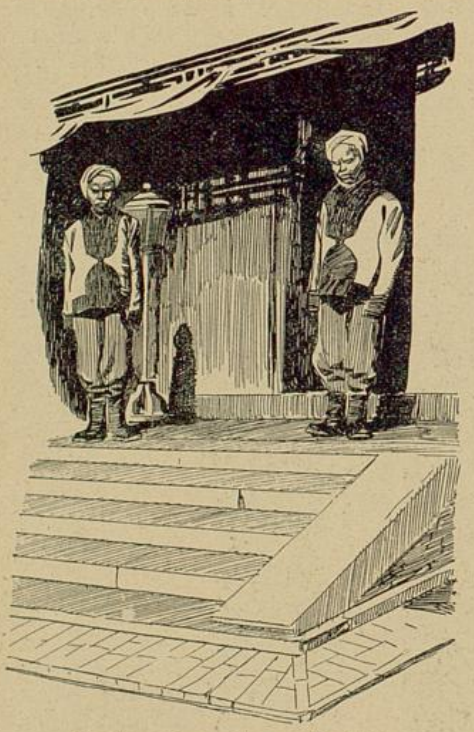
„Zu Peking war dazumal gerade „der große Li" angekommen, der sich der „Bismarck Chinas" nennt; auch ihm mußte ein Besuch gemacht werden.

„Vor des Vicekönigs Hause war ein gar buntes Treiben; Soldaten aus aller Herren Ländern standen davor, namentlich aber Russen mit ihren großen Mützen und deutsche Soldaten in ihren Pickelhauben, denn beide hatten es übernommen, den alten Herrn zu überwachen, einesteils damit ihm nichts zuleide geschähe, anderenteils damit er nicht plötzlich abreise und sich dünn mache. Im Innern des Hauses aber hatte er eine Wache von eigenen Soldaten, die er dazu extra aus Kanton mitgebracht hatte, wo er bisher Vicekönig gewesen war. Die beiden Posten, die vor der Thüre standen, machten gar böse Gesichter und wollten niemand hineinlassen; als es aber hieß, der Hinkende aus Lahr sei da, so kam sogleich ein Dolmetscher herbeigestürmt und sorgte dafür, daß der Hinkende heil und sicher zwischen den beiden grimmigen Posten vorbei und zu Herrn Li-Hung-chang in die gute Stube hineinkam.

„Der Alte saß da breit und schwer auf einer Art Sofa und erhob sich etwas schwerfällig an seinem Stocke, um den Hinkenden zu begrüßen. Ja, er reichte ihm gar die dicke, fettige Hand hin und hieß

ihn sich setzen, Thee trinken und einen Tobak rauchen.

„Der Barthel, der Kilian und Ihr andere alle machen jetzt dazu Gesichter, als ob das alles keiner



Die beiden Pesten machten gar böse Gesichter.

glaubte. Aber es ist so, wie es der Hinkende sagt: Er und der alte chinesische Fuchs haben im fernen Peking gemütlich nebeneinander auf dem Sofa gesessen und sich eines erzählt. So nebenbei fragte der Alte auch, wie alt denn eigentlich der Hinkende sei, und als dieser darauf erwiderte, daß der Hinkende nunmehr schon ins 102. Jahr gehe, da nahm Li-Hung-chang sein Käpplein ab und that gar respektvoll, denn das Alter ist etwas, was bei den Chinesen besonders hoch gilt. Wenn Ihr hierzulande einem etwas Schönes sagen wollt, so sagt Ihr wohl, er sähe viel jünger aus, als er in Wahrheit sei. Bei den Chinesen aber ist's gerade umgekehrt. Wollen sie schmeicheln, so sagen sie: „Ei, Euer Hochwohlgeboren, was seht Ihr schon alt aus; Ihr müßt ja schon mordsmörderlich alt und somit mordsmörderlich gescheit sein," wie bei den Chinesen überhaupt alles umgekehrt ist, als hier zu Lande. Wenn Ihr hier einen zu Euch heran winkt, er solle kommen, so kommt er; thut Ihr's aber genau ebenso bei einem Chinesen, so läuft er, als sollte er gespießt werden, denn zuwinken bedeutet bei ihnen, sie sollen davon gehen. — Wenn unsere Fuhrleute haben wollen, daß ihr Rößlein vorangehe, dann schreien sie „hü, hü!" und die Rößlein setzen sich dann von selber in Trab. Bei den Chinesen aber ist's wieder umgekehrt: Auf „hü, hü" stehen sie wie angewurzelt; ruft Ihr aber „brr, brr", da setzen sie sich in Trab, und zwar nur in Trab; Galopp können sie nicht laufen, dazu sind die chinesischen Gäule zu steif. Ein Kreuz war's daher auch für unsere Offiziere, als sie in Asien anlangten und beritten gemacht wurden: ihre Rößlein konnten keinen Galopp machen. Dabei waren sie so klein, daß die Herren ihre zumeist langen Beine fast auf der Erde schleiften. Es war ein Bild zum Lachen; die Offiziere aber lachten nicht; sie ärgerten sich darüber, namentlich die deutschen, denn die Engländer und Amerikaner hatten sich eigene Pferde aus der Heimat mitgebracht, und die waren hochbeinig und schlank gewachsen. Freilich hat der ganze Krieg soviel Geld gekostet, daß es dem deutschen Reichskriegszahlmeister weiter nicht zu verdenken war, wenn er zuschaute, alles möglichst billig zu bekommen, denn es hieß wohl, die Chinesen müßten schließlich doch die ganze Rechnung auf Heller und Pfennig bezahlen; aber es hieß eben nur so; glauben thut's vorderhand keiner, und hergeben hat es jedenfalls der deutsche Steuerzahler müssen. Das Wiederkriegen steht auf einem andern Blatte.

„Für sein Leben gern hätte der Hinkende auch der Frau Kaiserin (Tsu Hsi heißt sie, was um ein Haar wie Susi klingt) seinen Besuch gemacht, aber sie war leider verreist und hatte sich tief ins Innere des Landes begeben; sie hatte so gar keine Lust gezeigt, die Bekanntschaft der vielen „fremden Teufel" zu machen, wie die Chinesen die Europäer unter sich zu nennen belieben. Es waren überhaupt wenig Frauen zu sehen; die Chinesen hatten sie weggebracht oder hielten sie ängstlich versteckt, was recht überflüssig war,

Der Hinkende setzt hiermit zwei chinesische Schönheiten in seinen Kalender hinein.

denn in das chinesische Weiberzeug kann sich so leicht ein Europäer nicht vergaffen. Selbst die schönsten

unter ihnen haben Gesichter und machen Augen, die niemand gefallen können, der einem frischen, fröhlichen Menschenkinde unserer Art je ins Angesicht geschaut hat. Der Hinkende setzt zwei chinesische Schönheiten hiermit in seinen Kalender hinein, extra für den Kalender abkonterfeit, damit sich jedermann selbst davon überzeugen kann, wie sie ausschauen. Dabei sind sie zumeist aber aufs feinste gekleidet, mit Gold, Perlen und sonstigem Schmuck reich beladen, und dennoch gefallen sie einem nicht. Ab und zu soll sich's ja freilich ereignet haben, daß einer der tapferen Krieger noch so nebenher eine Privateroberung machen wollte und auch gemacht hat; aber im großen und ganzen ist so gut wie jeder seiner Liebsten daheim treu geblieben. Wenn aber die Sehnsucht ab und zu einmal gar zu stark über ihn kam, da hat er 's Bildlein von ihr aus der Brusttasche geholt und es im geheimen abgeküßt.

Da hat er 's Bildlein von ihr aus der Brusttasche geholt und es im geheimen abgeküßt.

„Vielen aber ist es traurig ergangen. Die chinesischen Kugeln hatten freilich die Eigenart, daß sie immer in weitem Bogen über die Köpfe hinwegflogen; und die Pfeile gar, mit denen die Boxer hie und da noch schossen, flogen keine hundert Meter weit und thaten niemand etwas. Aber dafür kamen allerhand Krankheiten daher, böse Krankheiten wie der Typhus und die Ruhr, und diese thaten den Kriegern etwas und das gleich so schlimm, daß sie zu Hunderten starben. Das Schlimme war, daß kein frisches reines Wasser da war! Bier und Wein gab's ja genug und selbst an Markgräfler war kein Mangel; aber es fehlte an einem erquickenden Trunke klaren Brunnenwassers, und daran ist gar mancher zu Grunde gegangen.

„Wer noch so viel Kraft hatte, daß er fortgeschafft werden konnte, kam durch; denn er kam auf das Lazarettschiff „Gera", welches der „Norddeutsche Lloyd" auf eigene Kosten aufs prachtvollste ausgestattet und zur Verfügung gestellt hatte, und fuhr damit nach Japan hinüber, wo er sich in milder Luft und bei guter Verpflegung bald wieder erholte. Die anderen aber mußten ihr junges Leben schon in China lassen. Zu Peking, mitten unter den Gehöften der Chinesen, ist ein Acker von einem halben Morgen abgegrenzt worden; das wurde der Gottesacker für unsere Toten. Tagaus, tagein zog ein gar trauriger Zug hinaus, einen um den anderen da einzubetten in den heißen chinesischen Sand. Kreuz reihte sich an Kreuz; der Masure und der Sohn der roten Erde, der Friesländer und der Aelpler, sie fanden sich alle hier still

Er hat einen Kranz für sie alle mitgenommen und ihn an das Drahtgitter des Kirchhofes befestigt.

beisammen. Bevor aber der Hinkende wieder heim ist, da ist er erst noch einmal da hinaus auf den Kirchhof der Deutschen gestapft; er hat einen Kranz für sie alle mitgenommen und ihn an das Drahtgitter des Kirchhofes befestigt. Wir aber wollen ihrer gedenken, indem wir ein stilles Glas auf sie leeren." — — —

So thaten sie und gedachten dabei mit Wehmut der tapferen Krieger, die ihr junges Leben gelassen so weit draußen in der Welt, unter den Chinesen, mit Gott, für König und Vaterland.

Wie der Herr Kaiser den Schlegelpeter „per Sie" reden lehrte.

Der Kaiserbrosi und der Schlegelpeterli waren in den fünfziger Jahren, weil daheim auf dem Schwarzwald bei dem raschen Nachwuchs der Brüder und Schwesterlein die Stücklein Brot zu klein wurden, mit Sack und Pack, d. h. — mit einem Nastüchlein voller Habseligkeiten, miteinander nach Basel gewandert, um in dieser reichen Schweizerstadt nicht nur genug Brot, sondern auch etwas Anken darauf zu bekommen. Denn die Ankenschnitten aßen die beiden sölli gern, weil erstens ihr Gaumen es speciell verlangte und weil es zweitens bei den Buben so Mode ist.

Diese Ankenschnitten wollten sie aber nicht betteln oder durch Vorzeigung eines Murmeltieres erwerben, wie die Savoyardenbuben es thun. Nein, sie wollten arbeiten und ihr Brot ehrlich verdienen. Sie suchten also Beschäftigung und fanden solche in einer Floretspinnerei, deren es in Basel ja viele giebt. Hier wurden sie erst „Aufstecker", dann „Ansetzer" und schließlich „Spinner".

BLB Karlsruhe

Mit dem „Spinner" gab sich der Schlegelpeter vollständig zufrieden. Er war eine Taglöhnernatur und strebte nicht weiter und nicht länger, als der Magen knurrte. Da das letztere nun nicht mehr vorkam, sah er nicht ein, warum er auf seinem Lebensweg noch eine höhere Stufe erklimmen sollte.

Das Gegenteil von ihm war sein Kamerad, der Brosi. Der hatte nicht nur einen hungrigen Magen, sondern auch einen nahrungsbedürftigen Geist. Um den letztern zu speisen, d. h. ausbilden zu können, setzte der Brosi den erstern oft auf Halbkost und gewöhnte ihn an die strengste Diät. Was er erübrigen konnte, wurde zum Ankauf wissenschaftlicher Bücher verwendet, und wenn seine Kameraden herumlungerten oder im Wirtshaus gröhlten, dann saß der Brosi über seinen Büchern und an seinen Zeichnungen, oder er arbeitete an einem in seiner Mansarde angebrachten Schraubstock.

Dafür erntete er vorerst nichts als den Spott seiner Kameraden. Weil sie sich nicht auf die Höhe seiner Gedanken aufzuschwingen vermochten, konnten sie ihn auch nicht verstehen.

Der Brosi kehrte sich nicht an solchen Spott, er arbeitete ruhig weiter und fand an seinen Studien mehr Vergnügen als an den zweifelhaften Freuden seiner Kameraden. Zudem sollte seine Stunde kommen: einige Herren, reich an Geld und reich an Unternehmungsgeist, beschäftigten sich mit der Begründung einer neuen Seidenspinnerei. Da sie das Technische dieser Branche nicht gründlich kannten, suchten sie auf dem Wege des Inserierens einen Mann, der mit diesen Geschäften vertraut sein mußte und als Direktor einstehen konnte.

Fabrikdirektor! Das ist ein Wort, das ist ein Posten! Natürlich meldeten sich viele. Es kamen geschniegelte und gebügelte Herren, mit Brillen und goldenen Zwickern auf der Nase. Mit diesen nobeln Bewerbern trat der einfache, schlichte und ärmlich gekleidete Brosi in Konkurrenz. Er kam in defekten Kleidern, aber mit dem Bewußtsein seines Könnens, und wenn an seinen Fingern auch kein goldener Ring blitzte und auf der Nase kein Zwicker thronte — aus seinen Augen blitzte eine alles besiegende Energie.

Die Fabrikanten waren Menschen; die Menschen aber taxieren ihre Brüder, wiewohl mit Unrecht, meist nach ihrem Aeußern, und so kam es, daß der arme, unscheinbare Brosi mit Vorurteil empfangen wurde. Er benahm sich auch ziemlich eckig, als er sich vorstellte. Als er aber erst warm war und auf die geschäftlichen Angelegenheiten zu sprechen kam, da entwickelte er ein so gescheites Programm und zeigte eine solche Gründlichkeit des Wissens und Könnens, daß die Herren bald schlüssig wurden und wußten: dieser und kein anderer ist unser Mann.

Der Brosi, der bis dahin für 3 Fränkli den ganzen Tag sich hatte plagen müssen, der in einer elenden Mansarde seine Studien gemacht hatte, war nun Direktor einer Fabrik, und was für ein Direktor! Mit Kenntnis, Umsicht und unermüdlichem Fleiße stand er dem Geschäfte vor. Da er selbst Arbeiter gewesen war, also deren Mühen und Sorgen und Bedürfnisse genau kannte und überdies von Natur aus ein gutes Herz hatte, so griff er stets mit mächtigem Hebel an, wenn es galt, die Lage seiner Untergebenen zu verbessern.

Ueber dem Glück, das ihm im schönen Schweizerland zuteil geworden, vergaß er aber auch seine schlichtere Heimat, den Schwarzwald, und seine dort lebenden Anverwandten nicht. Wie einst Joseph seine Brüder nach Aegyptenland kommen ließ, daß sie seines Glückes und seiner Freuden auch teilhaftig werden sollten, so nahm nun der Brosi seine alte Mutter, seine Brüder, seine Schwestern und viele Verwandte zu sich und gab ihnen in der Fabrik ausreichendes Brot.

Aber große Freude hatte er just nicht mit ihnen. Die Leute, die etwas rauh und ungeschlacht aufgewachsen und zum Teil Schulkameraden des nunmehrigen Direktors waren, glaubten sich gegen denselben alles erlauben zu dürfen, wodurch er öfters blamiert wurde. Weit entfernt vom Hochmut, liebte er es, wenn sie sich in seiner Häuslichkeit, seiner Wohnung gemütlich und ungeniert mit ihm unterhielten. Aber draußen vor der Wohnung, besonders im Geschäft, verlangte er auch von diesen seinen Verwandten die gebührende Achtung und den nötigen Respekt, weil diese zum Bestand seines Ansehens und seiner Autorität als Fabrikdirektor unerläßlich waren. Vor allen Dingen verbat er sich in den Fabrikräumen ganz energisch das vertrauliche „Du", mit dem ihn seine Schwarzwälder im Vergessen anredeten.

Das legten ihm dann die beschränkten Leute als Hochmut aus und besonders der Schlegelpeter, der ja einst mit dem Brosi zu Fuß nach Basel gewalzt war, wollte sich nicht fügen.

„Do sieht me wieder," sagte er, „wenn d'r Bettler ufs Roß chunnt, ritet er's z'sämme. Jetz bin i mit dem Brosi in d' Schuel, bi mit em uf d' Walz und ha 10 Johr in eim Saal mit em g'schafft und setz sott em uf eimol „Sie" sage. Nai, Brosi, säll thuet's nit!"

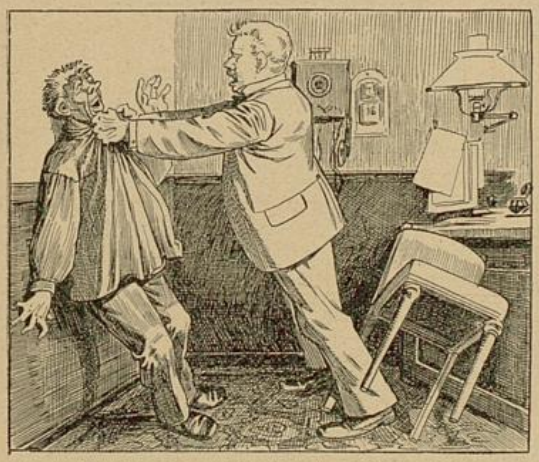
Was der Direktor auch sagte, wie er ihm auch erklärte, daß er das „Sie" ja nicht seinetwegen, sondern im Interesse seiner Stellung und des Geschäftes beanspruche und beanspruchen müsse — der Schlegelpeter sagte einfach: „G'schäft hi und G'schäft her, Auturität uf oder ab, aber i cha eifach nit „Sie" sage zue dir, Brosi!"

Er lernte es noch.

Einmal brachte der Direktor vornehme Herren, meistens Fabrikanten, in Schlegelpeters Saal und ging erläuternd und belehrend von einer Maschine, von einem Spinnstuhl zum andern mit ihnen. Bei Schlegelpeter angekommen, wollte er diesen, um den Herren die Konstruktion des Stuhles besser auslegen zu können, zum Abstellen veranlassen. Allein der Peter wurde renitent und sagte: „Nai, Brosi, säll git's nit, aß i d'r Stuhl abstell', wenn er im beste Gang isch. De chasch sage, was de witt, i thue's nit. I schaff' im Accord und will nit mi Zit versume wege dir und dene Herre!"

BLB Karlsruhe

Die Herren schauten sich vielsagend an, der Herr Direktor wurde krebsrot und seine Augen funkelten wie die eines gereizten Tigers. Mit Mühe fand er seine Selbstbeherrschung insoweit, daß er die Gesell-



Damit warf er den Peter von einem Eck ins andere.

schaft in einen andern Saal führen und das widerspenstige Verhalten des Schlegelpeters mit dessen unbesieglicher Dummheit entschuldigen konnte.

Eine Stunde später standen der Schlegelpeter und der Herr Direktor sich im Kabinett des letzteren gegenüber, und der Direktor, der dem Peter auch an körperlicher Kraft weit überlegen war, hielt diesen kräftig an jener Stelle, wo man die Krawatte bindet, schüttelte ihn und schrie: „Lump, elendige, wie hesch du mich blamiert! I chönnt und i thät di zuem Teufel jage. Aber wer müeßt's büeße? Di Frau und dini arme Chinder. Aber Näson muesch aneh, oder ich lehr' di."

Damit warf er den Peter von einem Eck ins andere und die Ohrfeigen fielen so saftig aus, daß der Peter auf einmal des Direktors „Autorität" anerkannte und flehend bat: „O, Herr Kaiser, höre Sie doch uf, i halt's nimmi us. I will jo „Sie" und „Herr Kaiser" sage, so vielmol, aß Sie nur ha wennt!"

Jetzt war des Direktors Zorn verraucht. Gerührt gab er dem Peter die Hand und sagte: „Nai, Peter, wenn du bi mir bisch, do, im Kabinett, oder dunte-n in der Wohnig, bisch mi Fründ und Schuelkamerad und saisch Du zue mer, wie's unter Fründen üeblich isch. Aber duß, unter de Lüte und b'sunders im G'schäft bisch du d'r Arbeiter und ich d'r Direkter, des isch jetz e so und loßt sich nit anderst mache. D'r Direkter aber derfe d'Arbeiter niene duze, er darf sich das nit g'falle lo, wenn er scho wott. Denn er wird blamiert derdur. Hesch's jetz ball verstande?"

„Jo, Herr Kaiser," sagte der Peter, „i will mi derno richte."

„Guet," sagte der Direktor, „jetz sitz do hi, mer trinken e Schlegel Wi uf die alt Fründschaft und sinn wieder z'friede."

Das thaten sie denn, und die Versöhnung kam in wenigen Minuten zustande. Als der Direktor den Peter wiederholt darauf aufmerksam machte, daß er in seinem Kabinett und wenn sie allein seien, nicht „Herr Kaiser" zu sagen brauche, da entgegnete Peter: „Nai, Herr Kaiser, i darf nimmi Brosi sage, sunst vergiß mi wieder emol."

* * *

Er hat sich nie mehr vergessen, hat dem ehemaligen Brosi immer die ihm gebührende Achtung entgegengebracht und es nie zu bereuen gehabt.

Der verhängnisvolle Koffer.

Von R. Münchgesang.

Saßen da in der lauschigen Gartenlaube im „Schwarzen Löwen" und tranken jeder ein Schöpplein mit Behagen der Schachtmeister, der Bezirksgendarm und der Schulze des Dorfs. Es war Samstag und gegen Abend. Zu Hause herrschte der Besen, es wurde nämlich von oben bis unten gescheuert und geplanscht, und aus solchen sumpfigen Gegenden rettet sich ein kluger Hausvater gern nach des Tages Arbeit in den „Schwarzen Löwen", da schmeckt ihm dann ein Schöpplein noch einmal so gut.

„Noch ein Schlückchen, Herr Wirt!"

Es dauerte diesmal eine geraume Weile, bis der Gerufene kam. Aus seinem zorngeröteten Gesichte konnte man unschwer lesen, daß ihm etwas Besonderes passiert sein mußte. Man hatte nicht nötig, ihn zu fragen, denn er schimpfte laut aus Leibeskräften.

„So a Gelump!" schrie er, „legt sich der Aff' mir drei Tage ins Haus, schlampt sich satt und säuft sich voll, und als Bezahlung läßt er mir seinen Affenkasten da."

„Wer?“ fragten wir neugierig.

„Ja, wüßt' ich's! Kaufmann schimpfte er sich, mit Rasiermessern thät' er handeln, sagte er, und in seinem Koffer wären die Muster. Nun ist er acht Tage weg, spurlos verschwunden, der Lumpazi, und ich kann die Zeche in den Schornstein schreiben. Sein Koffer, denk' ich, macht die Rechnung bezahlt, breche ihn auf, und was sehe ich? Lauter Ziegelsteine hat der Vagabund hineingepackt. Da ist die Bescherung.“

Damit schleppte er einen schäbigen, altmodischen Koffer herbei und zeigte das Innere.

„Der alte Witz!“ sagte der Dorfschulze.

„Das ist ein Kriminalfall,“ meinte der Gendarm, „will mir die Sache notieren.“

„Ach, dann weiß ich, wie das geht,“ antwortete der Wirt, „es kommt nichts dabei heraus. Der Flatterhannes ist Gott weiß wo, wird wohl seitdem ein paar andere Wirte gerupft haben, und wenn sie ihn fassen, so hat er nichts, der Lumpazi.“

„Ihr habt doch wenigstens den Koffer,“ meinte der Schachtmeister.

„Den Koffer?“ brauste der Löwenwirt auf, „was soll ich mit dem? Da, seht selbst, keinen Fünfer ist sie wert, die alte Kiste.“

„Es ist ein Altertümchen,“ sagte der Schulze, „aber Ihr könnt darin wohl Eure Kassenscheine bergen, oder einen Futtertrog daraus machen, oder einen Eisschrank.“

„Kurz und klein schlage ich das vermaledeite Gerümpel,“ antwortete er. „Es wäre ja ein Verhängnis für mich, wenn ich zeitlebens das Ding in der Wirtschaft sehen und dabei immer an den Flatterhannes denken müßte. Ein Verhängnis wär's!“

Damit ging er grimmig in den Stall, nahm sein Verhängnis mit und bald darauf hörte man ihn spalten und wirtschaften.

„Von einem verhängnisvollen Koffer wüßte ich freilich ein anderes Lied zu singen,“ sagte langsam der Schachtmeister.

„Das giebt eine Geschichte,“ meinte schmunzelnd der Gendarm.

„Singt los, Meister, eine Geschichte hören wir alle gern.“

Der Schachtmeister begann: „Es ist nun schon ein paar Jahre her, da bauten wir eine Eisenbahn bei Dingsda am Rhein. Es war ein schweres Stück Arbeit und dauerte lange. Das Gestein war an der Oberfläche ganz locker und brüchig, wenn man aber in den Berg hinein kam, wurde es hart wie Eisen. Ein Tunnel mußte gegraben werden und ich hatte die Sprengungen zu besorgen und auch das Dynamit in Verwahrung zu halten. War Feierabend, so gingen wir von der Strecke in das Städtchen. Da gab's guten Wein und Würstchen. Ich blieb meistens zu Hause.“

„Sagt's nur, Meister,“ unterbrach ihn der Gendarm, „da hielten Euch zarte Bande. Habt Ihr nicht Eure Eheliebste da kennen gelernt?“

„Nun, da Ihr's nicht anders wollt, ja,“ antwortete der gutmütige Mann, „meine Frau ist daher, es war meine filia hospitalis, wie sich die Herren Studenten ausdrücken. Ich fühlte mich von Anfang an im Hause der Mutter heimisch und gehörte schon zur Familie, ehe ich mich verlobte. Das Trautchen hatte es mir wahrhaftig angethan. Des Abends saßen wir auf der grünen Bank vor dem Hause unter der alten Akazie, die Mutter dabei und der kleine Friedel, der Pausback. Ich hatte mir ein Sümmchen erspart, hatte eine gute Stellung und wollte heiraten.

„Aber, — was wollte ich denn eigentlich erzählen? Ach so, von dem Koffer. Ich hatte nämlich einen großen Koffer, alt, aber derb, und darin hatte nicht nur mein Sonntagszeug und meine Wäsche, sondern auch mein Handwerkszeug Platz genug. Die Kameraden machten manchen schlechten Witz über den Kasten, aber er war mir viel wert, ich habe ihn heute noch und halte ihn in Ehren.

„Also eines schönen Tages, es war nachmittags in der Kaffeepause, saßen wir am Tunnel, der nun bald fertig war, und unterhielten uns über dies und das. Wir hatten einen Tiftler und Spaßmacher unter uns, der auf merkwürdige Einfälle kam und uns im Lachen erhielt. Die Rede kam darauf, wann wohl das neue Jahrhundert anfangen müsse. Da sagte der Tiftler: »So meine ich's. Mit dem 1. Januar 1900 ist's noch zu früh, ein Jahr später ist auch noch Zeit genug. Denkt euch, ich habe 100 Aepfel vor mir, die will ich nach und nach aufmummeln. Nun mach' ich mit Kreide an jeden eine Nummer, bis 100, für jeden eine. Fang' ich nun an zu essen und beiße vom ersten ein Stück, so bin ich eben im ersten Apfel und kaue mich durch bis zum letzten. Und so ist das mit dem Jahrhundert auch. Wenn's anfängt, schreiben wir anno 1, auch wenn das Jahr noch nicht durchlebt ist, und dann muß 1900 eben das letzte sein. Freilich macht das nicht viel aus und die Welt geht ihren Gang, ob wir ein altes oder neues Jahrhundert haben. Ich freue mich immer, wenn so ein Jahrhundert um ist.«

„Dem Gelächter, das nun folgte, machte ein Laufjunge ein Ende, der eben aus dem Städtchen kam.

»In der Stadt brennt's!« schrie der Junge.

»Laßt es brennen,« rief der Tiftler, »mir brennt nichts ab, und den Leuten ist es zu gönnen, daß ihnen die Versicherung für ihre alten Baracken ein schönes Stück Geld giebt. Ein Dichter hat einmal ganz richtig gesagt: Wohlthätig ist des Feuers Macht.«

„Wieder lachte alles und es wurde weiter gevespert und geplaudert.

„Mich aber ergriff eine furchtbare Unruhe.

»Ich muß doch einmal nachsehen,« sagte ich und machte mich fertig zum Gehen.

»Sei doch kein Frosch!« rief mir der Tiftler nach. »was mich nicht brennt, das blas' ich nicht.«

„Ich antwortete gar nicht darauf, sondern lief, was ich eben laufen konnte.

»Er hat seinen Koffer drüben,« belehrte inzwischen

BLB Karlsruhe

der Tiftler die andern, »und ist nun in Sorge, daß ihm sein Staatsrock angesengt wird.«

„So ungefähr hatte er das Richtige getroffen. Freilich war ich um meinen Koffer in großer Sorge, um das Staatskleid weniger. Wenn ich um den Berg bog, konnte ich das Städtchen schon sehen, und da wußte ich bald, ob Gefahr vorhanden war. Ich sah und — o Himmel! — Trautchens Haus brannte, ich sah's, und es schwindelte mir, wie die Akazie, die vor meinem Fenster stand, ganz im Rauche stand, wie aus dem oberen Stockwerke bereits die hellen Flammen schlugen. Was war denn an dem alten Koffer, meiner Kleidung und Wäsche schließlich gelegen! Aber, noch graust es mir, es zu sagen — in dem nämlichen Koffer hatte ich heimlich den Rest meines Arbeitszeuges geborgen, 30 Pfund Dynamit! 30 Pfund dieser entsetzlichen Masse reichten ja hin, die halbe Straße in die Luft zu sprengen! Einen Augenblick stand ich wie gelähmt, dann schoß ich wie ein Pfeil der Unglücksstelle zu. Ein paar Arbeiter waren mir doch nachgefolgt, um ihre Neugierde zu befriedigen. Sie sahen mich dahinjagen und haben geglaubt, wie ich später erfuhr, ich hätte den Verstand verloren. Und soviel ist gewiß, weit war ich nicht vom Irrsinn entfernt. Der Gedanke, daß viele gute Menschen, die da drüben brav löschten und retteten, ohne die geringste Ahnung durch meine Schuld in der furchtbarsten Lebensgefahr schwebten, daß mein liebes Trautchen . . .

„Es war einfach entsetzlich."

„Trinkt eins, Meister," unterbrach ihn der Gendarm, „die Erzählung greift Euch ja ordentlich an."

Sie tranken alle, denn das Gruseln war über sie gekommen.

Der Schachtmeister fuhr fort: „Die Pein, die ich da ausgestanden habe, vergesse ich im Leben nicht. Ein schwacher Hoffnungsschimmer war mir noch geblieben. Vielleicht war das Zimmer noch nicht ergriffen, vielleicht züngelten die Flammen noch nicht an dem verhängnisvollen Koffer. Ich wollte versuchen, durchzudringen, durch Flammen und Rauch, durch Glut und Funken. Ich wußte, wo das unglückselige Gerät stand, ein Griff genügte wohl, es zu fassen und aus dem Fenster zu reichen, mochten dann die Flammen über mir zusammenschlagen, das stürzende Getrümmer mich begraben! So raste ich nach der Unglücksstätte. O weh, aus meinem Fenster schlug die rote Glut, dichter Qualm kam aus allen Ritzen und antwortete auf den dünnen Wasserstrahl, den die Spritze hineinschickte.

»Zurück, Leute! Um Gottes willen!« keuche ich hervor und mache mir Bahn durch die Menschenmasse. Jetzt bin ich an der Spritze, jetzt an der Hausthür, aus der mir dichter Qualm entgegenkommt.

»Zurück!« schreien sie mir zu, »es brennt ja darin lichterloh!«

„Ich höre nicht und bin schon halb im Hause. Da fassen mich vier kräftige Hände, ich werde nach hinten geschleudert. Die Leute meinten es gut.

»Hören und sehen Sie denn nicht?« fährt mich der Feuerwehrhauptmann an, »Sie gehen ja geradewegs in den Tod! Gleich muß die Bude zusammenfallen!«

»Mein Koffer!« schrie ich in Verzweiflung.

»Unsinn,« ruft der Feuerwehrhauptmann, »das ganze Stockwerk ist ja längst ausgeräumt, dort liegt der Quark!«

„Ich wanke dahin und — Gott sei gelobt! — da sehe ich unter den geretteten Sachen, Betten, Kisten

Trautchen sitzt auf dem Koffer und bewacht die Habseligkeiten.

und Kasten, mein Ungetüm. Trautchen sitzt darauf und bewacht die Habseligkeiten. Sie hat ihn als erstes, gerettetes Stück ins Freie getragen.

„Ich taumelte dahin, sie fing mich auf und ließ mich auf dem verhängnisvollen Koffer sitzen. Da habe ich geweint und gelacht, und die Leute mögen mich wohl mit fragenden Blicken betrachtet haben. Es wußte ja keiner mein Geheimnis, auch Trautchen nicht. Jetzt weiß sie's freilich. Nicht lange saßen wir, da fiel das obere Stockwerk mit Krachen herunter. Sicher wäre ich unter den Trümmern begraben worden. Wäre aber der Koffer noch darin gewesen, so machte ich die Reise in das Ungewisse nicht allein.

„Den Koffer habe ich, wie gesagt, noch heute. Er steht in meiner Stube, und ist mir jederzeit eine ernste Erinnerung."

„Und wie ging's denn mit der Verlobung?" fragte der Gendarm.

„Die haben wir noch an demselbigen Tage gefeiert, und dabei auf dem nämlichen Ungetüm gesessen," antwortete lächelnd der Meister.

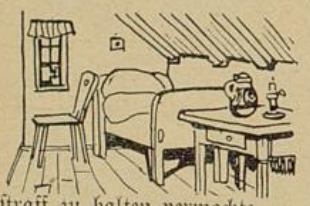
„Eure wackere Frau soll leben!" rief der Schulze, „sie hat Euch, wenn auch ohne es zu wissen, das Leben gerettet, wenigstens aber das Gewissen freigehalten."

Der Schachtmeister nickte, und die Gläser stießen zusammen.

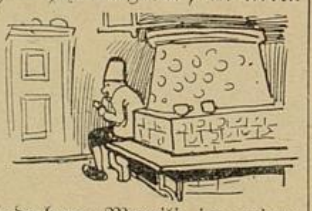
BLB Karlsruhe

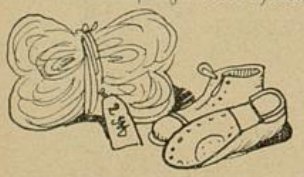
Ein Schwarzwälder Leibgeding.

Der alte Ruhbauer hatte seine Frau verloren und seither war es ihm „niene me rächt“. Besonders war ihm, da er sich schon arg abgeschafft hatte, jede Arbeit zuwider geworden, — ganz abgesehen von dem Verdruß, den ihm die jungen „Völcher“ bereiteten, weil sie wohl merkten, daß er die Zügel nicht mehr straff zu halten vermochte.

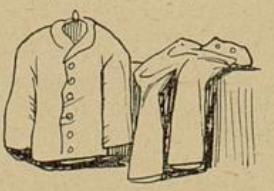


Deshalb entschloß er sich zum „Abgä“. Er habe — so dachte er bei sich — jetzt die Freud', die Arbeit und den Verdruß gerade lange genug gehabt. Nun solle es ein anderer auch probieren. Dieser andere aber war sein Sohn Konrad, und der war — da er längst im geheimen mit des Binderbure Mareili im reinen war — gar nicht abgeneigt, sondern durchaus bereit, das warme Nestle zu übernehmen. — So fuhr denn eines Tages der junge Konrad in die Stadt hinein und sprach, nachdem er vorerst die jungen Säule gut verkauft hatte, auch beim Herrn Notar vor.





„Herr Notar,“ sagte er, „d'r Vatter hett g'sait, er möcht' abgä, und do wär's em jölli recht, wenn Sie emol chönnte zue=n em cho, go die Sach' ins reine mache. 's G'schäft isch em efange jölli verleidet,“ setzte Konrad noch bei.



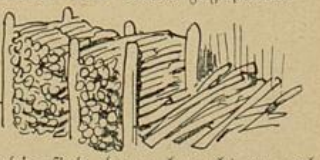
Der Notar kam und nachdem er dem Schinken des Ruhbauern — den er schon lange von der guten Seite kannte — und ebenso dessen Chriesiwasser, das ihm auch nicht fremd war, gehörig zugesprochen hatte, begann er mit der Arbeit und setzte alles so auf, wie es sich der Bauer vorher ausgedacht hatte.

Der Konrad also übernahm den schönen, großen Hof und sämtliche Fahrnisse um die geringe Summe von dreißigtausend Mark. Zehntausend Mark erbte er; das übrige mußte er seinen beiden Schwestern ausbezahlen.

Der Vater aber wollte selbstverständlich auch noch leben und auf seine alten Tage durchaus nichts von dem aufgeben, woran er sich in jungen Tagen einmal gewöhnt hatte. Deshalb bedingte er sich folgendes aus:

Zum ersten: die obere Stubenkammer als Wohnung; zum zweiten: genugsam Platz zum Sitzen und zum Liegen vor und hinter dem Ofen; zum dritten: jährlich 2 Pfund Wolle und die Reparatur der Schuhe; zum vierten: alle zwei Jahre einen Zwilchanzug und alle vier Jahre einen neuen Anzug an sein Bett; zum fünften: jährlich 30 Sester Korn und 25 Sester Hafer; zum sechsten: die Milch von einer Kuh und das Recht, eine Sau zu mästen, und wenn der Bauer metzget, muß er dem Vater 2 Pfund Hohrücken, zwei Blut= und zwei Leberwürste geben; zum siebenten: die Benutzung eines Pferdes, wenn er in die Stadt fahren oder reiten will; zum achten: zwei Beete zu benutzen im Gemüsegarten; zum neunten: alle Jahre den Ertrag eines Obstbaumes, je nach Wahl des Vaters; zum zehnten: jährlich 2 Klafter Holz und hundert Wellen; zum elften: führt der Sohn sich so, daß ein friedliches Zusammenleben unmöglich ist, dann zieht der Vater aus und der Sohn hat ihm die Miete zu bezahlen und alle ausbedungenen Naturalien dem Vater zuzustellen.

Nicht wahr, damit kann einer leben? Aber wenn der junge Bauer mitsamt der jungen Bäuerin mit dem Vater gut und anständig sind, dann braucht er noch nicht die Hälfte davon! Es ist nur, wie der Alte sich ausdrückt, „wege Lebes und Sterbes“; er will unter allen Umständen versorgt sein und will nicht um das erst noch lange betteln, was er zu Recht verlangen kann.



„Was i z'viel ha, cha=n i immer verschenke, aber

's Bottle ha=n i uf d'r Latt, sell will i in mine=n alte Tage nimmi lehre!"

So sagte der Bauer, und der Herr Notar, der erst große Augen machte, mußte ihm recht geben.

Ja, so ein „dummer Bauer" ist, was das praktische Leben anbelangt, mitunter grade so hell wie einer aus der Stadt. Ja, es soll ihrer in der Stadt geben, die noch lange nicht so gescheit sind! Es sind ihrer dort, die in ihrer Affenliebe das Hemd vom Leibe ziehen und den Kindern ihr Letztes geben. Haben sie nichts mehr und geraten die Kinder nicht, dann können sie in ihren alten Tagen noch das lernen, was der geriebene Ruhbauer gar nicht zu lernen trachtete, nämlich das Betteln vor fremder Leute Thüren.

Die Zigeunergeige.

Humoreske von A. Fechner.

Im Hinterstübchen des Gasthauses „zum goldenen Lamm" kamen, seitdem der Kantor Bullmann pensioniert worden und nach Unterselsheim gezogen war, allwöchentlich einmal außer ihm der Stadtschreiber Kugel und der Accisor Scharf zu einer musikalischen Abendunterhaltung zusammen. Accisor Scharf spielte das Cello, Kantor Bullmann die erste und Stadtschreiber Kugel die zweite Violine. Der Lammwirt Andreas, der einstmals, als er noch das Andresl war, auch ein wenig Geige gespielt hatte, war nicht wenig stolz auf das Kleeblatt, das sich gerade sein Haus zum Kunsttempel ausgesucht hatte.

Bald nachdem diese herzerquickenden Musikabende zustande gekommen waren, erschien eines schönen Nachmittags ein Zigeuner in Bullmanns Behausung, der dem Kantor mit jammervoller Miene eine überaus wertvolle Violine zum Kauf anbot. Der Ärmste klagte dem Kantor seine bittere Not, der Winter stände vor der Thüre, langandauernde Krankheit hätte ihn daran verhindert, für sich und die Seinigen etwas zu verdienen, und seine Frau mitsamt vier kleinen Kindern wollten doch täglich etwas zu essen haben. Der unbarmherzige Wirt, bei dem sie wohnten, wolle für alles, was sie essen und trinken, pünktlich Bezahlung haben, und so müsse er denn seinen letzten Schatz, seine alte, liebe Geige verkaufen, die sich schon weit über hundert Jahre in seiner Familie auf Kind und Kindeskind fortvererbt hätte. Noch ein ganzes Stück länger war das Klagelied des Zigeuners, der die kostbare Geige recht verführerisch in seinen Händen hin- und herdrehte. Der Kantor warf währenddessen gar begehrliche Blicke ihr zu. Er hatte schon oft gehört, daß das Zigeunervolk häufig

Der Ärmste klagte dem Kantor seine bittere Not.

sehr kostbare Instrumente im Besitz habe und ohne selbst deren Wert zu kennen, echte Stradivari und Amati für ein Spottgeld verhandle. Aber was sollte er in aller Welt mit zwei Violinen anfangen? Eine war für seine Verhältnisse völlig genug. Es that ihm zwar ordentlich leid, doch erklärte er, von dem Angebot keinen Gebrauch machen zu können. Janosch aber, der Zigeuner, wußte schnell Rat. Mit größter Bereitwilligkeit wollte er dem Kantor die überflüssig gewordene Geige abnehmen und dabei nur noch zwanzig Mark dazu haben. Auf diese Weise war dann ihm und dem Kantor geholfen. Von seiner ausgespielten Geige fiel Bullmann die Trennung nicht gar so schwer, aber die zwanzig Mark, ja diese zwanzig Mark! Eine solche Summe ist selbst für einen staatlich pensionierten Kantor recht schwer zu erübrigen. Wenn er nur wüßte, wie er sich diese zwanzig Mark wieder absparen könnte? Einen Luxus erlaubte sich jedoch auch der sonst so bedürfnislose Herr Bullmann. Täglich rauchte er nämlich zu seinem Nachmittagskaffee eine Havanna für 4 Pfennig. Er rechnete: 500×4 Pfennig macht gerade zwanzig Mark. Wenn er nun 18 Monate lang auf die gewohnte Cigarre verzichtete, so konnte er sich mittelst dieser 500 nichtgerauchten Cigarren — die 500 unverbrannten Zündhölzer gar nicht mitgerechnet — dies Kleinod von einer Zigeunergeige am Munde absparen. Bullmann war eine ideal veranlagte Natur, darum ging ihm auch der Besitz einer höchstwahrscheinlich echten Amati über den Genuß von 500 höchst unwahrscheinlich echten Havannas. Ohne noch lange zu grübeln und zu rechnen, holte er die zwanzig Mark hinter dreifachem Verschluß hervor und händigte sie samt seiner alten Geige dem Zigeuner ein. Der aber nahm einen so schmerzlichen Abschied von seiner lieben Fidel, daß es dem Kantor ordentlich weich ums Herz wurde. Dann eilte er davon —

Eine Viertelstunde später trat Janosch mit vielen Bücklingen und mit einer noch jammervolleren Miene

bei dem Stadtschreiber Kugel ein. Sogleich begann er sein Klagelied von neuem. Diesmal hatte er bereits sechs Kinder und eine kranke Frau, die nach Brot schrieen; seine ganze Habe, bis auf genannte Frau und sechs Kinder, war verpfändet; es blieb ihm nur noch seine alte, wertvolle Geige, die er jetzt um jeden Preis verkaufen müßte. Der Großvater hätte sie einst aus Spanien mitgebracht, — „er thät' sich unter dem Erdboden gewiß jetzt drehn herum, wenn er wüßt', daß Enkel seiniges müßt' verkaufen aus Not hundertjährigen Familienschatz." Der Zigeuner ließ noch den dazu notwendigen Seufzer hören und drehte wieder die Geige gar verlockend in seinen braunen Händen hin und her. Kugels Augen blickten verlangend nach der Geige. Auch ihm war erzählt worden, daß die Zigeuner zuweilen im Besitze wertvoller Geigen, echter Stradivari und Guarneri seien, ohne eine Ahnung von dem hohen Wert dieser Instrumente zu haben. Wenn er, Stadtschreiber Kugel, das Glück hätte, sich einen solchen Schatz zu erwerben, war er ein gemachter Mann; doch durfte der Zigeuner nicht ahnen, welche Hoffnungen er an den Kauf knüpfte. Er bedauerte ganz außerordentlich, wie er dem Zigeuner sagte, bereits eine Geige zu besitzen, nebenbei selbst Vater von fünf Kindern zu sein und bei seinem kargen Gehalt sich nicht in der Lage zu befinden, ihm helfen zu können. Janosch ließ sich so schnell nicht abweisen, er hatte ja ein Einsehen mit der Lage des Herrn Stadtschreibers. Er wollte dem bedrängten Familienvater beistehen und es ihm zugleich erleichtern, andern aus der Not zu helfen. Mit Vergnügen nahm er Kugels Violine und dazu nur noch zwanzig Mark. Dankbar überreichte er ihm dann die wertvolle Zigeunergeige und empfahl sich.

Sogleich begann er sein Klagelied von neuem.

Gleich darauf trieb die Not den Zigeuner zum Accisor Scharf, der gerade bei seinem Nachmittagskaffee saß. Der arme Janosch hatte nun, wie er rührend schilderte, 9 Kinder am Hungertuch nagen; dazu war seine Frau vor einigen Wochen begraben worden und nun mußte er, der Beschützer und Ernährer seiner zahlreichen Familie, ins Schuldgefängnis wandern, wenn es ihm nicht gelang, sein einziges wertvolles Besitztum, auf dem schon Vater, Großvater und Urgroßvater gespielt hatten, zu verkaufen. Gerade auf den Herrn Accisor hätte er seine letzte Hoffnung gesetzt. Accisor Scharf hatte natürlich nicht wenig Lust, solch eine alte, offenbar höchst wertvolle Geige zu erwerben. Leider war er nun schon im Besitz einer Geige und konnte somit von dem günstigen Zufall, der ihm ein solches Kleinod, wie es der Zigeuner besaß, in die Hand spielen wollte, keinen Gebrauch machen. Der Zigeuner aber fand schnellstens einen Ausweg. Verheiratet war ja der Accisor nicht mit seiner Geige; es brauchte also keinen langen Scheidungsprozeß, wenn er sie dem Zigeuner überließ. Dazu genügten dann nur noch zwanzig Mark als Mitgabe, und der Herr Accisor war der glücklichste Mensch in ganz Untereselsheim, denn das Instrument hatte unter Brüdern gut und gerne den zehnfachen Wert! Wieder war es nicht die Violine, von der sich der Herr Accisor nicht trennen konnte, es waren vielmehr nur die zwanzig Mark. Als das der Zigeuner bemerkte, schwur er bei den Gebeinen seiner Vorfahren bis herab zu denen seines Vaters, daß er, sobald er wieder bei Geld sei, dies Familienheiligtum für 100 Mark wieder einlösen wolle. Jetzt war kein Risiko mehr bei dem Handel und leicht löste sich nun das Geld aus des Accisors Schatulle. Der Zigeuner küßte seinem Helfer aus der Not tiefgerührt die Hand und zog nun seine Straße fröhlich weiter, um seinen schwunghaften Handel mit seltenen Zigeunergeigen weiter zu betreiben.

Die drei glücklichen Besitzer solcher alten, wertvollen Geigen konnten den Abend, der sie im Hinterstübchen des „goldenen Lamms" zusammenführen sollte, kaum erwarten. Jeder malte sich schon in Gedanken den Neid der beiden andern, wenn er seinen Schatz hervorholen und auf ihm spielen würde, in den lebhaftesten Farben aus. Alle drei zögerten dennoch, als die achte Stunde schlug, das Haus zu verlassen. Jeder wollte nämlich als letzter im Hinterstübchen ankommen und die beiden andern mit dem neuerworbenen Kleinod überraschen. Der Wirt „zum goldenen Lamm" wußte nicht, was er von dem Kleeblatt heute nur denken sollte. Die verstaubte Uhr da an der kalkweißen Wand hatte schon längst acht geschlagen, die Lichter brannten, das Cello lehnte erwartungsvoll in der Ecke, Noten und Notenpulte lagen und standen bereit, nun brachte der Wirt auch noch als letztes die Bierfilze herbei, aber keiner der drei Herren ließ sich blicken. Endlich kamen von beiden Seiten der Straße der Kantor Bullmann und der Stadtschreiber Kugel im langsamsten Schritt daher. Je mehr sie sich einander näherten, desto be-

Gerade auf den Herrn Accisor hätte er seine letzte Hoffnung gesetzt.

dächtiger wurden ihre Schritte. Was war denen nur heute um alle Welt in ihre Beine gefahren? Endlich erreichte Kantor Bullmann das „goldene Lamm“ und der Stadtschreiber war im Zurückbleiben Sieger geblieben. Schmerzlich war die Überraschung der beiden, daß sie trotz aller Mühe, die letzten zu sein, nun doch die ersten waren. Nicht allzufreundlich wurde deshalb der Accisor Scharf empfangen, der endlich so gemächlich ankam, als ob es nicht bereits eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit wäre. Und nun entstand abermals ein Wettstreit unter den dreien, denn jeder wollte dem andern den Vorrang lassen, am Tische zuerst seinen Platz einzunehmen. Weil nun sowohl Kantor Bullmann als Stadtschreiber Kugel sich hartnäckig in die Zimmerecken hineingedrückt hatten, blieb dem Accisor Scharf nichts übrig, als sie mit der Violine herbeizulocken, einer Violine, so erklärte er, wie Untereselsheim noch keine zu sehen und zu hören bekommen hätte und die zu besitzen auch er erst seit einigen Stunden sich rühmen könnte.

Da Accisor Scharf das Cello spielte, war es den anderen schon verwunderlich vorgekommen, ihn mit einer Violine eintreten zu sehen. Neugierig kamen sie deshalb herbei und musterten den hochgerühmten Schatz. Statt aber Neid und Bewunderung zu zeigen, brach Stadtschreiber Kugel in ein unbändiges Gelächter aus. „Mein Lieber,“ rief er endlich aus, „da haben Sie sich aber schön hineinlegen lassen, wenn Sie diese Geige für etwas Besonderes halten; das ist ja meine Geige, die ich heute an einen in größter Not befindlichen Zigeuner gegen dieses Instrument hier vertauscht habe.“ Bei diesen Worten legte nun auch der Stadtschreiber eine Violine auf den Tisch und erklärte alle besonderen Kennzeichen an derselben, die zu der Ueberzeugung führten, daß man hier höchst wahrscheinlich eine echte Stradivari vor sich habe. „Ja, ja,“ schloß er seinen lehrreichen Vortrag, „man muß sich mit Violinen schon etwas besser auskennen, wenn man sich, besonders mit einem Zigeuner, auf einen Tauschhandel einlassen will. — Bitte, Herr Kantor, sehen Sie sich die Violine nur recht genau an! Nun erst dieser Ton, so kräftig und schmelzend, hören Sie nur einmal!“ Eben als der Stadtschreiber den Bogen ansetzen wollte, hielt ihm der Kantor, der bis jetzt nur mühsam das Lachen unterdrückt hatte, den Arm fest. „Lassen Sie das nur, Herr Stadtschreiber, den Ton dieser Geige kenne ich schon seit dreißig Jahren, denn das ist meine Violine, die ich heute an Ihren Zigeuner gegen diese Geige da,“ und nun kam die dritte Zigeunergeige zum Vorschein, „verhandelt habe. Da ich mich einigermaßen rühmen kann, Kenner von dergleichen Kunstwerken zu sein, so darf ich mir vielleicht mit etwas mehr Recht herausnehmen, Sie über die Kennzeichen der echten Stradivari, Guarneri und Amati genauer zu unterrichten. Dies hier scheint ohne Zweifel eine Amati zu sein, wie Sie aus diesem, durch die Länge der Zeit fast unkenntlich gewordenen »A«, das hier eingraviert ist, erkennen können. Solche seltene Stücke sind natürlich nicht gleich dutzendweise auf Lager — auch nicht in einem Zigeunerlager — und wenn jetzt eine den Weg nach Untereselsheim gefunden hat, so war ich der Glückliche, diesen Schatz zu erlangen. Sie aber, meine Herren, so leid mir das thut, Sie sind nichtswürdig betrogen worden!“

Der Wirt, der bisher mit stetig wachsendem Vergnügen aus der Entfernung zugehört hatte — so etwas Spaßhaftes war ja noch nicht dagewesen, so lange er Lammwirt in Untereselsheim war —, kam allmählich auch heran, immer noch lachend und sich das Schmerbäuchlein haltend; jetzt wollte er sich die echte Amati doch auch ansehen; aber wie mit einem Schlage war auf einmal sein Gelächter verstummt. „Ja zum Donnerwetter,“ rief er aus, „des is ja mei Geig'n, die hat mir g'wiß der Lump von en

Statt aber Neid und Bewunderung zu zeigen, brach Stadtschreiber Kugel in ein unbändiges Gelächter aus.

Zigeuner g'stohlen, der gestern bei mir einkehrt is und heut ohne Bezahlung verschwunden war. Schorschel, lauf doch mal 'nauf in die Bodenkammer,“ rief er seinem Aeltesten zu, „und guck in den Geigenkasten, der unterm Bett steht, ob die Geig'n noch drin is oder nit.“ Bisher hatte der Wirt keine Ahnung gehabt, daß er auch nur im entferntesten an der Sache beteiligt war, die ihm so viel Spaß gemacht hatte. Als nun aber der Schorschel mit dem leeren Geigenkasten ankam, da war sein Gesicht ebenso lang und verblüfft, als das der anderen Herren, und keiner von den Vieren wußte jetzt, wer noch Ursache gehabt hätte, über den andern zu lachen. Nur Kantor Bullmann hielt des rätselhaften »A« wegen noch an dem Traum fest, eine echte Amati zu besitzen. „Sie könnten sich vielleicht dennoch täuschen,“ wendete er sich an den Wirt. Aber der Wirt hatte Beweise. Das kaum mehr erkennbare »A« auf der Violine war sein erster Versuch gewesen, sich, statt die langweilige Tonleiter zu spielen, in der Holz-

schneidekunst zu üben. Er wollte damals seinen schönen Namen Andresl in seine Violine eingravieren, als sein Vater dazu kam und ihm ohne weitere Umstände mit einigen kräftigen Ohrfeigen die Lust zur Holzschneidekunst sofort wieder austrieb. So hatte er es darin nicht weiter gebracht als bis zu jenem »A«, das der Herr Kantor gleich entdeckte und das auch das einzige war, was von seiner ganzen Geigenspielerei, die übrigens jetzt der Schorschel fortsetzen sollte, übrig geblieben war.

Nun war Bullmann die letzte Hoffnung genommen und es blieb ihm nur noch die Aussicht, 18 lange Monate hindurch auf seine Havanna zu verzichten, bis die 20 Mark, die ihm dies kurze Glück gekostet hatten, wieder erspart waren und hinter dem dreifachen Verschluß aufbewahrt werden konnten.

Das einzige, was nun alle in dieser Sache noch thun konnten, war, daß sie sich das Versprechen gaben, darüber wie das Grab zu schweigen, schon ihrer Ehefrauen halber, welche nicht allzu stillschweigend den Verlust der 20 Mark hingenommen hätten, die sie so leichtsinnigerweise für nichts zum Fenster hinausgeworfen hatten. Es ist aber allen, den Schorschel ausgenommen, ein Rätsel geblieben, wie es kam, daß die Geschichte schon am nächsten Tage in ganz Untereselsheim von Mund zu Mund ging. Das Kleeblatt aber hieß hinfort im ganzen Städtchen nur noch das „Zigeunertrio“.

Ein teures Einstellen.

Wenn sich der Mensch vor Schaden und Schande bewahren und nicht zum Gespötte seiner Mitmenschen werden will, dann muß er seinem Stande, seiner Stellung und seinem Können und Vermögen Rechnung tragen und dementsprechend leben und sich geben.

Wenn ein reicher Schwarzwälder Bauer, der seine Wagen voll Holz, seine Milch, sein Vieh und seine Schweine zur Stadt bringt und einen Sack voll Geld löst und dann doch, dem Geizteufel folgend, mit seinem Knecht in die Volksküche, die eigentlich für ärmere Leute da ist, zum Mittagessen geht, wie man es schon wiederholt gesehen, so ist das im höchsten Grade schmutzig und zu verurteilen.

In den entgegengesetzten Fehler verfällt aber ein Schneiderlein, wenn es nach Art eines Grafen auftreten will, wenn es ins große Wiener Café geht, wo das Glas Bier zwanzig Pfennig kostet, das für das Schneiderlein an andern Orten für zehn Pfennige zu haben wäre, — wenn es mit gravitätischen Schritten und maßlosem Dünkel sich in Gesellschaften drängt, wo es höchstens mit der Kleidung konkurrieren kann, in allem andern aber unbedingt unterliegen muß.

Solcher Gimpel giebt es viele. Doch heute wollen wir nur von jenen schmutzigen Filzen reden, die wegen eines Kreuzers zwei Stunden Umweg machen, zur Ersparung von dreißig Pfennigen den ganzen Tag hungern und für eine Mark sich den Daumenfinger abbeißen, aber, wie im Nachfolgenden erhellt wird, mit ihrer Knauserei doch auch oft anrennen können.

Im Jahre 1872 war ich in Basel in einer Restauration als Hausbursche angestellt. Ich war damals 16 Jahre alt, gesund und munter, und mein Himmel hing noch voller Baßgeigen, d. h. ich sah die Welt noch mit den kindlichen Augen des Glaubens und Vertrauens an, wie es eben nur die Jugend kann, — die darum auch so glücklich ist.

Es ging mir im ganzen nicht übel. Mein Herr, der Herr Spörri, war gut und seine kleine Frau womöglich noch besser: sie sorgte, daß mein verdauungskräftiger Magen immer seine Arbeit hatte. Auch die Kehle durfte hier nicht einrosten, weil ich doch die Trinkgelder, die mir von den hier verkehrenden Fremden zuflossen, als solche verwenden mußte, sonst wären es ja Spargelder und keine Trinkgelder mehr gewesen.

Wie überall, so giebt es auch in der reichen Stadt Basel keine Rosen ohne Dornen, obschon der Lällenkönig, der früher auf der Rheinbrücke so lange sein Wesen trieb, nun eingekerkert ist und nur noch die Wißbegierigen, die ihn in seinem Gefängnis, dem Konziliumssaal, besuchen, ärgern und belällen kann. Der Dorn an meinem hausknechtlichen Glück war der Umstand, daß mir zum Lesen und Studieren, was ich doch so gerne gethan hätte, nur die Nacht Zeit bot. Gegen die Benutzung dieser nächtlichen Zeit erhoben aber die Augen ihren Einspruch; sie fielen zu, und mit dem Lesen war es nichts. Dann aber kamen auch viele grobe und ungeschlachte Herren und Bauern, welche die Pflichten eines Hausknechtes sehr gut kannten und in Anspruch nahmen, aber das „Noblesse oblige“ vollständig aus ihrem Wörterbuch gestrichen hatten. Beim Ankommen zeigten sie sich in ihrer ganzen Größe und Protzenhaftigkeit und traten mit einer Arroganz auf, als ob ganz Ungarn und noch sieben Dörfer unter ihrer Botmäßigkeit stünden. Der Abgang vollzog sich aber oft so heimlich und duckmäuserig, daß ich zu spät den Verlust meines erhofften und wohlverdienten Trinkgeldes merkte. Das war der Wurm, der oft an meinem Hausknechtsherzen nagte.

Die Unverschämtesten von dieser Sorte waren aber unstreitig jene zwei Wälder, die eines Tages mit Bewilligung meines Herrn ihre große Schweineherde in unsern geschlossenen, will sagen verschließbaren Hof trieben, um sie dort rasten zu lassen. Die Einfahrt in den Hof war ihnen in der Voraussetzung,

daß sie in der Wirtschaft Mittag machen und einige Glas Bier oder eine Flasche Wein zu sich nehmen würden, gestattet worden.

Aber was geschah? Die Herren Wälder verlangten von mir zwei Stühle und etwas Senf, und als ich ihnen dieses in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gebracht hatte, entnahmen sie den weiten Taschen ihrer Regenmäntel je ein großes Stück Schwartenmagen und einen Zweipfünder, dann legten sie besagte Mäntel, um einen weichen Sitz zu erzielen, auf die Stühle, setzten sich bequem darauf und fingen nun mit dem Taschenmesser zu transchieren und mit dem Munde zu kauen an. Auf meine Frage, ob sie etwas zu trinken wünschten, sagten sie: „E Channe voll Wasser chasch is hole, d'r Wi und 's Bier choste nu Geld!"

„E Channe voll Wasser chasch is hole."

Als sie gegessen, den Senf bis zur Neige ausgeschleckt und die Schweine den Hof im wahren Sinn des Wortes versaut hatten, da sagten sie naiv: „Jetz, Chlaine, chasch 's Hofthor wieder ufmache, mir wennt furt!"

Ich war starr ob solcher Unverschämtheit und fand den Schlüssel zu meinem hier erforderlichen Verhalten nicht. Mein Herr kam mir zu Hilfe: „Felix, was hänn die Herre für e Trinkgeld gä?" „Gar keis!" sagte ich, worauf der die Peitsche nahm, sich vor's Thor stellte und schrie: „Ihr unverschämti Lümmel, aß ihr sinn! Kei Schwanz chunt zuem Thor us, bis ihr im Burscht zwei Franke Trinkgeld gänn. Meine-n-er, me chönn bloß in d' Wirtschaft cho, Stüehl verlange, d'r Senf fresse, Wasser sufe und d'r Hof versaue und wieder goh?!"

Die Herren Wälder meinten, der Wirt habe kein Recht, das abzugebende Trinkgeld zu bestimmen, das sei ihre Sache und sie wollten es auf eine Gerichtsverhandlung ankommen lassen.

„Guet, ich au," sagte der Herr, „aber bis d' Verhandlig vorbei isch, blibt e Sau do im Versatz, mit den andere chönne-n-er goh, ihr Lümmel!"

Und die „Lümmel" gingen wirklich mit Zurücklassung eines ihrer Tiere.

Der Verlauf des Prozesses wurde, weil sich die Wälder dem erstinstanzlichen Entscheid, der meinem Herrn recht gab, nicht fügten, ziemlich langwierig. Die höhere Gerichtsstelle, an die sie appellierten, sprach meinem Herrn das Trinkgeldbestimmungsrecht ab, befugte ihn dagegen, für die Verabreichung des Wassers, der Stühle, des Senfs und für den verunreinigten Hof seine Rechnung einreichen zu dürfen, was denn auch geschah.

Diese Rechnung, das Futtergeld für das Versatzschwein und die Gerichtskosten, zu deren Bezahlung auch die Wälder herangezogen wurden, machten ein artiges Sümmchen. Die Knauser waren belehrt, daß Unverschämtheit und Knauserei oft noch teurer zu stehen kommen kann, als ein den Verhältnissen und dem Stand entsprechendes Leben.

Beckmann, 'raus!

Der berühmte Schauspieler Beckmann war der Sohn eines ehrsamen Breslauer Schuhmachermeisters, der es anfangs durchaus nicht haben wollte, daß sein Sohn zum Theater ging, während er späterhin, als sein Junge so berühmt geworden, gar stolz auf ihn war. Ins Theater war aber der alte Beckmann trotzdem nicht zu bringen; er hatte seinen Sohn noch niemals spielen sehen. Endlich, nach vielem Zureden, entschloß er sich dazu, an einem Abende, wo der Sohn spielte, ins Theater zu gehen; aber beileibe nicht auf einen von den guten Plätzen, zu dem ihm der Sohn ein Freibillet geben wollte. Er wollte vielmehr ganz unbekannt und im Verborgenen zusehen, weil es ihn gar zu sehr genierte, daß er, der einfache Schuhmacher, der Vater des berühmten Beckmann wäre. — Tagsdarauf fragte ihn der Sohn, wie er sich denn amüsiert hätte? Da wurde der Alte wild und erklärte, er ginge sein Lebtag nicht mehr in das vermaledeite Theater hinein.

„Warum denn nicht?"

„Denk dir, wie mir's ergangen ist! Ich hatte mich ganz in die Ecke geduckt und vermeinte, kein Mensch thät' mich kennen. Es ging auch im ganzen ersten Akt alles gut, und es freute mich in der Seele, daß du sehr schön gespielt hast. Auf einmal, im zweiten Akte, der doch so sehr schön war, da fängt alles — wie erst der Vorhang gefallen war — entsetzlich an zu toben, und sie schrieen wie wütend und in einem Stück: »Beckmann, 'raus, Beckmann, 'raus!« Was blieb mir da übrig? Ich hab' mich schnell dünne gemacht. In dein Theater aber bringen mich keine zehn Pferde mehr hinein!"

Das Lahrer Reichswaisenhaus

hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1900: 55 Zöglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 17; es gingen ab im Laufe des Jahres 11, so daß sich am Jahresschluß noch 61 Waisenknaben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 16, Elsaß-Lothringen 3, Altbayern 10, Rheinbayern 1, Königreich Preußen 23, Großherzogtum Hessen 3, Sachsen-Koburg-Gotha 1, Sachsen-Weimar 1, Schweiz 1, Frankreich 1 und Ägypten 1.

Um unliebsamen Verwechslungen und, bei Zuwendungen, Zweifeln und Beanstandungen vorzubeugen, bitten wir alle Freunde und Gönner unseres Liebeswerkes, freundlich beachten zu wollen, daß es neben dem **Ersten deutschen Reichswaisenhause in Lahr** auch ein „**Lahrer Waisen- und Rettungshaus in Dinglingen**" giebt.

Unser Haus bitten wir deshalb stets mit dem Namen „**Reichswaisenhaus in Lahr**" zu bezeichnen, dann sind alle Zweifel ausgeschlossen.

Die Reichswaisenhaus-Rechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. Aus der Rechnung für das Jahr 1900 teilen wir hier folgendes mit:

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1900	ℳ	144.72
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	„	25 320.78
Verpflegungsbeiträge	„	1 385.80
Beim „Hink. Boten" 2c. eingegangen	„	1 745.41
Von der Generalfechtschule eingezahlt	„	1 020.—
Sonstige Einnahmen	„	397.45
Vermächtnis des in Karlsruhe verstorbenen Herrn Oberförsters Allbrecht	„	1 000.—
Vermächtnis der in Thiengen verstorbenen Luise Wacker	„	251.85
Restbetrag aus dem Vermächtnis des in St. Petersburg verstorbenen Herrn Joh. Nik. Beer	„	143.97
An Kapitalien behufs anderweiter Anlage zurückerhoben	„	20 735.82
Summa aller Einnahmen	ℳ	52 145.80

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.

Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Zinsen aus Passivkapitalien, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Porti und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln 2c.	ℳ	2 325.27

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	ℳ	322.45
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	„	3 611.97
Für Anstaltsgebäude und Wasserversorgung	„	744.15
Für Hauseinrichtungsgegenstände	„	838.01
Für Bekleidung	„	2 840.62
Für Heizung und Beleuchtung	„	1 027.12
Für Lebensmittel	„	8 534.58
Aufwand für Haustiere	„	1 020.27
Krankheitskosten	„	214.96
Sonstiger Anstaltsaufwand	„	1 114.—

C. Grundstocks-Ausgaben.

Angelegte Darleihenskapitalien	„	27 018.54
Für Erwerbung von Grundstücken	„	2 530.—
Summa aller Ausgaben	ℳ	52 141.94
Kassenvorrat am 31. Dezember 1900	„	3.86
Summa	ℳ	52 145.80

An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:

a. bei der Reichshauptbank in Wertpapieren	ℳ	40 383.65
b. hypothekarische Anlagen	„	522 300.—
c. bei der Sparkasse Lahr	„	416 84
d. bei der Rhein. Kreditb., Filiale Lahr	„	3 668.40
e. beim Lahrer Bankverein	„	2 945.15
f. bei dem Bankhause Grohé-Henrich in Neustadt a. d. H.	„	4 349.04
g. auf Schuldschein (provisorisch)	„	1 000.—
h. Albert Bürklin-Fonds	„	30 160.35
Summa	ℳ	605 223.43

An dem Vermögen des Hauses ist die Oberfechtschule mit dem von ihr an den Fonds abgelieferten Betrage von 200 000 Mark beteiligt.

Lahr, 20. Januar 1901.

Albert Guth,
geschäftsführendes Mitglied des Verwaltungsrats für das Erste deutsche Reichswaisenhaus.

Bitte, bitte,

keine zwecklosen Sendungen für das Reichswaisenhaus!

Die einzigen Sammelgegenstände, welche wir von Lahr aus für den guten Zweck verwenden können, sind Cigarrenspitzen — hier lohnt das Porto jedoch nur bei wenigstens 5 Pfund — und ausländische und sonst seltene Briefmarken.

Der Generalfechtschul-Verband Mannheim hat dagegen auch Gelegenheit zur Verwendung von Stanniol, Flaschenkapseln und Flaschenkorken, Patronenhülsen, abgeschriebenen Stahlfedern, und wollen diese Sammelgegenstände nicht nach Lahr, sondern nach Mannheim unter der Adresse „Generalfechtschul-Verband Mannheim H. 4. 27" gefl. gesendet werden. Selbstverständlich nimmt dieser Verband auch Cigarrenspitzen und Briefmarken dankbar an.

Die Generalfechtschule in Lahr.

BLB Karlsruhe

Doppeltes Opfer.

Es war ein schöner Sommertag. Hoch droben am hellblauen Firmament zog, gleich einer segnenden Priesterin in goldenem Gewande, die Sonne und sah hernieder auf flimmernde Gebirge, fruchtbare Thäler, auf wallende und wogende Roggenfelder, blühende Gärten, auf fleißige, fröhliche Menschen, und es schien, als sollte dieser Tag friedlich, im Purpur des Abendrotes, zur Neige gehen.

Da gab es noch kurz vor Feierabend kleine, aschgraue Wölkchen, welche, dem Gesetz der Anziehungskraft folgend, immer näher und dichter zusammenrückten, gleich einer sturmbereiten Heerschar, und schließlich zu großen, pechschwarzen Gebilden sich auftürmten. Der Kampf der Elemente begann. Rollender Donner und zuckende Blitze leiteten die Schlacht ein. Der Wind wirbelte Staub und Laub auf, und schwül und bang lag es in der Luft. Immer ärger rollte der Donner, heftiger, anhaltender und blendender zuckten die Blitze, gleich feurigen Schlangen schossen sie im Osten, Süden und Westen aus den unheilschwangeren Gebilden des kämpfenden Wolkenheeres, da — ein furchtbarer Stoß, ein Anprall der schwarzen, balligen Massen, und glitzernd und eiskalt fiel es hernieder auf die liebe Mutter Erde.

Es hagelte. Haselnußgroße Steine fielen verheerend, tötend auf die eben noch so friedliche Flur. Es sank das Korn, es fielen die Blüten. Die Ernte war vernichtet, die Hoffnung der fleißigen Menschen war zu Grabe gelegt und die Verzweiflung trat an ihre Stelle. Eisig, frostig lag's über dem Gelände, gefallen waren Blatt und Blüten, gebrochen und geknickt Reis und Halm, gebrochen und geknickt auch die Menschenherzen.

„Jetzt hab' ich um so mehr Ursach', Mutter, daß ich mit dem Vetter nach London geh', um dir und mir ein Stück Brot zu verdienen," sagte Toni, der alten Luce in des Steigbauern Berghäuslein Sohn. „Unser bißchen Roggen liegt am Boden, und wenn ich nicht wo anders Brot fände, könnten wir verhungern über den Winter, zur großen Freude des Steigbauern, der mich selbst im Grabe lieber sehen würde als auf seinem Hof. Aber er soll sie nicht haben die Freud'. Noch bin ich jung, noch habe ich meine geraden Glieder, und derlei werden überall g'sucht und gut und besser als beim Steigbauern bezahlt. Drum faß dich, Mütterle," sagte er, der alten Frau, die geknickt auf einem Schemel saß, die Hand sanft auf das Haupt legend, „faß dich! So lang dein Toni lebt, wirst keinen Mangel leiden, g'wiß nicht. Der liebe Gott wird den Toni und der Toni, wie es Kindespflicht ist, sein liebes Mütterle führen. Umsonst und aus Zufall ist der Vetter nicht aus London gekommen. Der liebe Gott hat ihn g'schickt, um mich zu holen, mir und dir zum Heil. Der Himmelvater weiß wohl, daß ich hier nicht heil werden kann, daß mein Herz hier nimmer seinen Frieden finden kann, drum nimmt er mich hinaus in die Fremde. Die Luftveränderung soll für vieles gut sein, hab' ich oft schon die Stadtleut' sagen hören."

„Ja, das ist alles recht, Kind," entgegnete schluchzend die alte Frau. „Du bist brav und wirst sicher den rechten Weg finden. Aber ich — o, ich darf nicht dran denken! Wie wird es mir gehen, wenn ich dich nimmer hab'. Wenn ich allein hier am Tisch sitzen, allein essen muß, allein beten, allein schaffen und wirken. O, du wirst mir überall fehlen und die Sehnsucht nach dir wird mich umbringen. O, Toni, Toni," schluchzte sie, „wenn nur deine unheilvolle Lieb' zu des Steigbauern Mareili nie aufkommen wär', dann brauchtest du nicht in die Fremd', dann säßen wir warm auf des Steigbauern Berghäusle. Der Steigbauer ist sonst so unweg nicht. Mit mir und deinem Vater war er immer recht gut, und erst, seit du sein Mareili zur Frau begehrt hast, ist er so rabiat und feindselig g'sinnet gegen uns."

„Das ist jetzt schon g'schehn, Mutter, und läßt sich nimmer ändern. Und drum geh' ich fort, fort von hier, wo mir der Gram in kurzem das Herz abdrücken würd'. Dich aber wird die Zeit ans Alleinsein g'wöhnen, und das Mareili wird dich auch nicht verlassen, es wird von der Lieb', die es zu mir hat, auch für dich etwas abkommen lassen, wenn's mich nimmer sieht. Und dann sind wir uns ja in Gedanken auch immer nah. Ich schaff' brav für dich, und du betest, daß mir's gut gelingen mög'. Kannst's mir glauben, Mutter, daß mich 's Abreisen just auch nicht so leicht ankommt. Muß ja alles, was mir lieb und teuer ist, aufgeben und zurücklassen. Schau 'naus zum Fenster, wie alles geknickt, gebrochen und z'sammeng'schlagen ist, wie Frucht und Blüten am Boden liegen! Schau, so sieht's in mir drinnen aus. All mein Hoffen und Wünschen ist hin, alles muß ich begraben und vergessen, und das kann ich in der Fremde am besten. Drum faß dich, Mutter, und mach mir das Scheiden nicht noch schwerer, als es mir ohnedem wird."

So sagte Toni zur Mutter, und es war nicht zu viel gesagt. Ein namenloses Weh durchzog seine Brust, wenn er dran dachte, daß er sein Mareili auf immer verlieren mußte, das Mareili, an dem seine ganze Seele hing.

Sie waren miteinander zur Schule gegangen der Toni und das Mareili, jahrelang hatten sie zusammen den Weg vom Steighof bis ins Pfarrdorf zurückgelegt, jahrelang zusammen gespielt, gesungen und ihres jungen Lebens gemeinsam sich erfreut. Der Toni, der Berghäuslersbub, hatte des Steigbauern Mareili stets wie seinen Augapfel behütet, alles Un-

angenehme von ihm fernzuhalten gesucht, er hatte ihm die Schultasche getragen, Holunderbüchsen geschnitzt und jedes Unwetter, das über Mareili sich zusammenzog, auf seinen eigenen Rücken zu nehmen gesucht. Und das Mareili bekam zu Hause keine Butterschnitte, kein Obst, überhaupt nichts Eßbares, das es nicht mit seinem Toni geteilt hätte. Wie zwei gute treue Geschwister hingen diese Kinder aneinander, und dieses schöne Verhältnis hatte auch noch Bestand, als sie längst der Schule entlassen waren, nur nahm es noch zartere, innigere Formen an. Die Liebe zog in ihre jungen Herzen ein mit all ihren Wonnen; keusch und frisch wie die Blüte am Kirschbaum war sie aufgegangen, keusch und frisch, im Zauber der Unschuld war sie bis zur Stunde geblieben, wo der alte, stolze Steigbauer kalten Herzens dem schönen Verhältnis die Existenzberechtigung absprach.

Die guten Leutchen hatten sich geliebt und fanden in dem großen Unterschied ihrer gesellschaftlichen Stellung keinen Haken. Das Mareili liebte den Toni von ganzem Herzen, und diese Liebe hob ihn über alle andern. In ihren Augen gab es nichts Schöneres, Höheres und Besseres unter den Menschen. Daß er arm, einer Häuslerswitwe Sohn und nicht Hofbesitzer war, genierte sie gar nicht. Sie, oder vielmehr ihr Vater hatte ja einen Hof, den sie, das einzige Kind, dereinst übernehmen zu können hoffen durfte. Und der Toni? Auch er sah in seiner Armut kein Hindernis für die Verwirklichung seines Herzenswunsches. Er hatte gesunde Glieder, vermöge deren er sein Mareili zu ernähren, und ein Herz voll Liebe, durch welches er das gute Kind zu beglücken sich getraute.

Und so trat der Toni denn eines Tages in seinem besten Staat in des Steigbauern Stube und bat in der hier üblichen Form um Mareilis Hand und dachte nicht im entferntesten daran, daß ihm diese versagt werden könnte. Darum war er denn auch über alle Maßen verblüfft und bestürzt, als der Bauer ihn unheilvollen Blickes von unten bis oben maß, dann wie ein sprungbereiter Löwe im Stuhle sich vorbog und mit wuterfüllter Stimme sagte: „Was sagst, was sagst, du willst mein Mareili? Sag's doch noch einmal, sonst glaub' ich's nicht, daß dem Berghäuslerssohn so was einfallen kann! Du, der auf dem Steighof von Kindesbeinen an sozusagen das Gnadenbrot aß, du wagst es, um meine Tochter, um die Tochter des Steigbauern anzuhalten. Bist du verrückt, Mensch, oder was bist? Verrückt bist, sonst könnt' dir doch so was nicht einfallen. Mit Verrückten hat man billig Nachsicht und dem verdankst es, daß ich dich nicht wie einen Hund vom Hof peitschen lass'. Deiner Mutter, die schon 30 Jahre auf dem Berghäusle sitzt und in Ehren drauf grau geworden ist, mag ich nicht künden. Sie soll bleiben. Du aber packe dich und such dir ein ander Brot. Meine Tochter wollen, ja wohl doch! Du, der du nicht einmal einen Strohhalm dein eigen nennst!"

„Aber gesunde Glieder und ein braves Herz nenne ich mein eigen," entgegnete Toni im Tone gerechter Entrüstung, „und das hat noch lange nicht jeder, der Haus und Hof und Aecker und Matten hat, und Mareilis Herz gehört ebenfalls mir und keinem andern."

„Jetzt pack dich," sagte der Bauer aufstehend, „pack dich augenblicklich, oder ich vergreif' mich an dir!" und er ging drohend gegen Toni hin.

In diesem Moment flog die Thüre auf und, den Ausdruck unbesieglicher Entschlossenheit auf dem Gesicht, sprang das erregte Mareili zwischen den Toni und den Vater und sagte mit zitternder Stimme: „Vater, ein Schlag nach dem Toni scheidet uns beide, mich und dich für immer. Der Toni hat recht. Ihm gehört mein Herz und ihm wird es gehören, solange ich atme. Daß der Toni arm ist, ist keine Schande, daß er mich liebt, keine Sünde, und drum verdient er keine Schläge. Wenn er dir als Sohn nicht genehm ist, ja nun, das sind deine Sachen, und ich weiß, was einer gehorsamen Tochter zukommt. Aber einen Menschen, der mir seiner Lebtag nur Gutes gethan und sein ganzes Herz geschenkt hat, schlagen lassen, nein, das kann ich nicht!"

Der Bauer war blaß geworden. Er kannte seine Tochter und wußte, daß ihre Drohung wahr werden konnte. Er ließ die schon gegen den Toni zum Schlage erhobene Hand sinken und sagte: „Nun ja, ich will vom Aeußersten abstehen. Aber der Bub' soll machen, daß er mir aus den Augen kommt, und sich nie wieder auf dem Steighof blicken lassen. Ich will keinen Bettelbuben als Tochtermann."

„Ich geh' schon," hatte dann der Toni gesagt, „ich geh' schon und wünsch' nur dem Mareili zulieb, daß Ihr Euer schroffes Benehmen nie zu bereuen haben werdet und nicht noch einen Tochtermann bekommt, der der Nagel Eures Sarges wird, Steigbauer. Denn wißt, die Bauernbuben, die Haus und Hof haben, bringen oft auch Anlagen mit, einen solchen Hof zu verputzen. B'hüt Gott, Mareili," sagte er wehmütigen Blickes an diese sich wendend. „Wenn ich auch nicht Steigbauer werde, mein Herz gehört dir auf ewig hin. B'hüt Gott, du armes Kind. Der Himmel mög' dich trösten. Dein Vater wird es samt seinem Hof nicht können." Damit ging Toni heim zu seiner Mutter, um sich auszuweinen und bezüglich seiner Zukunft schlüssig zu werden. Das Mareili aber, das auf eine weitere Auseinandersetzung mit dem Vater verzichtete, ging hinauf in seine Kammer. Dort hing über dem Bett das getreue Konterfei seiner schon vor Jahren verstorbenen Mutter. Und wie schon oft, drückte es auch jetzt das liebe Bild an seine Lippen und sagte schluchzend: „Wenn du noch lebtest, Mutter, hätte ich einen Beistand. So aber steh' ich gegen den Vater und seinen unbeugsamen Willen allein, allein. O, es ist schrecklich und ich weiß nicht, wie ich's übersteh'. Von dem Toni mich trennen! Von ihm, der mein Ein und Alles ist. Hilf mir, lieber Vater im Himmel, so oder so," fuhr es, den Blick zu dem ebenfalls

BLB Karlsruhe

über dem Bett hängenden Kruzifix erhebend fort, „hilf mir und lenke das Herz meines Vaters zur Milde und zum Bessern, und soll's nicht sein, daß der Toni mir wird, o, so hilf uns tragen den Schmerz, ihm und mir!"

* * *

Seit jenem Auftritt beim Steigbauern war der Toni zwar noch bei seiner Mutter im Berghäusle in Kost und Wohnung geblieben; dagegen bei andern Bauern in Taglohn gegangen, weil er auf dem Steighof nicht mehr das Gnadenbrot essen wollte, wie der Bauer sich ausgedrückt hatte. Auch dem Mareili war er so viel wie möglich fern geblieben, um ihr alle Unannehmlichkeiten, die ihr bei fortgesetzten Zusammenkünften beim Vater hätten erwachsen können, zu ersparen.

Wie schon oft, drückte es auch jetzt das liebe Bild an seine Lippen.

Dieses Fernbleiben von ihr that ihm zwar im tiefsten Grund der Seele weh, aber er fühlte die Notwendigkeit dieses Verhaltens, schon der eigenen Ruhe wegen. Hie und da ein Rosmarinzweig oder sonst ein Blümchen, das er ihr durch das Hirtenbüble, welches ihm und dem Mareili treu ergeben war, zusandte, war das einzige Zeichen seiner unwandelbaren Liebe. Aber es war auch genügend. Mareili wußte sich von Toni geliebt und bedurfte zur Herausforderung ihrer Gegenliebe keiner Aufmunterung durch fortgesetzte Erklärungen und Treuschwüre, sie liebte den Toni ohnedies mit der ganzen Glut eines unverdorbenen Mädchenherzens.

Jetzt aber sollte der Toni abreisen mit dem Vetter nach London, weit übers Meer sollte er gehen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und das konnte er nicht, ohne das Mareili noch einmal gesehen zu haben. Er mußte sich von ihm verabschieden, selbst auf Lebensgefahr hin mußte er das thun.

Mareili selbst war auch dieser Meinung, und so trafen sie sich den Abend vor Tonis Abreise hinten im Garten unter der großen Linde, die in früheren, glücklicheren Zeiten gar oft Zeuge ihres Liebesglückes gewesen war.

Ruhig lag der Eckhof. Alles hatte sich zu Bett begeben und nur Karo, der große Hofhund, war wach und waltete seines Amtes. Vom sternenbesäten Himmel leuchtete der Mond. Seine Strahlen fielen durch das Gezweige der duftenden Linde und beleuchteten diese zwei liebenden, durch rohe Gewalt, durch den Machtspruch des Vaters voneinander getrennten Menschen.

Stumm, vor Schmerz keines Wortes mächtig, umarmte Toni die Liebe seiner Jugend. Schluchzend legte Mareili das Köpfchen an die starke Brust des Geliebten. Lange und innig verharrten sie wortlos in dieser Situation. Endlich aber, vom Schmerz übermannt, brach Mareili zuerst das bange Schweigen und sagte weinend: „O, Toni, kann es denn sein, daß du so weit und vielleicht für immer fort mußt?! Toni, ich mein', ein Stück meiner Seel' geht mit dir fort, und wenn du nicht mehr da bist, wird mir der helle Tag zur Nacht, und vorbei ist's mit der Freude. Toni, es drückt mir 's Herz ab!"

Es war eine Bank unter der Linde angebracht. Darauf drückte Toni jetzt die Geliebte seines Herzens nieder, setzte sich neben sie, nahm ihre Hand in die seine, legte zärtlich den rechten Arm um ihren Nacken und sagte: „Mareili, nach allem, was zwischen mir und deinem Vater vorgekommen, können wir nie auf die Erfüllung unserer heißesten Wünsche rechnen. Dein Vater wird nie in unsere Verbindung einwilligen. Ohne seine Einwilligung aber können wir nicht heiraten, wenn wir uns nicht gegen göttliches und weltliches Gebot versündigen wollen. Der Segen der Eltern, hab' ich schon g'lesen, baut den Kindern Häuser, deren Fluch aber reißt's z'sammen. Und verfluchen würd' uns sicher dein Vater, wenn wir gegen seinen Willen uns verheirateten. Besser ist's, wir entsagen uns, als daß wir unter dem Fluch miteinander leben. Das, Mareili, siehst auch ein. Ebenso wird's dir einleuchten, daß unsere Herzenswunden besser vernarben, wenn wir uns nicht alle Tag sehen. Deswegen und damit ich für mich und die Mutter ein Stück Geld erwerbe, geh' ich mit dem Vetter nach London. Ob ich aber da oder dort bin, Mareili, meine Lieb' zu dir bleibt dieselbe. Drum faß dich und denk, die Welt ist überall Gottes, und wenn Länder und Meere uns trennen, in Gedanken sind wir uns doch nah. Ich wenigstens vergess' dich nicht. Jetzt sag, Mareili: willst du auch an mich mit Lieb' gedenken und willst auch hie und da zu meinem armen Mütterli gehen? Es wird ihr ein großer Trost sein, wenn du mitunter bei ihr einkehrst, und mir thätst einen großen Gefallen. Sag, Mareili, willst das thun?"

„O, Toni, warum sollt' ich's nicht thun. Es

wird mir ja selbst zum Trost sein, wenn ich hie und da dein Mütterle besuchen kann. So lang ich leb', Toni, soll es deiner Mutter an nichts fehlen. Und daß ich an dich denken werd', das brauch' ich dir nicht zu schwören, das glaubst und weißt so schon. Nie werd', nie kann ich dich vergessen, Toni. Du aber wirst in der großen Stadt, wo es so viele schöne Mädchen hat, dich bald über den Verlust deines Mareilis zu trösten wissen."

Toni sprang auf: „Und das glaubst von mir, Mareili?" sagte er. „Nie wird der Gedanke an eine andere mein Herz entweihen. Der Toni ist zwar arm, aber ehrlich und treu, und wenn er dich, sein liebes Mareili, nicht haben kann, so bleibt er halt ledig. Brav ledig g'storben, ist auch nicht verdorben, sagt das Sprichwort. Hier unter diesem Baum, angesichts des nächtlichen Himmels schwör' ich's dir, Mareili, daß meine Treu' ewigen B'stand haben soll. Ich schwör's, damit du ganz außer Sorg' sein kannst."

So und ähnlich unterhielten sich die beiden noch lange. Dann aber nahmen sie zärtlich und rührend Abschied voneinander, mit stummem Schmerz der Toni, mit thränenvollen Augen das Mareili, und nur die Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen legte etwas Balsam auf die durch die Trennung wieder frisch geöffnete Wunde ihrer vom Schicksal so schwer heimgesuchten Herzen.

Andern Tags in aller Frühe wurde der Toni von dem Vetter abgeholt und hinein ging es in die ihm noch so fremde, unbekannte Welt. Post und Bahn und Dampfschiff wurden benutzt und zehn Tage später stellte der Vetter den Toni in London ab, oder führte ihn vielmehr bei seiner Frau und in seinem Geschäfte, einer sehr frequentierten Uhrenhandlung, ein.

Hier nun ging dem Toni ein Licht um das andere auf, und er wußte anfangs nicht, wie er all das Neue, das ihm hier begegnete, mit seinen zwei einzigen Augen, die doch ziemlich hell und klar in die Welt blickten, durchfechten sollte.

Der Vetter gab ihm erst im Magazin Beschäftigung. Hier lernte er tüchtig packen, die Ware nach Wert und Güte taxieren, in den Abendstunden aber lernte er die Buchführung, die englische Sprache und was sonst einem Kaufmann nützlich werden kann, und zwar mit solchem Erfolg, daß der Vetter ihn schon nach Jahresfrist aufs Comptoir nehmen konnte, wo er gar bald seinen ganzen Mann stellte.

Am Tag war seine ganze Zeit vom Geschäfte in Anspruch genommen, so daß er sentimentalen Anwandlungen nicht nachhängen konnte. Nachts aber, wenn er im Bette lag, dachte er gar oft mit immer gleich inniger, treuer Liebe an sein Mareili und an sein liebes Mütterli, und gar manches Geschenk von seiner Hand fand den Weg nach dem Steighof und manches Goldstück legte der Briefbote auf Tonis Anweisung in die Hände der alten Mutter im Berghäusle. Und diese und Mareili schwammen im Glück, wenn sie fortwährend gute Nachricht von ihrem Liebling erhielten.

Drei Jahre waren im Strome der Zeit verschwommen und Mareili gab schon der Hoffnung, daß es und der Toni am Ende doch noch zusammenkommen könnten, Raum, da erschien eines Sonntags der reiche Entenbauer mit seinem Sohn auf dem Steighof und bat den Steigbauern um Mareilis Hand für seinen himmellangen Sprößling und that damit

Er schlug auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe hopften.

dem Steigbauern den allergrößten Gefallen. Ohne die Tochter um ihre Meinung zu fragen, schlug er sofort ein, als ob Mareili ein Stück Möbel oder etwas Unvernünftiges aus seinen Ställen wäre. Als das arme Mädchen aber Einwendung dagegen machen wollte, da schlug er auf den Tisch, daß die Gläser, woraus die drei Herren tranken, in die Höhe hopften, und schrie: „Du mußt, wenn du nicht willst, und damit punktum! Kein Wort mehr."

Dem Bauern sekundierten auch alle Basen und Vettern und stellten dem bedrängten Mädchen goldene Berge in Aussicht, dafern es dem Willen des Vaters sich füge, drohten mit Unglück, Hölle und Teufel im Falle seines fortgesetzten Widerstandes. Kurz, das Mareili wußte bald nicht mehr, wo ihm der Kopf stand, und schrieb in seiner Bedrängnis dem Toni nach London.

Dieser berichtete zurück, daß es unter solchen Umständen am besten thue, wenn es dem Willen des Vaters sich füge. Sie beide könnten ja doch nicht heiraten. Er habe zwar schon ein hübsches Sümmchen erspart, jedoch bei weitem noch nicht so viel, als der Steigbauer von seinem künftigen Tochtermann verlange. Sie beide könnten sich ja gute Freunde bleiben, das sei vor Gott und Menschen erlaubt. Er gebe dem Mareili diesen Rat nicht, weil

BLB Karlsruhe

er seiner überdrüssig sei, sondern einzig und allein, weil er ihm, dem Mareili, weitere Unannehmlichkeiten vonseiten seines Vaters ersparen möchte und unter den gegebenen Umständen es für das beste halte, wenn Mareili heirate. Wo das Herz schweigen müsse, habe man wenigstens den Verstand zur Geltung kommen zu lassen usw.

Und so reichte denn Mareili dem langen Michel vom Schwanenhof seine Hand zum Bunde fürs Leben und ging mit ihm zum Traualtar, aber freilich nicht als glückliche Braut, sondern mehr wie eine Todeskandidatin. Und die Folgezeit lehrte, daß es nicht umsonst mit Bangen und Zagen diesen Schritt gethan; denn der lange Michel, so blöd er bei jeder Arbeit sich zeigte und anstellte, war ein wahres Genie im Geldverklopfen und Trinken, so daß der Steigbauer, der seine Tochter unglücklich sah und seit Michels Einzug auf dem Steighofe selbst vom Glück nichts mehr verspürt, dagegen Verdruß und Verlust in Hülle und Fülle zu verzeichnen hatte, gar oft heimlich überlegte, ob er am Ende mit dem Toni als Tochtermann nicht besser gefahren wäre. Mareili selbst war gegen alle Vorfälle und mochten sie noch so unangenehm sein, ziemlich apathisch und nur in der Fürsorge für sein Kind, sein einziges Kind, zeigte es Leben.

Als der Toni nach sechs weiteren Jahren heimkam, um seinem lieben Mütterchen, das krank geworden war und sein Ende kommen fühlte, die müden Augen zuzudrücken und das letzte Geleite zu geben, fand er den Steighof so verwahrlost, daß ihm das Herz blutete, wenn er den jetzigen gegen den früheren Zustand verglich. Und Mareili, wie unvorteilhaft hatte es sich verändert. Das ehemals so hübsche und lebensfrohe Mädchen war als Frau zusammengeknickt, gebrochen. Eingefallen und bleich waren die ehemals so gesundroten Wangen, matt die früher so glänzenden, lebhaften, blauen Augen. Tief schnitt es dem Toni ins Herz, und als er die arme Frau aufrichten wollte mit Worten des Trostes, da fielen ihm selbst heiße Tropfen aus seinen treuen Augen.

„Mareili," hatte er bei seiner Abreise gesagt, „wie es dir auch gehen mag, laß nie die Verzweiflung Herr über dich werden und vergiß nicht, daß du in London einen Freund hast, der dir zu jeder Zeit und unter allen Umständen zu helfen bereit sein wird."

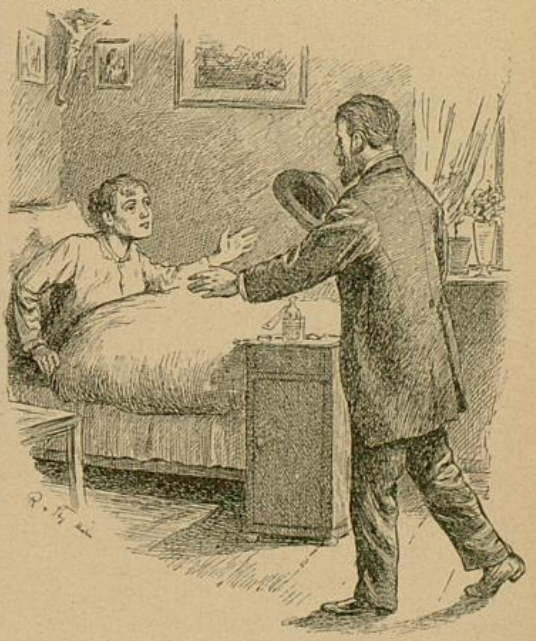
Und nicht dieser Hinweis auf seine Hilfsbereitschaft, sondern die Liebe, die sich darin kund gab, richtete Mareili einigermaßen wieder auf. Das Bewußtsein, daß der Freund ihrer Jugend nach wie vor ihr von Herzen zugethan war, wurde zum Stabe des Trostes, an dem sie wieder aufrankte.

* * *

Zwanzig Jahre sind vorüber, seit der Toni unter der Linde hinter dem Steighof von seinem Mareili Abschied nahm, und vieles hat sich seither verändert. Toni, der ehemals so arme Bub, ist in London ein reicher, angesehener Herr geworden. Was er unternahm, war ihm über Bitten und Verstehen gelungen. Aber auch auf dem Steighof sind große Veränderungen vorgekommen. Mareilis Vater ist schon seit zehn Jahren den Weg alles Fleisches gegangen, und der junge Bauer, der lange Michel, lebt auch nicht mehr. Das übermäßige Trinken hat seine Gesundheit ruiniert, seine Kräfte vorzeitig aufgezehrt und den Steighof zur Gant gebracht.

Ja, der Steighof ist in andern Besitz übergegangen und das Mareili mit seinem Kind liegt bei Verwandten, krank und hinfällig, und fühlt selbst, daß seine Tage gezählt sind. Kummer und Sorgen bezüglich der Zukunft seines Kindes bedrücken sein Gemüt.

Diese Sorgen aber sollten ihm benommen werden. Als es eines Tages, wie schon lange nicht mehr, aufrecht im Bette saß, um die linde, würzige Maienluft, die durch das geöffnete Fenster gleich einem Lebenselixir hereinströmte, einzuatmen, da ging die Thüre auf und herein trat ein schöner, kräftiger Mann mit dunklem Vollbart. Es war der Toni.



Die Thüre ging auf und herein trat ein schöner, kräftiger Mann.

„Grüß Gott, Mareili," sagte er, ihr beide Hände zum Gruß entgegenhaltend. „Grüß Gott in der Heimat! O, wie leid es mir thut, daß ich dich krank finden muß. Aber nun ich da bin, soll's schon wieder besser werden. Wenigstens soll kein Mittel unversucht bleiben."

Und er setzte sich hin zu ihr ans Bett, ergriff ihre weiße, magere Hand und redete so mit ihr, wie nur ein Bruder zur Schwester reden kann, tröstlich und liebevoll.

Mareilis Augen leuchteten bald in der Verklärung der innigsten Freude, bald schwammen sie in Thränen der Wehmut, die sie bei seinen Worten überkam.

BLB Karlsruhe

„Nein, Toni, besser wird's nicht mehr mit mir," sagte sie, „ich habe zu lang g'litten, mein Leiden steckt z' tief, als daß es noch g'hoben werden kann. Und ich bin's auch so z'frieden, ich bin einig und ausg'söhnt mit meinem Gott, so daß mir 's Sterben nicht schwer anzukommen braucht. Aber daß ich dich vor meinem End' noch mal seh', ja, das freut mich, das ist noch ein Sonnenstrahl auf mein verfehltes Leben, der mich glücklich in die Ewigkeit begleiten wird."

Der Toni wollte ihr die Todesgedanken ausreden, ihr und sich selbst zum Trost; denn an ihr nahes Ende wollte und konnte er nicht glauben. Als sie aber trotz der sorgsamsten Pflege, die er ihr angedeihen ließ, von Tag zu Tag weniger und hinfälliger wurde, da mußte er doch allmählich mit der Möglichkeit ihrer nahen Auflösung rechnen, und da er nichts dagegen thun konnte, rieb er sich beinahe auf in dem Bestreben, die letzten Tage ihres Daseins mit dem Sonnenschein seiner Liebe zu beglücken.

Mareili empfand tief seine von so inniger Liebe getragene Sorgfalt. Sie faßte gar oft seine Hand, wenn er bei ihr am Bette saß, und drückte sie mit der ihr noch übrig gebliebenen, schwachen Kraft und sagte: „G'wiß, Toni, es ist mir mein Lebtag herb ankommen, daß ich meinen liebsten Herzenswunsch hab' begraben müssen, daß ich nicht mit dir durchs Leben hab' pilgern dürfen. Es war ein Schmerz, mehr als du ahnen kannst. Aber die G'wißheit, daß du mir Lieb' und Treu' bewahrt hast, daß ich keinem Unwürdigen nachg'weint hab', macht mich glücklich und ich könnt' leicht sterben, wenn nur mein Mareili nicht wär', wenn ich mein armes Kind nicht z'rücklassen müßt'. Versprich mir, Toni, daß du dich meines Kindes annehmen willst, dann bin ich aller Sorgen ledig. Versprich es mir bei der Lieb', die wir in unsrer Jugend zu einander g'habt haben."

„Mareili," gab dann Toni feierlich zurück, „das versteht sich doch von selbst, daß ich mich deines Kindes annehmen werd'. Dein Kind ist auch mein Kind, und es soll, so lange ich leb', keinen Mangel leiden."

So versprach Toni oft, und als sein Mareili nach einigen Wochen, wie sie richtig geahnt, das Diesseits mit dem Jenseits vertauscht hatte, nahm Toni deren Kind, nun sein Kind, in seine Wohnung und ließ ihm, da er den Wert einer bessern Bildung an sich selbst erfahren, Unterricht in verschiedenen Fächern geben, er selbst aber trieb eifrig Englisch mit ihm. Und das Mareili, seiner Mutter Ebenbild, lohnte die Mühe seiner Lehrer. Es hatte ein empfängliches Herz und einen hellen, klaren Verstand. Nach Verlauf zweier Jahre hatte es sich so viele und schöne Kenntnisse erworben, daß es mit Erfolg ein Institut in der französischen Schweiz zu seiner Weiterbildung beziehen konnte. Zu seinem Pflegevater aber sah es mit der innigen Liebe der Tochter auf und war jedes Blickes seiner Augen gewärtig, um mit seinen Wünschen, deren Erfüllung es als seine heiligste Pflicht ansah, vertraut zu werden.

Dem Pflegevater aber ging im Umgang mit dem lieblichen Kinde ein neues Leben auf. Er freute sich an dessen Fortschritten, an dessen Wachstum und Gedeihen und behütete es vor allem Unangenehmen, wie der Gärtner seine liebste Blume vor Sturm und Hagelschauer, und wenn das Mädchen ihn mit dem süßen Namen „Papa" rief, dann glaubte er himmlische Musik zu hören, und ein Glück, wie er es bisher nie empfunden, sondern nur hatte träumen dürfen, zog durch seine Seele.

Dementsprechend war der Abschied von der Pflegetochter ein schwerer. Aber er war nicht zu umgehen, wenn das Mädchen nach dem einmal gestellten Programm erzogen werden sollte. „Adje, Papa, bleib auch recht gesund, bis ich wieder komm'," hatte Mareili unter Thränen gesagt, als der schrille Pfiff der Lokomotive ans Einsteigen mahnte. „Und b'hüt Gott, Kind," hatte er mit gepreßter Stimme zur Antwort gegeben. „Bleib brav und denk auch an mich in Lachaux-de-Fonds, an mich und an deine selige Mama, und das Bravbleiben wird dir um so leichter werden."

Zwei Jahre war Mareili fort und machte, wie daheim schon, sehr schöne Fortschritte, und die Briefe, die es dem „Papa" schrieb, überzeugten diesen, daß das Kind seiner Mutter Ebenbild an Leib und Seele war, daß er sein Geld an keine Unwürdige verschwendete, daß Dank und Liebe ihm in reichem Maße für seine pekuniären Auslagen wurden.

Den Höhepunkt aber erreichte seine Freude, als Mareili, blühend wie eine Rose, wieder heimkam, als es mit vollendetem Anstand und unnachahmlicher Grazie und dabei doch so naiv und herzlich die Hand zum Gruße bot. Er konnte sich kaum satt sehen an dieser so vorteilhaft veränderten Menschenblüte, an diesem Kind und Ebenbild seiner Jugendliebe.

Mareili war jetzt achtzehn Jahre alt und bestand darauf, dem „Papa" die Haushaltung allein besorgen zu wollen. Es sei groß und stark, sagte es und habe in der Schweiz nicht allein fremde Sprachen und Musizieren, sondern auch kochen gelernt und letzteres vornehmlich dem „Papa" zu lieb, damit es ihn pflegen könne sein ganzes Leben lang.

Und so lebten sie dann zusammen diese beiden, ihre Wohnung wurde zum Paradies. Kein Mißton störte den Frieden ihrer Herzen, keine Sorge trübte die Harmonie ihrer Seelen. Morgens um die sechste Stunde verließ Mareili sein Lager, um sich singend und trällernd in die Küche zu begeben. Singend bereitete es das Frühstück, und stand dieses dampfend auf dem Tisch, dann rief das Kind mit melodischer Stimme: „Papa, der Kaffee ist fertig!" und dieser stand auf, um herzlich zu grüßen und sich herzlich grüßen zu lassen. Dann nach der Begrüßung tranken sie, sich am kleinen, runden Mahagonitischchen gegenübersitzend, unter der Würze eines heiteren Geplauders den Kaffee und ließen sich die üblichen Zugaben, Brot, Butter und Honig, wohl schmecken.

Dann räumte Mareili ab, ordnete Küche und

BLB Karlsruhe

Zimmer und machte schließlich Toilette. Der „Papa“ aber fütterte währenddem die Kanarien, spielte mit dem pechschwarzen Spitzer, oder mit der fuchsgelben Angorakatze.

Trat dann Mareili in die Stube, nett und sauber gekleidet und frisiert, dann setzte sich „Papa“ in den großen Lehnsessel, Mareili nahm Platz am Klavier und spielte mit solcher Fertigkeit und Gemütstiefe, daß „Papa“ in den tiefsten Tiefen seines warmen, treuen Herzens gerührt wurde, die Hände wie zu andächtigem Gebete gefaltet auf die Knie legte und, den Blick gen Himmel gerichtet, vor sich hinflüsterte: „O, Mareili, Liebe meiner Jugend, wenn du nur das noch erlebt hättest. Wenn du dein Kind blühen, arbeiten, singen und spielen sehen und hören könntest,

Mareili bot ihm die Hand zum Gruße.

gewiß, dein Glück würde hienieden so vollkommen, wie droben im Himmel sein!“

Nachmittags promenierten die beiden durch Flur und Wald, oder vertrieben sich die Zeit daheim mit Lesen, je nach Witterung und Jahreszeit. Kurz, sie lebten köstlich zusammen.

Der „Papa“ hatte Mittel, die ihm ein sorgenfreies Leben ermöglichten, und war trotz seiner 42 Jahre noch ein sehr schöner, rüstiger Mann, dessen Haare noch im schönsten Schwarz erglänzten. Mareili war ins zwanzigste Jahr eingetreten, hatte sich als tüchtige Haushälterin und überdies als eine treue Seele erwiesen. Was Wunder, wenn dem guten „Papa“ im Umgang mit diesem Kinde, das seiner ersten Liebe so sprechend ähnlich sah, Wünsche bezüglich einer ehelichen Verbindung mit diesem seinem Liebling sich geltend zu machen begannen, was Wunder, wenn der „Papa“ allmählich zum Liebhaber wurde und auf Umwegen seines Kindes Herz zu prüfen anfing, was Wunder, wenn Mareili, dessen Herz dem „Papa“, seinem Wohlthäter, so warm entgegenschlug, wenn auch mit unbestimmten Gefühlen, ihm keine abschlägige Antwort gab, sondern seinem Antrag mehr und mehr und verheißungsvoller sich hinneigte?

Beide, er und sie, machten sich von der Zukunft schon die rosigsten Pläne und träumten von Wonne, Liebe und Glück.

Zur Erhöhung desselben, um sein Heim noch trauter und gemütlicher und dem lieben Mareili angenehmer zu machen, ließ der „Papa“ rings um sein Haus einen wundervollen Garten, ein kleines Paradies, anlegen mit den seltensten Bäumen, Sträuchern und Blumen.

Zur Anlegung dieses Gartens war ein Gärtner aus der Residenz bestellt worden. Dieser aber zählte der Jahre vierundzwanzig, hatte eine schön gewachsene Postur, blaue Augen und blondgelocktes Haar und war im Umgang mit Menschen die Liebenswürdigkeit selbst, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er auch auf Mareili einen guten Eindruck machte. Gefühle wie noch nie durchzogen im Umgang mit diesem netten, jungen Menschen des hübschen Mädchens Busen, und er, der Kunstgärtner, war Feuer und Flamme für Mareili und schwor und beteuerte mit dem ganzen Feuer eines verliebten Jünglings, daß er ohne Mareili nicht mehr weiter leben könne.

Mareili selbst aber kam in einen furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst. Hier war der junge Gärtner im ganzen Schmuck und Schmelz seiner Jugend, der Mann, zu dem sie mit jeder Faser des Gemütes sich hingezogen fühlte, den sie mit der ganzen Glut ihrer jungfräulichen Seele liebte, dort der „Papa“, den sie ebenfalls warm und innig, aber nicht wie die Braut den Bräutigam, sondern wie das Kind den Vater liebte, der „Papa“, dem sie so viel, alles verdankte, was sie war und was sie hatte, und dem sie, weil über die Art ihrer Neigung zu ihm vormals nicht im reinen, sogar Hoffnung auf eine eheliche Verbindung gemacht hatte. Sie war vor die Alternative gestellt: entweder mußte sie die Werbungen des Gärtners zurückweisen und damit sein und ihr eigenes Herz trostlos unglücklich machen, oder aber dem „Papa“ absagen und ihn damit aus allen seinen Himmeln reißen. Es war ein furchtbarer Kampf, den Mareili zu bestehen hatte, aber sie ging, wiewohl erst nach gewaltigem Ringen, als Siegerin daraus hervor.

„Nein, Edmund,“ sagte sie eines Nachmittags im kleinen Pavillon zu dem Gärtner, zu dieser Hälfte ihrer Seele, „nein, deine Frau kann ich nie und nimmer werden, so sehr es mich schmerzt, so sehr mein Herz zuckt unter dem Verzicht auf dich. Unser Glück könnte nur aufgebaut werden auf dem Unglück meines „Papas“. Der aber hat es nicht um mich verdient, daß ich ihm also danke. Er war mein und meiner Mutter Wohlthäter, hat mich mit Liebe und Güte erzogen und geleitet, ja förmlich auf Händen getragen und glaubt an meine Gegenliebe,

BLB Karlsruhe

und ich soll ihn so schrecklich enttäuschen, soll für alle Liebe und Güte ihm mit Undank und Untreue lohnen. Nein, Edmund, das kannst auch du nicht wollen, oder du wärst sicher nicht der edle Mensch, für welchen ich dich immer angesehen und befunden habe. Und drum, Edmund, weil es nichts Ernstes mit uns werden kann, drum müssen wir allen Verkehr miteinander abbrechen, wenn wir uns nicht selbst zur Plage werden wollen. Ich bitte dich herzlich darum, mir fernerhin nicht mehr nahen zu wollen. Du reißest die Wunde, die dieses Opfer mir bringt, nur immer tiefer und unheilbarer auf und machst mich unglücklich, statt, wie es dein Wille ist, mich dem Glücke in die Arme zu führen."

„Und das ist dein letztes Wort, Mareili?" fragte Edmund mit zitternder Stimme. „O, ich Armer! Was soll aus mir werden ohne dich? Mareili, wenn du wüßtest, wie heiß, wie tief ich dich liebe, wie mit jeder Faser meines Wesens ich mich zu dir hingezogen fühle, gewiß, du könntest so was nicht verlangen?"

Mareili weinte. „O, Edmund," flehte sie, „zerreiße mir das Herz nicht. Glaubst du, daß ich dich weniger liebe, daß die Entsagung mich weniger schmerzt? Gott weiß, was ich darunter leide. Aber er wird mir auch die Kraft geben, es zu tragen. Die Trennung von dir wird mir schmerzlich, schrecklich, aber ich kann meinen lieben „Papa" nicht unglücklich machen, lieber selbst sterben."

„Nun wohl," entgegnete Edmund, „aber dein „Papa" ist ein Ehrenmann. Wenn du zu ihm hingingst und ihm offen erklärtest, daß du ihn wohl wie die Tochter den Vater liebst, ihm aber nie jene Neigung entgegenbringen könntest, wie sie ein Gatte von der Gattin zu beanspruchen hat, wenn du ihm sagtest, daß deine Liebe einem andern, mir gehöre, ich zweifle nicht, daß er dir freiwillig entsagen, daß er dich freigeben würde."

„Daran zweifle ich auch nicht," sagte Mareili. „Ich weiß sogar bestimmt, daß er in seiner grenzenlosen Liebe und Güte das Opfer bringen würde. Aber sein Schmerz wäre deswegen nicht geringer, und auf dem Unglück meines Wohlthäters, meines „Papas", kann und will ich mein Glück nicht aufbauen. Und drum b'hüt Gott, Edmund! Möge dir in der Residenz eine andere das Glück gewähren, das du bei mir zu finden glaubtest. Mich aber mögen der Himmel und die Erfüllung meiner Pflicht, welche in der treuen Pflege meines „Papas" beruht, trösten."

„O, Mareili," stöhnte Edmund, das liebe Mädchen an die Brust pressend, „o, Mareili, ist es denn möglich, daß wir so voneinander scheiden, ohne eine Spur von Hoffnung auf die Erfüllung unserer Wünsche?"

„Edmund, lieber Edmund," weinte Mareili, „mache mir doch den Abschied von dir, und das Opfer, das ich durch die Entsagung bringe, nicht noch schwerer, als es schon ist. Wenn du mich wirklich lieb hast, so quäle mich nicht länger, sondern bescheide dich und sei, weil du unter den gegebenen Verhältnissen mehr nicht sein kannst, mein Freund. Ich meinerseits werde dich nie vergessen und an der Erinnerung zehren und glücklich, oder doch wenigstens zufrieden zu werden suchen. Du zweifelst an der Möglichkeit, Edmund," fuhr sie fort, weil er mit niedergeschlagenen Augen und trauriger Miene den Kopf schüttelte, „du zweifelst daran, daß unsere nun so geplagten Herzen je wieder zufrieden und in der Zufriedenheit zur Ruhe kommen werden. Ich aber, Edmund, zweifle nicht, weil ich weiß, daß der liebe Gott, der das Gute immer lohnt, auch unser Opfer segnen und die Zeit unsern Gram lindern wird. Diese Hoffnung, diese Gewißheit ist mein Trost, ohne welchen ich allerdings verzweifeln müßte. Denn auch mir wird es schwer, mich von dir zu trennen, aber es muß sein. Und drum b'hüt Gott, lieber Edmund, und bedenk: vor der Liebe gehen Treu und Pflicht, diese aber binden mich an „Papa". Er wird bald nach Hause kommen und ich muß für sein Abendbrot besorgt sein. Also nochmals: b'hüt Gott, lieber Edmund!"

„Weil du es denn so willst, Mareili," sagte er, „aber glaube mir, ich gehe an Leib und Seele gebrochen und wie es noch kommen wird — ich weiß es nicht. Nur die Hoffnung, daß das Schicksal doch noch zu unsern Gunsten eingreifen könnte, hält mich einigermaßen aufrecht und bewahrt mich vor völliger Verzweiflung. Adieu, mein liebes, süßes, unvergeßliches Mareili!"

Noch eine stürmische Umarmung, noch einen Kuß beiderseits und die beiden Herzen, die so warm füreinander schlugen, mußten sich trennen. Edmund ging wankenden Schrittes seinem Ziel, der Bahnstation, zu, Mareili aber hinein in die Küche.

Hinter dem Pavillon aber stand ein Mann, der die ganze Scene überblickt und belauscht hatte. Er wischte die Thränen, die ihm über die Wangen liefen, mit dem Taschentuch weg und wandte sich, die Worte: „Das ist ja eine Liebe erster Güte" vor sich hinmurmelnd, ebenfalls zum Gehen.

* * *

Wieder sind fünfzehn Jahre verschwommen im Strome der Zeit. Sie sind dahin mit allen ihren Leiden und Freuden und nur der Samen, den sie ausstreuten, ist aufgegangen, dem einen zum Glück, dem andern zum Unglück, denn verschieden sind die Früchte, die der alles vermögenden Zeit und ihrem Werdeprozeß ihre Reife verdanken. Leid und Freud', Unglück und Glück, Leben und Tod schwimmen daher auf dem großen Ozean, der unser Lebensschifflein trägt, und wohl dem oder den Menschen, die an den gefährlichen Klippen vorbeikommen, die vom Unglück verschont bleiben und eines ungetrübten Daseins sich freuen können, denen ein günstiges Schicksal die Wege geebnet und die Pfade gelichtet hat, sie haben alle Ursache, Gott zu danken und mild, schonend und hilfsbereit gegen ihre minder begünstigten Mitmenschen zu sein.

Zu den Glücklichsten unter den Sterblichen durfte

BLB Karlsruhe

sich auch das Mareili rechnen, über Bitten und Verstehen waren seine Wege geebnet worden, und der Gärtner, der Geliebte, dem es seinerzeit unter so großem Schmerz für immer den Abschied gegeben, singt an seiner Seite schon seit dreizehn Jahren ein Loblied auf des Glückes Gunst und auf den Bestand ungetrübter Freude.

Ganz wider Erwarten waren die beiden, wenn auch nach langer, schmerzlicher Trennung doch noch zusammengekommen. Denn der „Papa" hatte zu Mareilis aufrichtigstem Schmerz bei einem Unglücksfall das Leben lassen müssen.

„Mareili," hatte er eines Tages gesagt, „ich habe eine wichtige Geschäftsreise nach London zu machen,

Edmund ging wankenden Schrittes der Bahnstation zu.

die mich wahrscheinlich auf ein Vierteljahr fernhalten wird. Ich muß dich also allein zurücklassen, doch bist du ja mit allem Nötigen wohl versehen, so daß es dir nicht schlecht gehen kann. Kommst du aber doch einmal in eine Verlegenheit oder bedarfst du eines weisen Rates oder männlichen Schutzes, so wende dich an den Notar Gruber. Ich habe ihm schon die nötige Weisung erteilt. Also leb wohl und bleib brav, bis ich wieder komme, brav, wie du bisher gewesen bist," sagte er mit Thränen in den Augen.

Und mit Thränen in den Augen nahm auch Mareili von dem „lieben Papa" Abschied. Thränen flossen noch über ihre Wangen, als er schon fort war.

„Ja," sagte sie zu sich selbst, „der gute „Papa" ist wert, daß man ihm nachweint. Denn einen Besseren trägt die Erde nicht, und wenn die verzehrende Liebe für Edmund nicht in meinem Herzen Einzug gehalten hätte, nur mit „Papa" möchte ich durchs Leben gehen. Ich werde es auch so thun, aber natürlich kann ich es nicht mit jener Freudigkeit, die mir ohne die Dazwischenkunft Edmunds beschert gewesen wäre. Doch Gott wird es zum Besten lenken."

Still und in sich gekehrt, mit einer gewissen Wehmut beschäftigte sie sich während „Papas" Abwesenheit mit der Fertigung der Aussteuer; denn wenn er heimkomme, hatte er gesagt, stünde der Hochzeit nichts mehr im Wege, und sie bemühte sich, ihm ein behagliches Nestchen zu bauen; er, gelobte sie sich, sollte von ihrem Opfer, von ihrem Verzicht nichts merken. Er sollte glücklich sein und im höheren Mannesalter das Glück genießen, das ihm in der Jugend versagt geblieben war.

Zwei Monate war „Papa" schon fort, und Mareili, deren Aussteuer bereits komplett war, erquickte sich ob dem Gedanken, wie er im Beschauen der von ihren fleißigen und geschickten Händen geschaffenen Herrlichkeiten beim Heimkommen sich freuen würde, und sehnte sich sehr nach seiner Rückkunft.

Da brachte der Briefbote eines Tages einen Brief mit breitem Trauerrand. Mareili wurde beim Empfange desselben bleich wie der Tod und öffnete mit bebenden Händen das Couvert. Sie glaubte, daß Edmund, der ihr schon einige, ganz verzweiflungsvolle Briefe geschrieben, sich am Ende ein Leids angethan haben könnte. Daß dem „Papa" etwas zugestoßen sei, daran dachte sie gar nicht, obschon die englische Briefmarke und der Londoner Poststempel ihr eine solche Vermutung hätten nahelegen müssen. In ihrer Aufregung hatte sie diese Postzeichen gar nicht bemerkt und sie war daher über alle Maßen bestürzt, als sie durch das Schriftstück vom Ableben des lieben „Papas" benachrichtigt wurde.

Mareili war einer Ohnmacht nahe ob dieser Trauerpost. Heiße Thränen fielen aus ihren treuen, blauen Augen und schwere Seufzer stiegen aus ihrem gequälten Herzen. Jetzt erst fühlte sie so ganz, was dieser „Papa" ihr gewesen, was sie an ihm verloren und wie sehr sie ihn geliebt.

Tagelang war sie ganz außer sich, ganz unzurechnungsfähig ob dieser Botschaft und erst acht Tage später konnte sie mit der nötigen Sammlung zu Herrn Notar Gruber gehen, den sie dann zu näheren Erkundigungen über das Ableben des lieben „Papas" veranlaßte. Und diese Erkundigungen ergaben, daß der „Papa" eines Tages zum Baden gegangen sei, von dem er nicht wieder zurückkehrte. Nur seine Kleider habe man am Flußufer gefunden, von ihm selbst keine Spur mehr, und so sei er sehr wahrscheinlich ertrunken.

„Und jetzt," sagte Mareili, als der Notar ihr dies und andere Umstände, die des „Papas" Tod ganz außer Zweifel stellten, erklärte, „jetzt, was soll aus mir werden? Des „Papas" Tochter bin ich ja nicht und so steht mir auch kein Verfügungsrecht

BLB Karlsruhe

über seine Hinterlassenschaft zu. Ich werde das Haus sein Eigentum, räumen müssen, und der Staat wird, da „Papa“ Verwandte nicht hinterlassen hat, das Erbe antreten.“

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete der Notar. „Ihr „Papa“ war ein sehr fürsorglicher Herr, und so hat er vor seinem Abgang im Beisein der erforderlichen Zeugen durch mich ein Testament ausfertigen lassen, demzufolge Sie bei seinem eventuellen Ableben Erbin seines Hauses und eines namhaften Kapitals, das gut angelegt ist, werden. Bleiben Sie also nach wie vor in Ihrem traulichen Heim. Das Weitere werde ich besorgen.“

Geknickt und traurig, aber doch bezüglich ihrer Zukunft, ihrer Existenz getröstet, kehrte Mareili wieder heim, heim in ihr so öde und leer gewordenes Haus, wo sie zwei volle Jahre ganz dem Andenken und der Trauer um den Dahingegangenen sich weihte. Edmund, der ihr immer und immer wieder schrieb, der von „Papas“ Ableben Kunde erhalten hatte und in seiner Liebe unwandelbar wie ein Gestirn am Firmament sich erwies, erhielt während dieser Zeit niemals Zutritt bei ihr. Sie bat und beschwor ihn, von einem Besuch abzustehen, da sie nicht in der Lage sei, ihn seiner treuen Liebe entsprechend empfangen zu können. Er solle sich bescheiden und gedulden, schrieb sie ihm, und der Zeit, die alle Wunden heile, vertrauen.

Und Edmund geduldete sich zwei lange, lange Jahre, die ihm zur Ewigkeit wurden. Dann aber übermannte ihn die Sehnsucht nach dem Gegenstande seiner Liebe, er schnallte den Tornister und eines schönen Morgens stand er unangemeldet vor seinem lieben Mareili, das ihn nun auch liebenswürdig empfing und unter dem Drange seiner Gefühle endlich „ja“ sagte auf Edmunds stürmische Werbung.

Einige Wochen später ging Mareili mit Edmund zur Kirche, um sich fürs ganze Leben mit ihm verbinden zu lassen. Und zu bereuen hatte es diesen Schritt niemals. Edmund, ihr nunmehriger Mann, erwies sich in der Folgezeit als tüchtiger Geschäftsmann, als zärtlicher Gatte, und als gar ein Mädchen und zwei Büble mit der Zeit als erwünschter Familienzuwachs sich einstellten, da war ihr Glück vollkommen. Das Andenken des „Papas“ aber wurde in der Familie heilig gehalten. Mit rührender Pietät hatte Mareili ein Porträt desselben in ziemlicher Vergrößerung reproduzieren lassen und dann dasselbe mit künstlichem Lorbeer geschmückt in der großen oder schönen Stube über dem Sofa placiert; denn das, sagte Mareili, sei nichts als billig, daß „Papa“ die schönste Stube seines Hauses bewohne und ihr, der er so viel gethan, stets vor Augen sei. Sein Geburtstag war immer ein Familienfest, an dem die Arbeit ruhte, an dem man in dankbarer Erinnerung schwelgte und warmen Herzens des Edelsinnes des Verblichenen gedachte.

Ein solcher Festtag, der dreizehnte, den Mareili und Edmund miteinander gefeiert hatten, ging zur Rüste, als ein alter Mann mit grauem Haar und Vollbart, sonst aber rüstig und vornehm gekleidet, durch die Kastanienallee, die, von Edmund angebaut, nach dem hübschen Landsitz führte, entlang schritt und direkt und ohne anzuklopfen in das Haus, das ihm sehr bekannt zu sein schien, hinein ging.

„Guten Abend,“ sagte er zu dem ihm begegnenden Mareili. „Ich bin auf einer Bergtour, habe mich leider verirrt, so daß ich heute den Weg nach meinem Hotel nicht mehr zurücknehmen kann. Dürfte ich die freundliche Wirtin um ein Nachtlager bitten?“

„Das steht Reichen und Armen bei uns immer zur Verfügung,“ entgegnete nach freundlichem Gruße Edmund, der eben aus seinem Arbeitszimmer kam, „und wenn der Herr mit unserem bescheidenen Nachtmahl vorlieb nehmen und den Abend uns der Ehre eines Besuchs in unserer Familienstube würdigen will, sind wir sehr dankbar,“ und damit öffnete er die bezeichnete Stube und lud den Herrn durch eine graziöse Handbewegung zum Eintreten ein.

Nach dem Essen, das sowohl des heute begangenen Festtages wegen, als auch dem Gast zu Ehren reichhaltiger als gewöhnlich bestellt war, begann die Unterhaltung, die bei dem reichen Wissen des weltbewanderten Fremden sehr lehrreich und interessant zu werden begann.

„Sie haben hier ein sehr trauliches Heim,“ sagte der Fremde im Verlaufe des Gesprächs, sich an Edmund wendend. „Sowohl die Wahl des Ortes, wie die ganze Anlage verraten Geschmack und poetischen Sinn.“

„Da muß ich Ihnen vollkommen beistimmen,“ entgegnete Edmund. „Aber was Sie hier Schönes und Trautes sehen und finden, kommt auf Rechnung des lieben und guten Mannes, den meine liebe Frau ihren „Papa“ nennt und dessen Geburtstag wir heute wie jedes Jahr festlich begangen haben.“ und nun erzählten sowohl Edmund als Mareili die Geschichte des „Papas“ und fanden des Lobes kein Ende.

„Also vor fünfzehn Jahren ist der gute Mann gestorben, d. h. ertrunken, wie Sie sagen,“ bemerkte der Fremde. „Das ist möglich, aber ebenso gut kann es sein, daß er noch lebt. Denn die Thatsache, daß man am Flußufer seine Kleider, ihn selbst aber nicht wieder fand, spricht nur für die Wahrscheinlichkeit, nicht aber für die Gewißheit seines Ablebens. Da giebt es der Möglichkeiten denn doch noch sehr viele, und eine derselben könnte sein, daß der „Papa“ noch lebte und eines Tages wieder zurückkehrte.“

„O,“ sagte Mareili, „wenn das wäre, auf meinen Knieen würde ich Gott danken, wenn ich ihn nur einmal, noch einmal sehen könnte. Gott weiß, was ich durch meines „Papas“ Tod gelitten habe. Daß er noch lebt, kann ich nun nicht glauben, sonst würde er etwas von sich hören lassen haben in den fünfzehn langen Jahren.“

„Es können ihn aber schwerwiegende Gründe zum Schweigen bestimmt haben, und daß er fürder schweigt und für euch tot bleibt, liegt auch in euerem Interesse. Denn bei seinem Wiederkommen müßten Sie ihm doch sein Vermögen zurückgeben.“

BLB Karlsruhe

„O, das würden wir gerne thun," sagte Edmund. „Ich habe in Geschäften so viel Glück gehabt, daß ich dem Begründer dieses Glückes, als welchen ich den „Papa" ansehen muß, von Herzen das Seinige mit Zinseszinsen wieder zurückgäbe."

„Und ich würde ihn pflegen sein ganzes Leben lang und Tag und Nacht auf sein Wohl bedacht sein," sagte Mareili, „er war zu lieb und zu gut, der selige Papa."

„Und sein Kind ist nicht minder lieb und zeigt sich des Opfers, das der „Papa" im Interesse seines Glückes brachte, würdig," sagte nun der Fremde, indem Thränen in seinen grauen Bart liefen, „Mareili, ich, ich bin dein „Papa", sei mir herzlich willkommen in der Heimat, mein liebes Kind, Kind meines dahingegangenen Mareilis, Tochter meiner Jugendliebe!" —

Der Fremde war dem Mareili von Anfang an sehr sympathisch gewesen, sein Benehmen, der Ton seiner Stimme, alles an ihm war Mareili lieb und heimelich vorgekommen. Jetzt aber nach dieser Eröffnung gab es keinen Zweifel mehr, der alte Mann, der vor ihm stand, war wirklich der „Papa". Mit ausgebreiteten Armen ging die junge Frau auf den alten Mann hin und herzte ihn so stürmisch und leidenschaftlich, daß jeder Zweifel an ihrer Kindesliebe, falls er noch einen gehabt hätte, hätte verschwinden müssen in dem Erguß ihrer Freudenthränen, die sie an seiner Brust weinte.

Auch Edmund, freudig überrascht, gab dem „Papa" die Hand und begrüßte ihn als solchen recht herzlich und sagte zu den Kindern: „Gebt dem „Papa" die Hand, Kinder. Das ist Mamas Papa," und diese, die von diesem „Papa" schon so viel Liebes und Gutes gehört hatten, ließen sich nicht zweimal heißen, sprangen vielmehr mit kindlicher Freude und Naivität an ihm auf, herzten und küßten ihn und sagten jubelnd: „O, wie schön, daß wir jetzt einen Großpapa haben!"

Die junge Frau aber sagte, als der erste Sturm ihrer Freude sich gelegt hatte: „Aber „Papa", wie kam es nur, daß wir dich für tot halten mußten und daß du so lange nichts von dir hören ließest?"

„Mareili," entgegnete er, „ich war unberufener Zeuge des Gesprächs, das ihr beide bei eurem Abschied im Pavillon hattet, Zeuge eurer Liebe und Zeuge des Opfers, das du mir zuliebe brachtest. Die Wahrnehmung, daß dein Herz einem andern gehörte, schmerzte mich tief, aber es rührte mich auch, daß du mir zuliebe diesem andern entsagen wolltest, und ich beschloß, deinem Glück die Wege zu ebnen. Dazu mußte ich sterben, mußte ich tot und für immer verloren für dich sein. Denn selbst im Falle, daß ich dich freigegeben, hätte dein zart veranlagtes Gewissen dir Vorwürfe gemacht und diese hätten ein reines, volles Glück selbst an Edmunds Seite nicht aufkommen lassen. Drum bin ich gestorben, und du bist, wie ich zur Freude meines Herzens sehe, recht glücklich geworden und mein Opfer war nicht umsonst. Heute bin ich ein alter Mann und der Unterschied zwischen mir und dir hat sich derart verbreitert, meine Leidenschaft ist durch die Last der Jahre derart verflogen, daß wir fürder ohne beiderseitige Gefahr bei einander leben können. Ich will nichts mehr, als in der Sonne deines Glückes mich wärmen, ich will nur noch dein „Papa" und deiner lieben Kinder Großpapa sein. Seid ihr's zufrieden?"

Die junge Frau herzte den alten Mann leidenschaftlich.

„O, „Papa", wir sind nicht nur zufrieden, sondern freuen uns himmlisch über deinen Entschluß, bei uns zu bleiben, und beugen die Knie vor der Größe deines Edelsinnes," sagte Mareili und ihr Mann stimmte ihr aus vollem Herzen bei, und der Großpapa lebte noch zwanzig Jahre in der Glückssonne seiner Kinder, Kindskinder und Urenkel.

Unter Kameraden.

Von A. vom Rhein.

Der Oberleutnant Fritz Pander war ein schmucker Offizier. Er war der erklärte Liebling aller Damen des Garnisonstädtchens, stets heiter und guter Dinge und überall ein gerngesehener Kamerad. Wo es ein Vergnügen gab, wo es sich um eine Festlichkeit handelte, stets war er dabei, — mindestens Komiteemitglied, wenn nicht gar die leitende Spitze selbst.

Um aber so recht den liebenswürdigen Schwerenöter und vollendeten Kavalier spielen zu können, fehlte ihm leider nur noch eine Kleinigkeit: Geld, da unser Freund in der Wahl seiner Eltern nicht recht vorsichtig gewesen war, denn anstatt sich einen Millionenpapa auszusuchen, hatte er sich mit einem, wenn auch tüchtigen, aber vermögenslosen Beamten

begnügt, dem es schwer genug geworden war, seinen Sohn Offizier werden zu lassen und ihn ferner als solchen zu unterhalten. Aber unser Fritz war drauf und dran, dem Fehler abzuhelfen: um seine meist schwachen Finanzverhältnisse aufzubessern, spielte er — und zwar mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre — jahraus jahrein in allen möglichen Lotterien. Sein Taschenbuch war stets — anstatt mit ansehnlichen Banknoten — mit Losen aller Art gefüllt, von der Königlich preußischen Staatslotterie bis zur kleinsten Geldlotterie herab. Seine Kameraden, die seine Passion kannten, nannten ihn deshalb neckend den „Lotteriefritz".

Fritz ließ sich aber nicht irre machen. „Foppt ihr nur," pflegte er zu erwidern, „solange ich nichts gewonnen habe, verlacht ihr mich; wenn aber Frau Fortuna mir nur einmal lächelnd ihr Antlitz zuwendet — und diese Möglichkeit werdet ihr wohl nicht bestreiten können — und ich mit einem hübschen Sümmchen herauskomme, dann lache ich und ihr macht dumme Gesichter."

Wenn Oberleutnant Pander so oder ähnlich antwortete, wurde die Neckerei gewöhnlich nur noch toller und Erwiderungen wie: „Die dummen Gesichter wirst du wohl nie zu sehen bekommen" oder „Du kannst noch General werden, ehe du das ‚hübsche Sümmchen' gewonnen hast" flogen ihm nur so zu. Zum Schlusse aber lachte der gemütliche Fritz immer selbst mit.

* * *

Sechs volle Jahre spielte unser Freund Fritz nun schon. Mancher schöne Thaler war während dieser Zeit in die Tasche des Lotteriekollekteurs gewandert, ohne daß Frau Fortuna ihn auch nur eines Blickes, geschweige denn eines Lächelns gewürdigt hätte. Im letzten Jahre hatte er sich wiederholt mit dem Gedanken getragen, das Spielen aufzugeben und sich für sein schönes Geld lieber gütlich zu thun, als fortgesetzt Nieten zu ziehen; kam indes die nächste Ziehung heran, so war Fritz Pander, trotz aller vorhergegangenen Klagen um sein verlorenes Geld sicher wieder unter den hoffnungsvollen Spielern zu finden.

Mit seinen Kameraden sprach er von seinem demnächstigen großen Gewinne längst nicht mehr. Deren Neckerei war immer ärger geworden, und es verstimmte ihn manchmal doch, wenn sich zu seinem Verlust auch noch beißender Spott gesellte. — —

Eines Tages wurde im Anzeiger des Städtchens ein großer Ball angekündigt.

Leutnant Pander hatte vor einigen Tagen nach alter Gewohnheit seine verschiedenen Lose zu den neuen Ziehungen in Empfang genommen und damit in seinen Geldbeutel eine empfindliche Lücke gerissen. Als er die Ballanzeige las, fuhr er deshalb förmlich zusammen. Das hatte er nicht erwartet! Sonst würde er diesmal gewiß auf die Fortsetzung des Spiels verzichtet haben! Eine nähere Untersuchung seines Portemonnaies ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß er den Ball nicht würde besuchen können, wenn es ihm nicht gelingen sollte, bei einem Kameraden oder sonstwo einen kleinen Pump anzulegen.

Und den Ball mußte er unter allen Umständen besuchen! Es wäre ihm, der noch keinen Ball der Honoratioren des Städtchens versäumt hatte, entsetzlich, ja geradezu eine Blamage für ihn gewesen, nicht erscheinen zu können. Dazu kam noch, daß die schöne Tochter des Kommerzienrats Röder, die den hübschen schmucken Leutnant vor allen andern Tänzern sichtlich bevorzugte und die auch sein leicht zugängliches Leutnantsherz mehr, als er es sich gestehen wollte, gefangen hielt, diese Bälle zu besuchen pflegte. Er mußte also hin — um jeden Preis!

Aber woher Geld nehmen? Bei den Kameraden war vermutlich auch nicht mehr viel Ueberfluß und angesichts eines bevorstehenden mit Kosten verbundenen Vergnügens pflegt die Neigung, Darlehen zu gewähren, selbst unter guten Freunden nicht sonderlich groß zu sein. Allein in diesem Falle schien die Sache doch eines Versuches wert. Rasch entschlossen setzte er seine Mütze auf, schnallte den Degen um und begab sich schnurstracks zum „Deutschen Kaiser", woselbst er mehrere Kameraden anzutreffen hoffte.

Das Glück wollte ihm wohl. Eine große Anzahl Offiziere, die ihn bei seinem Erscheinen aufs herzlichste begrüßten, saß dort in heiterster Laune beisammen.

Als — wie sich das ganz von selbst verstand — auch über den bevorstehenden Ball gesprochen wurde, hielt Leutnant Pander den Augenblick für gekommen, sein Anliegen bei den Kameraden vorzubringen. Er that es, indem er seine finanzielle Ebbe wahrheitsgemäß mit dem vor wenigen Tagen erfolgten Ankauf der Lose begründete.

Eine stürmische Lachsalve war die Antwort auf sein freimütiges Bekenntnis.

„Also immer noch der Alte?" rief Leutnant Siebel. „Das ‚hübsche Sümmchen' bleibt höllisch lange aus," neckte Oberleutnant K. „Sie sind doch unverbesserlich," tadelte ein wohlwollender Hauptmann; „Sie sollten lieber für Ihr schönes Geld Wein trinken, denn um in der Lotterie zu gewinnen, ist ein preußischer Leutnant nicht dumm genug."

„Damit ist mir jetzt nicht geholfen," erwiderte der Gefoppte. „Ich habe mir das schon alles selbst gesagt, aber was nutzt das?"

„Ich will Ihnen was sagen," rief plötzlich der Leutnant von Heim, der augenscheinlich dem feurigen Rüdesheimer schon recht wacker zugesprochen hatte, aus seiner Sofaecke mit dröhnender Stimme, „ich kaufe Ihnen einige von Ihren Losen ab und zahle Ihnen 25 Prozent Gewinn; aber nur unter der Bedingung, daß Sie hier feierlichst versprechen, das unsinnige Lotteriespiel fernerhin aufzugeben. Sie gewinnen auf diese Weise wenigstens einmal mit Ihren Losen. Die Herren Kameraden sind Zeugen unseres Uebereinkommens. Wollen Sie, so schlagen Sie ein!"

„Abgemacht," entgegnete Lotteriefritz nach kurzem Besinnen und schlug in die dargebotene Rechte kräftig ein. Dann schwur er lächelnd seine Leidenschaft ab.

BLB Karlsruhe

„Welche Lose wollen Sie?“ fragte er von Heim gleichzeitig.

„Das ist mir sehr gleichgültig,“ erwiderte dieser. „Greifen Sie blindlings das eine oder andere Los heraus, stellen dessen Wert fest und reichen es mir ohne Wehmut herüber. Die andern Lose senken Sie wieder in Ihre Tasche und lassen sie zur Strafe für ihre Wert- und Nutzlosigkeit vermodern. Gewinnen werden Sie ja doch nie etwas; der Herr Hauptmann hat ganz recht.“

In wenigen Minuten war das Geschäft erledigt. Leutnant Pander steckte vergnügt sein Geld, von Heim die Lose ein. Dann klangen die Gläser von neuem fröhlich zusammen und erst in später Stunde trennten sich die Offiziere in fidelster Stimmung mit einem „Auf Wiedersehen auf dem Balle!“

* * *

Leutnant Pander war einer der vergnügtesten und unermüdlichsten Tänzer auf dem Balle gewesen. Seine Erwartung war nicht getäuscht worden; des Kommerzienrats reizendes Töchterlein war ebenfalls dort erschienen und hatte sehr viel mit ihm getanzt. Die jungen Herzen waren sich wieder einen Schritt näher gerückt; aber die Einwilligung des reichen Vaters zum Bunde für das Leben war kaum zu erhoffen, solange er ein vermögensloser Oberleutnant war. Warten hieß daher die Parole, warten auf Avancement oder — — — — Aber von welcher Seite sollte ihm wohl eine reiche Erbschaft zufallen? Die Zukunft sah für die Liebenden nicht besonders verlockend aus, und das Wörtchen „warten“ schien eine gewaltige Spanne Zeit einschließen zu wollen.

„Abgemacht!“ entgegnete Lotteriefritz nach kurzem Besinnen.

* * *

Weitere sechs Wochen sind ins Land gezogen. Von dem prächtigen Ball, auf dem man sich so vortrefflich amüsiert hatte, wurde kaum noch gesprochen; er gehörte der Vergangenheit an. —

Oberleutnant Fritz Pander hat wieder einmal Ebbe in seiner Kasse, diesmal aber nicht durch Ankauf von Lotterielosen, sondern infolge des nahen Monatsschlusses, an dem es in so vielen Taschen öde und leer aussieht. Das rührt ihn indes wenig, denn ein Ball steht diesmal nicht in naher Aussicht. Gemütlich streckt er sich auf sein Sofa hin, liest die Zeitung und bläst seelenvergnügt Rauchwolken in die Luft.

Lächelnd blickte er gerade einem Rauchring nach, als etwas ungestüm jemand die Treppe herauf poltert und vor seiner Thür Halt macht. Auf sein „Herein“ stolpert atemlos der Lotteriekollekteur ins Zimmer und hält ihm triumphierend ein eben aus Braunschweig eingelaufenes Telegramm entgegen.

„150000 Mark, Herr Leutnant!“ ruft er. „Hier steht es schwarz auf weiß. Das nenne ich ein Glück!“

Der Leutnant hat sich erhoben, der Schweiß perlt ihm vor Aufregung auf der Stirn, denn er hat ja die Lose verkauft und bei seinem Pech jedenfalls auch das Glückslos. Er greift nach dem Telegramm: Ja, da steht es: Nummer 27525 hat 150000 Mark gewonnen!

Verwirrt und mit fiebernder Hast sucht er nach seiner Brieftasche, in der die Lose seit jenem Abend, an welchem er das Spielen aufzugeben versprach, vergraben liegen. Nach langem Suchen bringt er sie endlich aus einer Kommodeschublade zum Vorschein, zitternd zieht er die Lose hervor und überfliegt die Nummern.

Seine fieberhafte Röte weicht plötzlich einer fahlen Blässe — — die Brieftasche entfällt seinen Händen — — leise seufzend ringt es sich von seinen Lippen: „Es — — ist — — fort — —, von Heim ist der glückliche Gewinner.“

Dumpf vor sich hinbrütend setzte er sich ins Sofa nieder.

„Fort, Herr Leutnant?“ schnarrte der Lotteriekollekteur, „fort? Ist nicht möglich, Herr Leutnant! O der schöne Gewinn, das viele Geld! Reden Sie doch, Herr Leutnant, reden Sie doch! Ist das Los verloren oder haben Sie es verschenkt? Sagen Sie mir, wer's hat, damit ich dem Gewinner schnell die erfreuliche Nachricht bringen kann.“

Der also Bestürmte blickt auf.

„Wer — es — — hat?“ erwidert er gedehnt. „Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen; ich will aber versuchen, ausfindig zu machen, in wessen Hand sich die Glücksnummer jetzt befindet.“ Damit erhob er sich, setzte seine Mütze auf, schnallte den Degen um und schritt der Thüre zu, dem Kollekteur zurufend: „Kommen Sie, ich sage Ihnen heute noch Bescheid, Ihr Geschäft soll Ihnen nicht verdorben werden.“ — —

Leutnant Pander begab sich direkten Weges zu seinem Kameraden von Heim, dem Käufer seiner

beiden Lose. Kaum war letzterer des unerwarteten Besuches ansichtig geworden, als er ihm lachend entgegenrief: „Na, lieber Pander, Sie sehen ja aus, als ob Ihnen die Petersilie verhagelt wäre. Was ist denn passiert? Sind Ihre Lose etwa wieder nicht gezogen worden?"

„Im Gegenteil, Herr Kamerad, eines derselben ist mit 150000 Mark herausgekommen," entgegnete der Gefragte mit betrübter Miene, „und eben deshalb bin ich hier. Hoffentlich befindet sich das Los noch in Ihren Händen, und ich darf wenigstens der erste sein, der Ihnen gratuliert."

„Alle Wetter! Reden Sie wahr oder machen Sie Spaß?"

„Es ist, wie ich sagte," entgegnete Leutnant Pander.

„Na, dann freue ich mich ganz kolossal, daß ich die Dinger verwahrt habe." Damit schritt von Heim seinem Schreibtische zu und holte nach kurzem Suchen die beiden Lose aus einer kleinen Schublade hervor.

„Hier, mein lieber Pander," wandte er sich alsdann vergnügt lachend diesem wieder zu, „ist die Glücksnummer. Erheben Sie den Gewinn und versuchen Sie mit Hilfe desselben, das hübsche Kommerzienratstöchterchen einzufangen."

Er hielt Pander die Gewinnnummer hin, doch dieser stand unbeweglich da.

„Na," rief von Heim ungeduldig, „so nehmen Sie doch!"

„Wie soll ich das verstehen?" kam es endlich von Lotteriefritzens Lippen. „Nicht ich, sondern Sie sind ja der Gewinner. Sie kauften doch an jenem Abend die Lose und wurden damit rechtmäßiger Besitzer derselben. Ein Geschenk von 150000 Mark aber, Herr Kamerad, kann ich nie und nimmer annehmen."

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund," erwiderte von Heim mit ernster Miene, „Sie empfangen damit durchaus kein Geschenk, denn ich habe den übrigen damals anwesenden Kameraden mein Wort gegeben, daß jeder auf die gekauften Lose fallende Gewinn Ihnen unverkürzt gehören müsse. Aber selbst, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde ich den Gewinn niemals als mein Eigentum betrachten können. Oder halten Sie es für möglich, daß ein Offizier einem Kameraden aushilft, um sich zu bereichern, und sei es auch nur durch einen Zufall?"

Leutnant Pander wollte Einwendungen machen, aber von Heim ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Auf sein „Herein" stolpert atemlos der Lotteriekollekteur ins Zimmer.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, lieber Pander, und halten Sie keine Reden," unterbrach er ihn. „Sie wissen, ich bin in der Wahl meiner Eltern vorsichtiger gewesen als Sie und brauche auf den Mammon nicht zu sehen. Uebrigens ist es auch unter Kameraden ganz egal, wer das Geld gewinnt. Ganz ungestraft kommen Sie doch nicht davon. Durch ein großartiges Frühstück sollen Sie für die Spielsucht büßen, und wenn Sie ein übriges thun wollen, dann stiften Sie einen Fonds, dazu bestimmt, Kameraden bei besonderen Ge- und Verlegenheiten mit einigen Goldfüchsen unter die Arme zu greifen."

„Von Herzen gern, Herr Kamerad! Wenn es sich so verhält, wie Sie sagen, muß ich mich in das Unvermeidliche fügen und mich an den Gedanken zu gewöhnen suchen, daß ich nun das hübsche Sümmchen wirklich besitze. Was für Augen wird der Kommerzienrat zu der Nachricht machen!"

„Nur Mut, lieber Pander," ermunterte Leutnant von Heim, „dem ersten Gewinn wird der zweite sicherlich folgen. Ich stimme dafür, daß Sie gleich die Festung stürmen."

„Soll geschehen, lieber Freund," rief Pander vergnügt, „und hoffentlich ergiebt sie sich gleich."

Damit trennten sich die Offiziere.

* * *

Die Kunde von Lotteriefritzens Glück verbreitete sich in dem kleinen Städtchen wie ein Lauffeuer. Die Kameraden machten recht verdutzte Gesichter, als die Nachricht zu ihren Ohren drang und durch den glücklichen Gewinner bald bestätigt wurde.

Diesmal spotteten sie nicht.

Mit einem hochfeinen Frühstück wurde der Sieg der Ausdauer gefeiert.

Der beste Treffer aber, den Leutnant Pander mit der Nummer 27525 gemacht hatte, waren nicht die 150000 Mark, sondern — — die Hand des reizenden Töchterchens des steinreichen Kommerzienrats Röder, um welche er bei seiner veränderten Vermögenslage jetzt nicht vergeblich anhielt. Die Festung hatte dem Sturme nicht widerstehen können.

Spruch.

Allen Leuten recht gethan —
Ist eine Kunst, die niemand kann.

Künstlers Erdenwallen.

Es mögen jetzt drei Jahre verflossen sein, seit ich den Rittergutsbesitzer Herrn von Z. bei einer Fahrt durch das Salzkammergut in der Eisenbahn kennen lernte. Das Gespräch lenkte sich zufällig auf Musik und Bühne, Kunst und Künstler. Auf meine Bemerkung, daß unter letzteren auch manches verkommene Genie ein wenig beneidenswertes Dasein friste, warf mein Reisegefährte, sich eine frische Cigarre anzündend, ein: „Wollen Sie mir gestatten, eine kurze selbsterlebte Geschichte einzuschalten?", was dem liebenswürdigen Erzähler meinerseits gern zugestanden wurde. Ich lasse ihn nun selbst sprechen.

Gegen Ende der fünfziger Jahre diente ich noch in einem der thüringischen Kontingente; Militärkonventionen mit Preußen waren damals bekanntlich noch nicht abgeschlossen. Mein Bataillon hatte sein Standquartier in einer kleinen Stadt — nennen wir sie X. Ich war damals wohlbestallter Hauptmann. Eines Tages kam mir ein Brief mit großem Siegel folgenden Inhalts zu:

Geehrter Freiherr!

Seine Hoheit, mein gnädigster Herr, wünschen, daß der Theatersänger Kleefeld, für welchen sich Seine Hoheit persönlich interessieren, in Ihrer Kompagnie seine Dienstzeit ableiste. Der Betreffende wird sich am 1. k. Mts. vorstellen, und höchsten Orts wird erwartet, daß ihm eine durch Milde gemäßigte Strenge in seiner militärischen Laufbahn zuteil werde.

Mit ausgezeichneter Hochachtung!

von W.

Oberst und Flügeladjutant Seiner Hoheit.

Sie können überzeugt sein, daß mich das schmeichelhafte Vertrauen, welches aus diesem Erlasse des Kabinetts sprach, nur wenig erfreute. Mir fiel der alte Miller in Kabale und Liebe ein, wenn er sagt: „Das hat seine Richtigkeit, wem der Teufel ein Ei in die Wirtschaft gelegt hat, dem wird eine hübsche Tochter geboren, — — und ähnlich ist es bei den Kompagniechefs, wenn man ein solches Protektionskind zugeschoben bekommt. Dazu Milde gepaart mit Strenge! Man kennt diese elastischen Begriffe, welche ein Gewitter von Ungnade auf das unschuldigste Haupt leiten können, — man mag es machen, wie man will. Der Erste des Monats kam, und es präsentierte sich der mir von der vorigen Wintersaison her noch oberflächlich erinnerliche Bariton, ein junger Mann mit guten Manieren, von hübscher Figur, mit einer aristokratischen Adlernase.

„Mein Name ist Johann Kleefeld. Ich bin beauftragt, in Ihrer Kompagnie meine militärische Dienstpflicht abzuleisten."

Wie oben erwähnt, war mir die Persönlichkeit nicht ganz fremd. Sofort trat mir auch der Jäger in Kreuzers „Nachtlager" vor die Augen, welcher seinen „Schütz in des Regenten Sold" als Glanzrolle uns weidlich vorgeführt hatte, und jedesmal beim Schluß der Arie sein: „Denk auch manchmal an den Jägersmann!" so tremoliert hatte, daß die Coulissen in unheimliche Schwingungen gerieten.

Gut, wir werden sehen! Der Musensohn wurde tagsdarauf zur Fahne beeidigt und eingekleidet.

Reichlich, mit neuer, feiner Wäsche ausgestattet, auch ergiebig, wie es schien, mit kleiner Münze versehen, hatte er sich vom Mutterherzen losgerissen, und mein soldatenväterliches Auge weilte bei der ersten Monturvisitation mit Wohlgefallen auf den schönen Hemden, Taschentüchern und eleganten Stiefeletten des angehenden jungen Kriegers.

Aber ach, wie schnell ändert sich manches im Leben! Es bedurfte nur weniger Wochen, und der Schütz in des Regenten Sold besaß faktisch nichts mehr, als Büchse, Schwert (und Roß), wie er so oft gesungen, und diese gehörten der Rüstkammer des fürstlichen Bataillons.

Nach weiteren acht Tagen konnte er schon mit dem Weltweisen sagen: „Omnia mea mecum porto." Der einstige Bariton wollte nicht begreifen, daß Wäsche und Kleidung des Soldaten zum Anziehen und nicht zum Versetzen bestimmt seien und den unveräußerlichen Charakter des Fideikommisses an sich tragen. Die eleganten Stiefeletten hatten ebenfalls „hebräisch gelernt," und als er zur Kontrolle die am Fuße befindlichen Stiefelsohlen zeigen mußte, wurde es klar, daß eine durchgetretene Stelle mit einem „Herz-Aß" höchst genial zugesteckt war.

Derartige Vorgänge wiederholten sich nunmehr mit kleinen Abwechslungen jeden Samstag, und Arrest über den Sonntag war die unausbleibliche Folge.

Der Sommer war vorüber. Der Wind pfiff über die Stoppeln, die Schwalben rüsteten sich zur Abreise, dafür zogen Mitte September, wie gewöhnlich, die Schauspieler in unserer stillen Garnisonstadt ein. Der Direktor der zusammengewürfelten Truppe erließ im Lokalblatte die übliche Einladung an den „hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum" zur Unterstützung seines Unternehmens, für das er keine Kosten gescheut habe.

An einem Sonntagnachmittag saß ich allein im Zimmer des Gasthofs, wo ich eingemietet hatte. Ein leises Klopfen an der Thüre läßt sich vernehmen.

Auf mein lautes „Herein!" schwebt ein schlankes Frauenbild mir entgegen, sich tief verneigend, den unglaublich geformten Hut von einem dichten, grünen Schleier überwallt, und ein entsetzlicher Moschusgeruch durchdringt die Lüfte.

„Sie wünschen?"

„Ich habe die Ehre, mich vorzustellen, Herr Baron. Mein Name ist Adelaide von Rassow, Mitglied der hiesigen Bühne, in der Oper wie im Schauspiel beschäftigt."

Dabei schlug sie mit koketter Armbewegung den verhüllenden Flor zurück und ein lederfarbiges Angesicht, auf welchem mehrere dahingeschwundene Jahrzehnte ihre Schrift eingewühlt hatten, kam zum Vorschein. Mit künstlerischem Auf- und Niederschlag des Auges suchte sie das süße Lispeln ihrer verwelkten Lippen zu unterstützen.

BLB Karlsruhe

Ich schob ihr einen Stuhl hin mit der wiederholten Frage: „Sie wünschen?“

„Verehrter Herr Baron! Wir feiern heute einen schönen Familientag — das Wiegenfest meiner geliebten Mama. Ach wir wären so unaussprechlich glücklich, aber — ein dunkles feindliches Geschick waltet über uns und läßt uns des hehren Tages nicht froh werden. Denn ach, — — er, der die Seele des Ganzen wäre, fehlt, — er darf nicht unser Glück teilen, — ach — ich muß es aussprechen, — Janko schmachtet im Kerker!“ Dabei fuhr sie mit dem Moschustuche über die Augen.

„Mein Fräulein, ich begreife nicht — — —“

„O Herr Baron, seien Sie ein milder Richter, geben Sie uns Janko frei, meinen lieben Cousin —“

„Mein Fräulein, ich verstehe noch immer nicht —“

„Herr Baron, Janko steht unter Ihren Truppen, — ein Wort von Ihnen, und es öffnen sich des dumpfen Kerkers Pforten.“

„Mein Fräulein, Sie irren, mir ist der Name Ihres Cousins fremd, ich habe keinen Janko in meiner Kompagnie!“

„Doch, mein Herr, — Verzeihung! — ich vergaß, ich bedachte nicht, daß unsere Sprache, ich meine jene der Bretter, welche die Welt bedeuten, eine andere ist, als die der Alltäglichkeit, — wir nennen ihn nur Janko, draußen im Leben heißt er allerdings — Johann Kleefeld.“

„Nun, mein Fräulein, wird mir alles klar! Sie bitten um Gnade für einen Zimmerarrestanten, welcher wegen schlechten Haushalts den heutigen Sonntag zu Hause zuzubringen verurteilt ist. Es ist sonst nicht meine Sache, gegebene und vorher wohl erwogene Befehle zurückzunehmen. Wenn ich heute zum ersten- und einzigenmal eine Ausnahme mache, so ist es nur, weil ich nicht will, daß eine Dame den ihr jedenfalls schwer fallenden Bittgang zu einem unverheirateten Manne vergeblich gemacht hat. Kleefeld wird Ihrem Feste beiwohnen, ich werde den Befehl zu seiner Freilassung sofort in die Kaserne schicken.“

Und damit erhob ich mich, den Besuch zu beendigen. Einem mir zugedachten Händedruck der Dankbarkeit mit verstärktem Moschusgeruch wußte ich durch einen Schritt nach rückwärts zu entgehen, — mich traf nur ein lohnender Blick gen Himmel, ein tiefer Knix, — und sie war verschwunden wie die Fee Amorosa im Lumpazi Vagabundus!

Andern Morgens erhielt Kleefeld seinen „mit Milde und Strenge gepaarten“ Verweis, und zugleich geschärft durch das Verbot, bei Vermeidung von Dunkelarrest, nochmals den diesmal betretenen Weg zur Sprengung der Kerkerpforte einzuschlagen.

Erlauben Sie, daß ich mich kurz fasse.

Am nächsten Samstage abermaliges Fehlen aller Wäsche, dazu Schulden beim Kantinenwirt, „Pump“ bei der Wäscherin, auf den Stiefeln nur die Reste einstiger Sohlen — diesmal strenger Arrest über Sonntag und die darauffolgende Woche, geschärft an den Zwischentagen durch Kostbeschränkung auf Wasser und Brot.

Am Sonntag nachmittag abermaliges Klopfen an meiner Zimmerthüre.

„Herein!“

Ein bekannter grüner Schleier, ein bekannter Moschusgeruch — — ich springe zur Thüre.

„Mein Fräulein, ich verbitte mir Ihre Besuche!“ und draußen stand sie wie weiland Heinrich IV. vor der Burgpforte von Canossa.

* * *

Die ersten Lenztage hatten ihren Einzug gehalten. Von den Dächern tropften wohl mitunter noch die letzten Reste eines verspäteten Aprilschnees. Das Theaterhalbjahr hatte sich raschen Schrittes zu Ende geneigt, die unwiderruflich letzte Vorstellung war in gewohnter Weise noch ein halbes Dutzend mal verlängert worden, das Benefiz für erste und zweite Fächer, Kapellmeister und Regisseur hatte sich bei schlechtem Besuch dahingeschleppt, — der „hohe Adel und das verehrungswürdige Publikum“ war noch von dem das Theaterjournal kolportierenden Souffleur, wie herkömmlich, abgebettelt, der Kunsttempel wurde geschlossen.

„Mein Fräulein, ich verbitte mir Ihre Besuche.“

Mit ihrer geringen Habe hatten sich die Bühnenmitglieder nach allen Richtungen der Windrose zerstreut, nach Riga und Rostock, nach Zürich und Zwickau.

Da fehlte nachmittags Kleefeld beim Appell, ebenso am zweiten und am dritten Tage.

Janko war desertiert. Einige Versatzzettel und Mahnbriefe bildeten seinen ganzen Rücklaß. In seinem leeren Tornister fand sich nur ein Zettel, worauf er geschrieben: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“

BLB Karlsruhe

Das Modell.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

Die ganze Nacht hatte es arg geregnet. Als dann die Morgensonne sich durch die schweren Wolkengeschiebe siegreich Bahn brach, glitzerten und funkelten die Bergesspitzen in blendendem Neuschnee, den das Hochgewitter gebracht hatte. Unten aber, im Thale, stiegen aus den feuchten Wiesengründen milchige Nebel auf, um schließlich unter den glühenden Sonnenstrahlen spurlos zu verschwinden. Der würzige Tannenduft im Walde mischte sich mit dem Geruch der nassen Erde und erfüllte die frische, feuchte Luft des Sommermorgens.

Lässigen Schrittes, den mit einem Gamsbart geschmückten, leichten Filzhut in der Hand, den Lodenrock über den Schultern, schlenderte der Maler Wahlheim, der sich studienhalber für einige Wochen in dem kleinen Tiroler Bergdorf einquartiert hatte, den durch den Hochwald führenden Fußsteig entlang. In tiefen Atemzügen sog er die Luft ein und lachte laut, wenn ihm von den Baumzweigen die dichten Tropfen gleich einem Sprühregen in das Gesicht spritzten.

Entzückt lauschte er dem Morgenlied der Vögel und schaute mit scharfem Blick nach den herrlichen Lichtwirkungen, wie die goldigen Sonnenstrahlen hier und dort durch die dunklen Waldesschatten fielen.

Hier, in der stillen, herrlichen Bergwelt fühlte er sich wohl und heimisch. Er haßte das Menschengetriebe der Großstadt, in deren Mitte er sich einsam und verlassen fühlte, zumal er wohl wußte, wie häßlich er war. Klein und verwachsen seit seiner Kindheit, infolge eines schweren Unfalles, auf einem Beine hinkend — so hatte er im Kreise der Spielgenossen immer hinter seinen wohlgebauten Geschwistern zurückstehen müssen. Selbst zu Hause, wo man zwar zuweilen Mitleid mit ihm gehabt hatte, wurde er auch oft genug geringer als die andern geschätzt, und das war ihm nicht entgangen. Die Mutter, die mit doppelter Liebe an dem unglücklichen Kinde hing, hatte er früh verloren. Der Vater hatte wenig Zeit, sich um ihn zu kümmern, und die Geschwister, sowie alle, die im Hause verkehrten, machten kein Hehl daraus, daß sie sich etwas Besseres dünkten. So wurde er immer verbitterter in seinem Herzen, bis ihm die Kunst zur Retterin geworden war. Denn von dem Tage an, da seine Liebe zu ihr erwachte, war er gefeit gegen die verheerende Wirkung der steten Kränkungen und Hintansetzung, die er zu erdulden hatte. Und als sein von einem eisernen Fleiß unterstütztes Talent sich entfaltete, als die ersten künstlerischen Erfolge sich einstellten, da heilte die Wunde, welche die Mißachtung ob seiner häßlichen Gestalt seinem Herzen geschlagen hatte.

Doch war auch der Haß allmählich aus seinem Gemüte gewichen, so hatte er unter dem Mangel an Liebe und Güte doch zu sehr gelitten, um an dem geselligen Treiben und Drängen der Menschen Gefallen finden zu können. So ging er lieber einsam seiner Wege voll Mitgefühl für Schmerz und Kummer.

Doch wenn die Lenzesstürme durch die Lande brausten, wenn sie den Schnee in donnernden Lawinen von den Bergen fegten, wenn auf den Wiesen und am Saum der Wälder unter frisch sprossendem Grün die vielfarbigen Frühlingsblumen ihre zarten Häupter hoben, dann litt es ihn nicht länger in den Mauern. Bis sich dann wieder Wald und Fluren in ihre winterliche weiße Decke hüllten, streifte er, froh die Natur genießend und emsig arbeitend von Dorf zu Dorf, von Thal zu Berge.

Jetzt war er an die Waldlichtung gekommen, da, wo der schmale Steig in die nach dem Dorfe führende Chaussee mündete. Eben wollte er sich heimwärts wenden, dem Gasthause zu, in dem er wohnte, dem einzigen im ganzen Dörflein. Plötzlich blieb er stehen.

Jenseits der Straße, auf einem gefällten Baume, sah er ein etwa achtjähriges Mädchen sitzen. Sie hielt einen Strauß purpurglühender Alpenrosen in der wettergebräunten Hand und schaute die Straße entlang, als ob sie jemanden erwarte.

Ein zerfetztes, schlissiges, blaues Röckchen und das kurzärmelige Hemd von unbestimmter Farbe war die ganze Bekleidung des schönen Kindes; sie hing in losen Falten um seine schlanken Glieder. Goldig schimmerte im Licht der durchbrechenden Sonne das krause Blondhaar.

„Potztausend, — was für ein prächtiges Bild!“ dachte der Maler. „Das will ich mir nicht entgehen lassen.“ Und er rief das Kind an.

„Heda, Deandl, — was machst da? Willst deine Bleamln verkaufen?“

Sofort sprang das Mädel auf und hielt ihm den Strauß entgegen.

„Da, bitt schön, kauf mir's ab!“

„Wie heißt denn?“ fragte Wahlheim, während er den Strauß in seinem Hutband befestigte.

„Gretel, — Gretel Pfirtschenthaler.“

Pfirtschenthaler — hatte er den Namen nicht schon gehört? Ja, jetzt erinnerte er sich. Gestern beim Abendessen in der Gaststube, da hatte er in einem flüsternd geführten Gespräche seines Wirtes mit dem Dorfschmied diesen Namen wiederholt gehört.

Wahlheim langte nach seinem Portemonnaie.

„Da, Gretel, das ist für die Bleamln," sagte er, indem er ihr ein paar Nickelmünzen reichte. „Wennst aber mehr kriegen willst, so kommst morgen früh zu mir. Ich wohn' im Gasthaus. Verstehst? Dort fragst nach dem Maler Wahlheim. Sie weisen dich schon zu mir. Ich will dich malen. Und wennst schön still haltst, so geb' ich dir das." Dabei zeigte er ihr ein spiegelblankes, funkelndes Fünfkronenstück.

Gretel riß die Augen auf. Sie hatte solche Münze in ihrem Leben noch nicht gesehen. Und malen wollte der Herr sie. Das verstand sie schon gar nicht. Würde er sie als Engel an die Decke der Dorfkirche malen? Aber für einen Engel war sie ja schon viel zu groß. Auch hatte sie ja keine Flügel. Wo würde er denn die hernehmen, um sie als Engel malen zu können? Das hätte sie freilich gern gewußt; da sie sich aber nicht zu fragen getraute, so schaute sie ihn bloß groß an, unverwandt, voller Neugierde.

Wahlheim lachte.

„Also vergiß nicht! Morgen früh, — dann kriegst das!" Und bevor er die Silbermünze in seine Hosentasche gleiten ließ, drehte er sie mit Daumen und Zeigefinger am Rande haltend, vor Gretels Augen im Kreise. Dann nickte er ihr einen Gruß zu und ging weiter.

Gretel schaute ihm mit ihren großen, schwarzen Augen staunend nach. Als er aber an der Biegung der Chaussee ihren Blicken entschwand, sprang und lief sie quer über einen Wiesenhang nach Hause. Mit den kleinen, lehmigen, nackten Füßen über das nasse Gras hinstürmend, hatte sie bald das am Ende der holprigen Dorfgasse, schon außerhalb des Ortes gelegene, armselige Häuschen erreicht, über dessen zwei kleinen, mit Fetzen geflickten Fenstern das schadhafte Schindeldach, gleich einer verwitterten Mütze niederhing. Eine schief in den Angeln hängende Thür, von rostbrauner Farbe wie das ganze Fachwerk, war der Eingang. Gretel gab der wackligen Thür einen Stoß, daß sie aufsprang, und stürmte in die Hütte.

Im Vorraum stand der Herd, neben demselben eine breite Holzbank. Nebenan war das Wohnzimmer, von den zwei Fenstern erhellt, vor denen eine Bank und ein Tisch standen. Im Hintergrund waren die Lagerstätten, niedrige Holzgestelle, auf denen zwei mit elenden Tüchern bedeckte Strohsäcke lagen.

Gretel blickte im Raume umher. Die Mutter, die sie suchte, war nicht da. Aber im Stalle, der dicht neben der Küche, unter dem gleichen Dache lag, fand sie die Mutter.

Sie hockte auf einem Schemel bei der Ziege und melkte sie. Kaum war sie zu bemerken in dem dürftigen Dämmerlicht, das durch eine kleine, spinnwebenvergitterte Lücke oberhalb der bröckeligen Holzwand einfiel.

„Muatta, — da hast!" sagte Gretel, ihr die Hand hinreichend, in der die kleinen Münzen lagen.

„Muatta, — da hast!" sagte Gretel.

Die Mutter wendete den Kopf herum. Trotz des Halbdunkels im engen, dumpfigen Stalle sah sie das Geld. Mit scharfem Blick heftete sie ihre eingesunkenen Augen auf Gretel.

„Gebettelt —?" fragte sie herbe.

„Naa — nicht gebettelt. Bleamln hab' i 'brockt, und die hat mir a Herr ab'kauft."

Die Frau zog stumm ihren kleinen Holzkübel unter der geduldigen Ziege hervor und trat aus dem Stall. Sie mußte die Augen schließen, so blendend grell traf sie das plötzliche helle Tageslicht nach dem Aufenthalt im dunklen Stallraume. Dann blinzelte sie nach den Geldstückchen hinüber in Gretels Hand.

Dreißig Heller! dachte sie bei sich.

Ihr vergrämtes, bleiches Gesicht, dessen früh gealterte, abgehärmte Züge die einstige Schönheit deutlich erkennen ließen, verzog sich, als ob sie etwas heftig schmerze. Thränen traten ihr in die Augen und rannen langsam die hageren Wangen herab.

Sie nahm sich nicht die Mühe, die Thränen zu trocknen. Sie trug den Milcheimer in die Küche, um ihn zu überleeren; dabei kam es ihr gar nicht aus dem Sinn: Dreißig Heller — und in wenigen Stunden mußte sie fünfzig Kronen bereit haben, oder sie lag mit ihrer Gretel als Bettlerin auf der Straße. . . . .

Fünfzig Kronen, die sie dem Fuchswirt schuldete.

Woher das Geld nehmen? Wer würde es ihr geben, ihr, der armen Witwe? Wer würde ihr helfen, sich ihrer erbarmen? Niemand!

Die Frau sank auf die Bank am Herde nieder, schlug die Hände vor das Angesicht und sann und grübelte in verzweifelter Not. Aber kein Lichtstrahl zeigte sich ihr.

Ja, wenn sie das Verlangen ihres Gläubigers

erfüllte, wenn sie ihm die Gretel gab, die er sich als Magd erziehen wollte, dann würde er mit der Eintreibung der Schuld warten, vielleicht sie ihr auch gar schenken!

Aber nie und nimmer wird sie einwilligen, daß er das Mädel in seine Hände bekommt. Ihm die Gretel geben! Dem bösen Feind ihrer Jugend, dem Räuber ihrer Unschuld, der ihr, als sie noch ein kleines, halbwüchsiges Mädel war, schon nachgestellt auf Schritt und Tritt!

Jetzt freilich, jetzt schaute er sie nicht mehr an. Kein Mitleid, kein Erbarmen hatte er für sie. Aber jetzt wollte er ihr Kind haben, nach der Gretel gelüstete es ihn jetzt, die wohl ebenso hübsch zu werden versprach, wie es die Mutter gewesen war.

Die Gretel sollte sie ihm überantworten — ihre Freude, ihren Trost, ihre einzige Hoffnung, damit ihr die Hütte und das Stückchen Land, das sie beide kümmerlich ernährte, nicht genommen würden.

Nein — niemals! Lieber mit dem Kinde an der Hand von Dorf zu Dorf betteln gehen.

Da packte sie aufs neue die furchtbarste Angst: — man wird ja das Kind ihr gar nicht lassen! Sie selber kommt auf das Gemeindehaus und die Gretel wird man ihr nehmen, und wie will sie es dann verhindern, daß sie dem Wirt übergeben wird, wenn er sich anbietet, sie aufzuziehen?

„O Gott, o Gott! Hilf mir aus meiner Not!" kam es verzweifelt über ihre ausgetrockneten Lippen. Und wieder füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Plötzlich aber raffte sie sich auf.

Ein letzter Versuch mußte gemacht werden.

Sie wollte hingehen zu dem Manne, dem sie das Geld schuldete, sich ihm zu Füßen werfen und ihn bitten, daß sie das Darlehen im Tagelohn abarbeiten dürfe.

Freilich ging es ihr nun wieder durch den Kopf, wie sie denn sich und ihr Kind ernähren sollte, wenn sie den ganzen Tag für den Wirt arbeiten müßte. Aber vielleicht begnügte er sich auch nur mit ein paar Tagen in der Woche, und die freien Tage blieben dann ihr selber.

Sie erhob sich mühsam. Unter der engen, geflickten Kattunjacke arbeitete die Brust heftig. Auf ihren gelben, mageren Wangen brannten rote Fieberflecken.

Gretel, die ihr in die Küche nachgeschlichen war, stand neben ihr.

„Du, Muatta," sagte sie jetzt, „er will mich malen."

Die Frau hörte nicht auf sie. Sie strich sich den tiefschwarzen Scheitel glatt, warf ein Tuch über Kopf und Schultern und wollte gehen. An der Thür wandte sie sich zurück.

„Hast Hunger, Gretel?" Und ohne deren Antwort abzuwarten, langte sie ein Stück Brot aus der Tischlade und gab es dem Kinde. „Da hast — und dort steht die Milch."

Dann ging sie.

Mit großen Schritten eilte sie dahin, daß ihr die dünnen, verwaschenen Röcke um die Beine schlugen. Plötzlich aber, als sie bei einer Wendung der Chaussee das Wirtshaus mit dem von dichtbelaubten Kastanienbäumen beschatteten Garten vor sich liegen sah, blieb sie zögernd stehen. Ihr war, als könnte sie nicht weiter, als wüchse eine Mauer vor ihr empor, über die sie nicht hinüber konnte. Sie gedachte der Bittgänge, die sie bereits gemacht, zum Pfarrer, zum Gemeindevorsteher, zum Müller, zum Krämer — alle vergebens. Die einen wollten, die andern konnten ihr nicht helfen. Es wurde ihr wirr im Kopfe. Was sollte sie denn ihrem Gläubiger sagen, damit er sich ihrer erbarmte? Er würde ihr die Gretel abfordern, und wenn sie darauf nicht einging, keine Schonung mit ihr haben.

Aber es mußte sein. — Mit dem Mute der Verzweiflung raffte sie sich auf; ohne Zaudern ging sie aufs neue vorwärts, dem Hause zu.

Der Wirt stand unter der Thür. Ein Blick in das verstörte Angesicht der Herannahenden verriet ihm sofort den Zweck ihres Kommens. Aber er hütete sich wohl, es ihr zu sagen.

Mit spöttischer Höflichkeit rückte er an seiner schildlosen Hauskappe und sprach: „Ei, was wär' denn dös? So fruah kommst schon mit 'n Geld? Es hätt' ja bis nachmittag Zeit g'habt, und du kommst schon in aller Fruah."

Die Frau blickte ihn voll Schrecken an. Sie verstand den Hohn, der ihr die Zunge lähmte.

Da fuhr der Wirt fort: „Naa, wie is's? Wo hast denn 's Geld? Wir können's glei' hier abmachen."

Dabei schritt er dem nächststehenden Gasttisch zu, ließ sich behäbig auf der Bank nieder und faltete, mit spöttischer Neugier zur Frau hinüberblinzelnd, die feisten Hände über dem wohlgenährten Leib.

Ihre Knie wankten, als sie ihm folgte. Demütig stand sie vor ihm und schaute ihn so flehend an.

Und endlich brach es los. Ohne Pause, ohne Stockung, mit einander überstürzenden Worten brachte sie ihre Bitte vor. Alle Leidensgänge, die sie schon gemacht, um das Geld zu erhalten, erzählte sie. Alle Antworten, mit denen man sie abgewiesen, gab sie wieder. Und den thränenschweren Blick beschwörend auf den Mann gerichtet, der breitspurig, ohne eine Miene zu verziehen, vor ihr saß, flehte sie ihn an um sein Erbarmen.

„I hätt' mir's denken sollen, was dahinter steckt, daß d' so fruah daher kommst," hub der Wirt, als sie verstummte, an. „Aber den Weg hätt'st dir ersparen können. 's is völlig zum Lachen, was d' von mir begehrst. Zuwarten soll i, bis du zahlen kannst. Ja wie lang denn epper? Glaubst, das Geld, das d' mir schuldig bist, kannst von deiner Goaß außermelken oder es wird dir auf dein' Krautacker wachsen? Oder abarbeten im Taglohn! So a dumm's G'red! Dös kennt ma schon. Jeden Tag gebet's an andere Ausred', warumst dahoam bleiben müßt. Naa, sell giebt's nit bei mir. Für so an Handel bin i nit dumm g'nua. Damit's d' aber nit sagen kannst, daß d' koan Möglichkeit

g'habt hast, dir dein Grundstückl zu erhalten, so sag' i dir no' amal: gieb mir dei Gretel. Es is a brav's, nett's Madel, das i brauchen könnt' als Dirn, wann i s' auf'zog'n hab'. Wannst einwilligst, so kriegst dein Schuldschein z'ruck, glei, auf der Stell'."

Der Wirt verstummte verwirrt.

Die Frau war dicht vor ihn hingetreten. Verzweifelt schaute sie ihn mit ihren schwarzen Augen an, ballte die hageren, braunen Hände zu Fäusten und erhob sie drohend gegen ihn. Ihr Anblick erschreckte ihn, so daß eine leichte Blässe seine schwammigen, weingeröteten Wangen überzog.

An allen Gliedern bebend, stand sie vor ihm, und jetzt hörte er sie sagen: „Mein Gretel willst, — aber ehnder geh' i ins Wasser mit ihr, als daß du sie kriegst, du Schuft!"

Im nächsten Augenblick war er allein.

Die Frau aber lief, so schnell, als ihre zitternden Füße sie auf der lehmigen, durchweichten Dorfstraße zu tragen vermochten, heimwärts.

Das Tuch war ihr vom Kopfe gesunken und umflatterte ihren fleischlosen Leib. Mit irrem Blicke starrte sie vor sich hin. Trostlose Qual erfüllte ihr Herz. Mit leeren Händen kam sie ja heim. Der letzte, verzweifelte Versuch einer Rettung war mißglückt. Aber weiter und weiter lief sie, als ob Verfolger ihr auf der Ferse wären.

Als die Frau wieder in ihre Hütte trat, verließen sie die Kräfte. Sie bemerkte wohl, daß die Gretel nicht da war, und suchte sie, laut ihren Namen rufend, im Stall und auf der Wiese hinter dem Häuschen. Doch als sie keine Antwort erhielt, fiel ihr ein, daß das Kind sicherlich wieder an den Berghängen herumstreife und Alpenblumen pflücke, um sie den durchziehenden Touristen zu verkaufen. Einen Blick noch richtete sie über die zwischen Zirbelbäumen und Fichtenknieholz jenseits des vom Berge herunterbrausenden Wildbaches ansteigende, grüne Grashalde, wo das Mädel sicherlich herumkletterte, dann kehrte sie in die Stube zurück und warf sich auf ihren Strohsack. Sie war müde, aber schlafen konnte sie nicht, sie sann und sann.

Sie hoffte, ja, sie dachte nichts mehr, mochte kommen, was da kommen mußte. Sie konnte es nicht aufhalten, sie war zu Ende mit ihrer Widerstandskraft. —

Die Gretel aber war nicht auf die Höhe geklettert, um Blumen zu pflücken. Nachdem sie das Brot, das ihr die Mutter gegeben, gegessen und von der Milch getrunken hatte, war sie hinausgelaufen, um die Rückkehr der Mutter abzuwarten.

Als sie aber draußen herumblickte, sah sie die Mutter in der Ferne auf der Straße stehen und dann ihren Weg zum Dorf fortsetzen. Und da fing sie zu laufen an, um die Mutter einzuholen. Es gelang ihr aber nicht, sie zu erreichen. Erst als die Mutter in den Gasthausgarten trat, kam sie ihr näher. Doch als sie sie anrufen wollte, sah sie den Wirt im Gespräche mit der Mutter und getraute sich nicht, heranzutreten. Hinter einem der Tische, unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum, blieb sie stehen, um zu warten, und so hörte sie, von beiden unbemerkt, was sie sprachen.

Sie verstand freilich nicht alles, was da gesprochen wurde. Doch aber gerade genug, um zu wissen, daß es sich um Geld handelte, um fünfzig Kronen, die die Mutter dem Manne zahlen sollte, und daß er ihr, weil sie nicht zahlen konnte, das Häuschen wegnehmen würde.

Atemlos, den Blick nicht von den beiden wendend, lauschte Gretel. Und jetzt sah sie, wie die Mutter an den Wirt herantrat, die Arme drohend gegen ihn erhob, mit lauter, zitternder Stimme ihm etwas zuschrie und dann weglief.

Jetzt wollte auch Gretel ihr folgen. Aber sie getraute sich nicht. Sie fürchtete sich vor dem Wirte, der sie sehen und haschen würde. So blieb sie, vom

Unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum blieb sie stehen, um zu warten

Tisch und vom Baume gedeckt, regungslos hocken. Und dabei hörte sie immer in den Ohren die Worte: „Fuffzig Kronen — fuffzig Kronen!"

Da erhob sich der Wirt von seinem Platze und schritt hinter das Haus, dem Keller zu.

Gretel reckte sich in die Höhe. Der Platz war leer. Unbemerkt konnte sie jetzt fortlaufen.

Aber sie that es nicht. Mitten in ihrem ängstlichen Warten war ihr ein Gedanke durch den Kopf geschossen.

Vorsichtig umherspähend, ob nicht der Wirt wieder zurückkäme, huschte sie ins Haus. Im Flur stieß sie auf die Kellnerin, die sie fragte, was sie da zu suchen habe, auf ihre Frage, wo der Herr Maler Wahlheim wohne, ihr aber lachend sein Zimmer wies.

Eine Minute später stand Gretel pochenden Herzens vor seiner Thüre still. Dann drückte sie mutig die Klinke auf und trat über die Schwelle.

Inmitten des dürftig möblierten Raumes, dessen

BLB Karlsruhe

Fenster allerdings eine prachtvolle Aussicht auf das Gebirge boten, saß der Maler, aus einem kurzen Pfeifchen mächtige Rauchwolken qualmend, vor dem Tische und kramte in einer mit Skizzen und Studien gefüllten Mappe herum.

„Was giebt's?“ brummte er, aufblickend. Und als er die Gretel erkannte: „He, du hast es ja gar eilig. Ich hab' dich ja erst auf morgen früh bestellt.“

Dabei ließ er aber seinen Blick wohlgefällig auf dem Mädel ruhen, das, mit erhitzten Wangen, das zerfetzte Kittelchen vom raschen Lauf verschoben, die braunen, nackten Füßchen mit Lehm bespritzt, an der Thüre stehend, seine unter dem wirren Haargelock hervorschimmernden Schwarzaugen scheu und bittend auf ihn geheftet hielt.

Hier, in dem mit spießbürgerlicher Nüchternheit eingerichteten Gemach fiel die Schönheit und malerische Zerlumptheit des Kindes noch mehr ins Auge als draußen im Rahmen der freien Bergnatur.

„Naa, also, was willst?“ fragte Wahlheim wieder, als Gretel noch immer schwieg.

Jetzt trat sie vor.

„Schön bitten thät' ich dich, daß d' mi heut noch abmalst.“

„Ei, was du sagst! Kannst es denn nicht mehr erwarten?“ lachte der Maler. „Und warum denn?“

„Damit i das schöne Silberstück krieg', das d' mir versprochen hast.“

Wahlheims Stirn zog sich in Falten: „Geldgierige kleine Range!“ dachte er. Laut aber sagte er: „Was willst mit dem Geld?“

„Der Muatta geb'n. Sie braucht's.“

„Hat sie dich hergeschickt?“

„Naa — sie waß nur von dir, daß d' mi malen willst.“

„So — und woher weißt denn du, daß sie's braucht?“

„G'hört hab' ich's, wie s' mit 'n Wirt g'red't hat, g'rad' vorhin. Fuffzig Kronen hat s' immer g'sagt, und er aa. Sie is 's eahm schuldi'. Und wenn sie's nit zahlen kann, so nimmt er uns unser Häusl und 's Feld und die Goaß — heut no'.“

Wahlheim wurde es eigen zu Mute. Das war es also, wovon gestern abend der Wirt mit dem Schmied so eifrig gesprochen hatte, als er sie den Namen der armen Frau nennen hörte.

Heftig zog er an seiner Pfeife, daß der Rauch in Schwaden gegen das offene Fenster zog.

Plötzlich fühlte er sich an seiner Hand gefaßt. Dicht an ihn geschmiegt, die flehenden Augstaugen zu ihm emporgerichtet, sagte Gretel: „Du — gieb mir das Geld! Ganz still sitzen will i, nit mucksen, daß d' mi abmalen kannst, so lang als d' willst.“

Wahlheim wurde es heiß ums Herz. Seine sonnengebräunten Wangen röteten sich in jäher Glut. Er richtete sich in seinem Stuhl auf, und mit der freien Hand über die goldblonden Locken des Kindes hinstreichend, sprach er: „Geh heim, Gretel! Sag deiner Mutter, ich komme gleich nach und bring' ihr die fünfzig Kronen. — Geh, sag ihr's!“

Einen Augenblick stand Gretel unbeweglich. Dann, die Arme ausbreitend, als ob sie den Maler umarmen wollte, stieß sie einen leisen Schrei aus, und fort stürmte sie, wie ein Wirbelwind, zur Stube hinaus, heimwärts — zur Mutter.

Wahlheim erhob sich. Sinnend durchs Fenster blickend, dachte er: „Was es doch für allerlei Elend in der Welt giebt, überall, wo Menschen wohnen. Es ist noch gut, wenn ein Unglücklicher einem andern helfen kann!“

Dann holte er eine Banknote aus seiner Kassette, griff nach seinem Hute und verließ das Zimmer.

Als er bei Gretels Heim anlangte, fand er ihre Mutter vor der Thüre sitzen. Schweigend, mit brennenden Augen stierte sie ihn an.

Die Frau warf sich ihm laut aufschluchzend zu Füßen.

Gretel, die neben ihr auf dem Boden gekauert war, kam ihm entgegen und sagte: „Sie will mir's nit glauben. Sie sagt, so was giebt's gar nit in der Welt.“

Wahlheim blickte um sich. Das Elend, die Verzweiflung, die sich in den verstörten Zügen der armen Frau malte, ergriffen ihn aufs tiefste.

„Gute Frau,“ hub er endlich an, „die Gretel hat mir alles erzählt, — ich will Euch gern helfen,“ und er reichte ihr den Geldschein. „Gebt acht, es sind hundert Kronen. Der Wirt muß Euch fünfzig herausgeben.“

Als die Frau aber, laut aufschluchzend, sich ihm zu Füßen werfen wollte, wehrte er ihr ab: „Es ist schon gut. Die Gretel muß es abbitzen. Morgen mal' ich sie.“

Ein Schritt vom Wege.

Von August Schuster.

„Wissen Sie's schon? Der Herr Hauptmann ist gestorben, gestern abend. Er saß im Lehnstuhl und las gerade noch die Zeitungsrevision. Der Setzerlehrling stand an der Thüre und wartete auf das Blatt. Das glitt ihm auf einmal aus der Hand, und als der Lehrling — es war der Bollmann — hinzusprang, um es aufzuheben, sah er, daß der Herr Hauptmann den Kopf vornüberlehnte. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.“

Es war der Faktor Gießhübel der großen Frohmuthschen Druckerei, welcher diese Neuigkeit dem Korrektor Wäckerlin erzählte. Erschüttert vernahm dieser die Nachricht. „Ist's möglich!“ meinte er, „als er gestern zu seinem Mittagstisch in die »Sonne«

ging, sagte er noch zu mir: Herr Wäckerlin, ich bin heute gar nicht recht wohl, ich habe wieder meine Schwindelanfälle. Ich werde heute nachmittag zu Hause bleiben. Schicken Sie mir doch die Revision! Daß es aber so schnell gegangen ist! . . . Er war ein braver Mann, unser Hauptmann. Zehn Jahre habe ich neben ihm gearbeitet. Er war die Pünktlichkeit selbst. Man mußte Respekt vor ihm haben."

„Er hätte sich doch mehr schonen sollen," meinte der Faktor, „er hat in den letzten zwei Jahren doch furchtbar gealtert, ich glaube, die Arbeit ist ihm in letzter Zeit saurer geworden, als er sich's merken ließ . . . Nun ist für ihn »Schluß der Redaktion«, möge er in Frieden ruhen!"

Als zwei Tage darauf der Redakteur und Hauptmann a. D. Albert Fürchtegott Ehrenberg unter militärischen Ehren bestattet worden war, hielt auch schon der neue Redakteur, der Doktor Schmerling, der telegraphisch berufen worden war, seinen Einzug in die Redaktionsstube.

Noch am selben Morgen klopfte es an die Thüre des Korrektors, dessen Arbeitszimmer dicht neben der Redaktionsstube lag.

„Ich möchte mich nur meinem Herrn Kollegen vorstellen. Ich bin der neue Redakteur, Doktor Schmerling, und hoffe, wir werden gute Nachbarschaft halten." Herr Korrektor Wäckerlin wurde ganz verlegen bei dieser Anrede. Der Herr Doktor hatte ihn Kollege genannt! Es dauerte keine fünf Minuten, so hatte ihn der neue Redakteur, der ein Meister im Interviewen, d. h. Ausfragen, war, vollständig „geleert". Er wußte nun, daß Herr Wäckerlin, ein Lehrerssohn, sozusagen von Kindesbeinen an im Geschäft, erst als Schriftsetzer thätig war, bis er endlich zum Korrektor avancierte, nachdem er sich durch Selbstunterricht die zu diesem Berufe nötigen Kenntnisse erworben hatte; daß er endlich seit drei Jahren verheiratet und Vater von zwei Kindern war. Dagegen hatte Herr Wäckerlin von seinem neuen Herrn „Kollegen" nur erfahren können, daß dieser vorher nicht nur Redakteur einer andern, bedeutenden Zeitung, sondern auch Mitarbeiter von Familienblättern, mit einem Wort ein „hervorragender Schriftsteller" war.

„Sagen Sie mal," meinte der neue Redakteur im Verlaufe des Gesprächs, „ich habe soeben die letzten Nummern unserer Zeitung angesehen; die sind doch unglaublich langweilig. Muß ein lederner Herr gewesen sein, dieser Hauptmann Ehrenberg. Na, das soll anders werden, es muß Zug in die Geschichte kommen, die Leute sollen ihre Freude erleben. Was halten Sie z. B. hier von dem Artikel, habe ihn noch gestern nach Mitternacht in der Krone bei einem Glase Wein verbrochen. Die Xstädter werden Augen machen, wie ich ihre Stadt und ihren Klatsch schon kenne! Der alte Musiklehrer da, wie heißt der Kerl doch — Klimperl oder Wimmerl — übrigens ein kolossales Sumpfhuhn — hat mir köstliche Sachen erzählt! Sehen Sie, so ist für mich Arbeit und Unterhaltung eins und dasselbe. Am besten arbeite ich eben beim Glase Wein. 's ist freilich ein bißchen spät geworden — oder früh, wie Sie wollen — ich habe mich doch ein wenig gar zu eifrig in die Arbeit gestürzt. Ich glaube, ein Spaziergang vor dem Frühschoppen würde mir gut thun. Wären Sie nicht so freundlich, hier aus den Zeitungen „Vermischtes" auszuschneiden? — es ist ganz egal was, 's ist ja doch nur zum Füllen. Den heutigen Leitartikel habe ich unterwegs auf der Reise geschrieben . . . das ist das Famose an unserm Metier, wir können es treiben, wo wir stehen und gehen. Also, bitte schön, machen Sie mir den Schwindel fertig, lieber Wäckerlin. Auf Wiedersehen, Herr Kollege!"

Herr Wäckerlin blieb in freudiger Erregung zurück. Mit großem Vergnügen las er die Plauderei des neuen Redakteurs, denn sie war geistreich und witzig, vielleicht ein bißchen rücksichtslos, aber es konnte gar nichts schaden, wenn einmal ein paar Schlafmützen gerüttelt und einige wirkliche öffentliche Uebelstände gerügt wurden. Gerne besorgte darauf Herr Wäckerlin auch die Arbeit, die der Herr „Kollege" ihm aufgetragen hatte. Die kleine Zeitversäumnis wollte er bald wieder einbringen.

Nachmittags gegen drei Uhr kam der neue Redakteur wieder auf sein Bureau. Ein lustiger Herr! Er sang fortwährend, ging dabei im Zimmer auf und ab und sah auch einigemale dem Kollegen Wäckerlin in die Stube.

„Was treiben Sie denn da eigentlich?" fragte er, dem Korrektor über die Schulter blickend, „das muß doch eine verflucht lederne Beschäftigung sein." —

„Was treiben Sie denn da eigentlich?" fragte er, dem Korrektor über die Schulter blickend.

„Na, es geht . . . Dies hier ist ein wissenschaftliches Werk, man muß freilich aufpassen, kann aber auch viel dabei lernen. Ich könnte mir keine liebere Arbeit denken."

„Na, das ist nun Geschmackssache," meinte der Herr Redakteur. „Was treiben Sie denn des Abends? Sie gehen doch wohl aus?"

„Einigemale in der Woche schon," meinte Herr

Wäckerlin, „sonst aber gehört der Abend meiner Frau und den Kindern, ich sehe sie ja sonst doch fast den ganzen Tag nicht. Dann lerne ich auch seit einiger Zeit Cellospielen und übe jeden Abend eine Stunde. Einmal in der Woche gehe ich in meinen Stenographenverein, dessen Vorsitzender und Lehrer ich in einer Person bin, und Samstags gehe ich zu den Proben und Uebungen unseres Gesangvereins Konkordia."

„Huhu, hören Sie auf," sagte Dr. Schmerling, „ich kenne das, — das ist so der tugendsame Lebenswandel eines rechten Philisters. Und um zehn Uhr in die Klappe, was? Ich muß sagen, ich hätte Sie etwas höher eingeschätzt."

Herr Wäckerlin war unangenehm berührt. Was gingen denn diesen fidelen Herrn seine Privatverhältnisse und Lebensgewohnheiten an, und warum fragte er ihn denn danach? „Ein Philister glaube ich deshalb nicht zu sein," erwiderte der Korrektor. „Ich muß gestehen, das lange Wirtshaussitzen wäre meine Sache nicht; ich brauche den Kopf zu meiner Arbeit, und da ist's am besten: früh zu Bett und früh heraus. Des Sommers fange ich oft schon um sechs Uhr an zu arbeiten, wenn gerade viel zu thun ist."

„Er braucht den Kopf zu seiner Arbeit," meinte Dr. Schmerling lachend, „das ist wirklich famos. Glauben Sie vielleicht, ich gebrauche dazu etwa den Hintern — mit Respekt zu sagen? Im Gegenteil, man arbeitet ja viel leichter, wenn man etwas Oel auf der Lampe hat, und meine besten Einfälle habe ich doch stets bei meinem Glase Wein. Nun, chacun à son goût. Wenn Sie aber einmal genug haben von der Leimsiederei, dann sagen Sie es mir, ich will Ihnen dann zeigen, wie man es machen muß, wenn man sein Leben genießen will. Man lebt ja doch nur einmal."

Die Worte gingen dem Korrektor Wäckerlin im Kopfe herum. Nach der Gesangvereinsprobe war bei einem Glase Bier von nichts gesprochen worden als von dem neuen Redakteur. So einen schneidigen Kerl hätten sie in Xstadt noch nie gehabt, der treffe den Nagel auf den Kopf, wenn er die kleinstädtischen, unwürdigen Zustände verulkte und Vorschläge zur Besserung mache. Jetzt würde man endlich einmal des Lebens froh werden können. „Der muß gleich wenigstens passives Mitglied werden," meinte einer, und ein anderer, ein Beleuchtungsinstallateur, dessen Herz der neue Redakteur sofort durch einen Artikel „Mehr Licht" gewonnen hatte, machte sogar den kühnen Vorschlag, ihn lieber gleich zum Ehrenmitgliede zu ernennen.

Den nächsten Abend sollte Herr Wäckerlin seiner Gepflogenheit nach zu Hause zubringen. Zum erstenmale, seit er verheiratet war, kam es ihm aber langweilig vor. Das Cello hatte er bald wieder in die Ecke gestellt, und als seine Frau, die nicht ganz wohl war, die Absicht aussprach, früher zu Bette zu gehen, sagte der Herr Korrektor verdrießlich: „Ja, was soll denn da ich anfangen? Ich kann doch nicht auch schon um neun Uhr zu Bette gehen!"

Verwundert sah seine Frau ihn an. „Du hast ja doch die Lesemappe noch gar nicht angesehen, sie ist ja heute erst gekommen."

„Ach was," meinte Herr Wäckerlin noch verdrießlicher als zuvor, „den ganzen Tag habe ich ja doch nichts anderes zu thun, ich werde mich noch ganz dumm lesen! Ich glaube, ich will einmal in die Krone gehen, der neue Redakteur soll ein so vorzüglicher Gesellschafter sein, die Leute wissen nicht genug zu rühmen, wie unterhaltend, lustig und geistreich er ist."

„Dann wünsche ich dir viel Vergnügen," sagte die junge Frau, „aber nicht wahr, du kommst nicht gar so spät . . . Du bist das Wirtshaussitzen nicht gewöhnt und es bekommt dir gewiß nicht gut."

„Da kannst du beruhigt sein," meinte der junge Ehemann, „um zehn, spätestens halb elf bin ich wieder zurück." Mit einem Kusse nahm der Korrektor von seiner Frau Abschied und griff nach Hut und Ueberzieher. Noch an der Hausthüre kehrte er um, es war ihm ein guter Einfall gekommen. Er hatte schon vor einiger Zeit einmal einen Artikel über ein lokales Vorkommnis geschrieben, sich aber nie damit hervorgewagt, weil der Herr Hauptmann „um des lieben Friedens willen" es möglichst vermied, solche Dinge zu erörtern. Herr Wäckerlin ging an seinen Schreibtisch, nahm einen gefalteten Briefbogen aus demselben, steckte ihn zu sich und dann ging er muntern Schrittes der „Krone" zu.

* * *

Ein nicht endenwollender Jubel und Bravorufe erschallten gerade in dem Augenblick, als Herr Wäckerlin das große Wirtszimmer der „Krone" betrat. Dort saß im Kreise einiger lebensfroher Bürger der neue Redakteur. Er hatte eben eine Erzählung losgelassen, die von Witz übersprudelte, in der er von einer phantastischen Reise berichtete, die er unfreiwilligerweise auf den Mond gemacht haben wollte, wohin ihn ein furchtbarer Sturm mitsamt seinem Regenschirm entführte, den er nicht loslassen wollte, weil er nagelneu war. Dann schilderte er die dortigen Zustände, in denen die guten Xstädter unschwer ihre eigenen erkennen konnten. Als sich die Reihe der Gäste etwas gelichtet hatte, gelang es auch dem „Kollegen" Wäckerlin, in die Nähe des gefeierten Mannes zu gelangen, und noch ehe es zehn Uhr schlug, hatte der neue Redakteur den Artikel des Herrn Korrektors mit den Worten zum Abdruck acceptiert: „Aber natürlich, nur her damit, m. w. — machen wir." In der Freude seines Herzens blieb der Korrektor auch eine volle Stunde länger in der lustigen Gesellschaft, als er gewollt hatte, und bei der dritten Flasche Wein machte er eine Entdeckung, die ihn mit Freude und Stolz erfüllte . . . er fand, daß er dichten konnte!

„Sehen Sie, das macht das »Milieu«, sagte Doktor Schmerling, als er diesem die »Klage des Hausschlüssels« (so hieß das lustige Gedichtchen) vorlas, „der Wein hat Ihnen die Zunge gelöst. Zu Hause im Kinderzimmer hinterm Ofen ist noch niemanden eine gescheite Idee gekommen."

BLB Karlsruhe

Es war über zwölf Uhr, als der Korrektor nach Hause kam, Frau und Kinder schliefen, die Frau that wenigstens so und fragte auch am andern Morgen mit keiner Silbe, wie es ihrem Manne gefallen habe. Dem Herrn Korrektor aber war gar kläglich zu Mute. Mürrisch ging er nach dem Geschäfte, das Arbeiten wurde ihm furchtbar sauer und doch war die Arbeit nicht tadellos, wie er später fand. Den heißen Kopf in die Hand gestützt, fand der immer lustige Dr. Schmerling den „Kollegen" bei der Arbeit.

„Ah so!" meinte er lachend, „der Junge bekommt Zähne, da wollen wir schon nachhelfen. Ein Gläschen Wein zum Frühschoppen und das »Zahnweh« ist wie weggeblasen."

Nur ungerne ließ sich Herr Wäckerlin dazu überreden, des Mittags nach Geschäftsschluß zu einem „Tropfen" in die „Krone" zu kommen. Aber er ging doch mit und das „Zahnweh" verging rasch. Herr Wäckerlin wurde jetzt ein regelmäßiger Besucher der fidelen Abendgesellschaft und auch beim Frühschoppen fehlte er selten.

„Nehmen Sie es mir nicht übel," sagte einmal der Kronenwirt zu ihm, „wenn ich Sie früher so ernst und bedächtig über die Straße gehen sah, vom Geschäft nach Hause und vom Hause nach dem Geschäft, habe ich Sie für einen Mordsphilister, für einen rechten Leimsieder gehalten . . . ich hätte zehn Mark gegen einen Pfennig gewettet, daß Sie weder lachen noch einen Witz machen können. Jetzt schütteln Sie die nur so aus dem Aermel. Ja, ja, die stillen Wasser!"

An Abenden, wo es in der „Krone" stiller herging — und das geschah des Winters häufig, wenn etwa im „Kasino" ein Ball, in der „Harmonie" ein Konzert oder sonst eine Unterhaltung war — konnte man nun dort die neuen Freunde, den dicken Doktor Schmerling mit der goldenen Brille und den langen Korrektor Wäckerlin in dem behaglichen Winkel neben dem großen Ofen sitzen sehen. Der Redakteur schrieb da seine Leitartikel, während Herr Wäckerlin an einer humoristischen Geschichte arbeitete, die er auch bald seinem gelehrten Freunde zur Prüfung vorlegen konnte.

„Aber das ist ja etwas ganz außerordentlich Gelungenes," meinte dieser, „man kommt ja aus dem Lachen gar nicht mehr heraus . . . Der dicke Bastian . . . das soll ich wohl sein! Sie verfluchter Kerl! Und wer den Kronenwirt kennt, ist nicht lange im Zweifel darüber, wer Ihnen zu diesem Prachtkerl von Windmüller Modell gestanden hat." Und der dicke Doktor schüttelte sich vor Lachen. „Sie," meinte er und stieß den Korrektor mit dem Ellenbogen an, „das kommt nicht in die Zeitung, . . . ich weiß dafür eine lohnendere Verwendung . . . . lassen Sie mich machen . . . ich bringe die Geschichte in einer Zeitschrift unter."

Und das that er. Vierzehn Tage später legte er seinem Freunde fünf glänzende Doppelkronen auf den Wirtstisch. „Das Honorar für Ihre Geschichte," meinte er. Es versteht sich von selbst, daß das freudige Ereignis durch eine Flasche Extraguten gefeiert wurde. Bei dieser Gelegenheit machte der nun plötzlich aus einem unbekannten Korrektor zu einem, wie er meinte, berühmten Schriftsteller gewordene Herr Wäckerlin seinem Freunde eine vertrauliche Mitteilung.

„Soll ich's gestehen?" fragte er, „ich war schon im Begriffe, die ganze Schriftstellerei wieder aufzugeben. Meiner Frau macht es Kummer, sie meint, das Wirtshaussitzen ruiniere mich . . . ich sei gar nicht mehr so heiter wie früher . . ."

„Das kommt nicht in die Zeitung, ich weiß dafür eine lohnendere Verwendung."

Bei diesen Worten erhob sich Doktor Schmerling, weil ein Lachkrampf ihn schüttelte, und es dauerte eine Weile, bis er prustend die Worte hervorbrachte: „Dann soll doch Ihre Frau einmal hierher in die Krone kommen, vielleicht wird sie dann anderer Meinung."

„Je nun," sagte der Korrektor doch etwas bedenklich, „das ist nun nicht zu leugnen: meine Frau hat verflucht wenig mehr von mir, und mir ist's zu Hause auch gar nicht mehr behaglich . . . mag sein, daß ich da nicht immer bester Laune bin. Und daß ich's Ihnen nur gestehe: Meine Stellung ist mir total entleidet! Dies ewige Einerlei, es macht mich ganz nervös. Und dazu noch der Verdruß mit dem Prinzipal. Ich weiß nicht, was er hat. Ich glaube, der Metteur, der scheinheilige Kerl, hat Gelüste, Korrektor zu werden, er muß mich beim Alten bös verklatscht haben, er bekomme die Korrekturen nie mehr zur rechten Zeit und was weiß ich . . . nun, ich will dem Kerl nicht im Wege stehen. . . . . Wenn ich andere Aussichten hätte . . ."

„Aber die haben Sie ja doch," sagte verwundert der Doktor. „Sie werden doch nach diesem Erfolge nicht mehr daran denken, Korrektor bleiben zu wollen! Was fällt Ihnen denn nur ein! Ich habe Ihr Talent entdeckt. . . d a s Verdienst lasse ich mir nicht nehmen. Werfen Sie dem Alten doch den ganzen Bettel hin! Leben Sie Ihrem Talente, Ihren Neigungen! In zwei Abenden haben Sie ja jetzt soviel verdient als mit Ihrer Sklavenarbeit in einem halben Monat. Fort mit Schaden!"

Das leuchtete Herrn Wäckerlin ein. Er bat um seine Entlassung aus dem Geschäfte und erhielt sie

BLB Karlsruhe

sogleich bewilligt. An seine Stelle kam wirklich der Metteur, „das scheinheilige Luder“.

* * *

Jetzt war Herr Wäckerlin ein freier Mann, sein eigener Herr! Er hatte nicht mehr nötig, um sieben Uhr morgens am Pulte zu stehen und . . er that es auch nicht. Des Vormittags blieb er meist im Bette liegen, wo er stundenlang nach der Zimmerdecke blicken konnte, um neue Geschichten auszudenken. Die „guten Einfälle“ waren aber gewöhnlich sehr spärlich, und wenn er sich überzeugt hatte, „daß es wieder einmal nichts war“, zog er sich an und ging in die Krone, denn mittlerweile war es wieder Zeit zum Frühschoppen geworden. Da ging nun alles viel leichter und besser. Bald hatte er wieder eine „Geschichte“ verfaßt, „erleuchtet vom Götterfunken, der aus der krystallnen Schale blitzt“, wie Herr Doktor Schmerling es „so schön“ ausdrückte. Diesmal aber sollte Herr Wäckerlin, der neugebackene Schriftsteller, eine kleine Enttäuschung erleben. Das Manuskript seiner Erzählung wurde ihm von der Redaktion der Zeitschrift, an welche er es gesandt hatte, mit einem sehr höflichen Schreiben zurückgesandt, in welchem man bedauerte, „bei der Fülle des vorliegenden Materials ähnlicher Art von einer Annahme der Arbeit absehen zu müssen.“ Das Manuskript ging nun auf Reisen. Wie bei der ersten Redaktion erging es ihm auch bei zwei weiteren, bis sich endlich der Verleger einer wenig verbreiteten kleinen Zeitschrift bereit fand, „die Arbeit zu acceptieren. Allerdings aber gestatte das Budget der Zeitschrift nicht, über ein Honorar von zehn Mark hinauszugehen.“ Herr Wäckerlin war des ewigen Herumschickens seiner Arbeit müde und nahm das Gebot an. Mit andern Arbeiten ging es ihm nicht viel besser, und eines schönen Tages mußte Herr Wäckerlin mit Schrecken sehen, daß sein ganzer Kassenbestand noch einige Mark betrug, nachdem er von der Sparkasse die Ersparnisse der letzten fünf Jahre erhoben hatte, natürlich nur für so lange, bis der Briefträger wieder etwas „Eingeschriebenes“ für ihn hatte. Aber der Briefträger hatte nur noch selten etwas Eingeschriebenes für ihn und meist war auch dies nur eine an ihn zurückgekommene Manuskriptsendung.

„Das sind Kinderkrankheiten, das muß überstanden werden,“ meinte sein Freund, der Dr. Schmerling, als Wäckerlin diesem sein Leid klagte. „Mir ist es auch nicht besser ergangen. In Wien habe ich noch vor sechs Jahren einmal drei Tage lang nichts zu essen gehabt . . . ich glaube, man merkt es mir nicht mehr an. Uebrigens weiß ich Ihnen etwas . . bis es besser kommt. Schreiben Sie kleine Lokalberichte für die Zeitung . . . fünf Pfennig die Zeile ist doch immer besser als gar nichts . . . natürlich nur, bis es besser kommt.“

Aber es wollte eben nicht besser kommen. Die hübsche kleine Frau des ehemaligen Korrektors und nunmehrigen Lokalreporters wurde zusehends blasser und elender und der Kummer und die Sorge sprachen ihr aus den Augen. Nicht lange darauf schenkte sie ihrem Manne das dritte Kind. Gar still wurde der junge Weltbürger empfangen . . . Und noch immer wollte es nicht besser kommen. Als Herr Wäckerlin, der jetzt vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen sein mußte, um nur ja etwas Neues zu erhaschen, aus dem er einen Artikel machen konnte, eines Abends müder und abgespannter nach Hause kam, als je zur Zeit, wo er noch der vielbeschäftigte Korrektor gewesen war, und sich in gewohnter Weise an den altmodischen kleinen Schreibtisch setzen wollte, mit den verschnörkelten Füßen und den eingelegten Messingstäbchen, fand er zu seiner Verwunderung an dessen Stelle den tannenen Küchentisch mit einer alten grünen Decke behangen und darauf seine Papiere und das Schreibzeug, offenbar von der sorgenden Hand seiner kleinen Frau liebevoll geordnet. Das gab dem Korrektor einen Stich ins Herz . . eine bange Ahnung sagte ihm, was geschehen war.

„Gretchen,“ fragte er mit bedrückter Stimme, „was ist denn mit meinem Schreibtisch passiert? . . . Du hast ihn doch nicht etwa . . .“

Herr Wäckerlin mußte sich an einem Stuhle halten, so hart trafen ihn diese Worte.

Da brach die junge Frau in Schluchzen aus. „Verzeih,“ sagte sie, „ich wußte wirklich keinen andern Rat mehr . . . Der Milchmann will nicht länger borgen . . . Die Kinder haben schon seit gestern keine Milch mehr gehabt.“

Herr Wäckerlin mußte sich an einem Stuhle halten, so hart trafen ihn diese Worte.

„Verzeih, lieber Mann,“ sagte schluchzend die blasse Frau, „ich weiß, wie du an dem alten Stücke gehangen hast, weil es das Meisterstück deines seligen Großvaters war. Aber für die anderen Sachen wollte der Pfandverleiher nichts geben . . . und die Betten wollte ich doch noch hier behalten. Sobald ich wieder etwas besser bei Kräften bin, will ich ja gerne suchen, Arbeit zu bekommen . . . Gedulde dich noch bis dahin, ich werde das Pfand schon wieder einlösen.“

Das war aber mehr, als Herr Wäckerlin ertragen konnte. Der große Mann schluchzte jetzt wie ein

BLB Karlsruhe

Kind. Die bessere Einsicht hatte gesiegt. „Wir sind vom Wege abgekommen, liebes Gretchen," sagte er, „jetzt schleunigst zurück, ehe es zu spät ist."

Und glücklicherweise war es noch nicht zu spät. Zu Herrn Frohmuth, dem Druckereibesitzer und ehemaligen Arbeitgeber des Korrektors, war nun dessen nächster Gang. Ernst, aber nicht unfreundlich empfing ihn dieser.

„Ich dachte mir, daß es so kommen würde," sagte er. „Sie sind nicht aus dem Holze geschnitzt wie Ihr Freund, unser lustiger Redakteur. Der ist ein Zugvogel, oder wie er sich selbst nennt, ein Zigeuner. Er hat mir bereits seine Stellung wieder gekündigt, da er sich »verbessern« könne. Auch hat er weder Frau noch Kinder. Er hat es gewiß nicht schlecht mit Ihnen gemeint, als er Ihr »Talent« entdeckt zu haben glaubte. Ich kann mir nun denken, was Sie zu mir führt. Wenn Sie Ihre alte Stelle wieder haben wollen, sollen Sie sie haben. Ich hoffe jedoch . . ."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," erwiderte rasch und errötend Herr Wäckerlin, dankerfüllt Herrn Frohmuths Hand ergreifend, „Sie sollen nie mehr über mich zu klagen haben."

Und er hat Wort gehalten. Wie ein wüster Traum liegt jetzt die „fidele" Zeit seiner Schriftstellerlaufbahn hinter ihm. Auf den Wangen seiner Frau ist die Röte der Gesundheit wiedergekehrt und auch der Korrektor hat seine alte Lebensfrische wiedergewonnen. Der kleine, alte Schreibtisch steht längst wieder an seinem früheren Platze, und wenn Herr Wäckerlin wieder zur Feder greift (und das thut er hin und wieder doch noch, denn „die Katze läßt das Mausen nicht"), so macht er seine Geschichtchen und Verse hübsch zu Hause, und „es geht auch so und noch viel besser", meint er dann vergnügt, wenn er der stolz und aufmerksam zuhörenden Frau Korrektor beim Lampenscheine seine kleinen Werke vorliest, wenn die Kinder zur Ruhe gegangen sind und das Frauchen sich mit einer Handarbeit neben ihn gesetzt hat.

Die List der Eva.

Humoreske

von

C. Spielmann.

Herr Erban Balzer war Bürgermeister des sehr hübschen, sehr sauberen, sehr freundlichen und ganz außerordentlich wohlhabenden Städtchens Burgberg, das in einem reich gesegneten norddeutschen Herzogtume liegt.

Wohlhabende Städtchen erfreuen sich meistenteils zufriedener und friedfertiger Bürger. Ihre Regierung macht sich deshalb sozusagen von selbst. So war es auch in Burgberg. Der Herr Bürgermeister genoß die Gunst des Geschickes, zu jenen Glücklichen zu zählen, die sich mit Geschäften nicht allzuviel zu plagen brauchen. Ausgiebig durfte er sich deshalb auch seiner Lieblingsneigung, dem Gartenbau, hingeben. Ein Muster gärtnerischer, mit bestem Geschmack gepaarter Kunst konnte denn auch der große Garten, den er dicht vor der Stadt besaß, genannt werden. Prächtig auch lag das große Grundstück da. Von einem herrlichen Buchenhain trennte seine Vorderseite nur ein wenig befahrener Landweg, ein murmelnder Bach schlängelte sich mitten hindurch. Lachende Wiesen begrenzten seine Rückseite. Auch rechts und links fiel der Blick auf smaragdene Wiesenteppiche. Zwischen diesen und dem Garten des Bürgermeisters befanden sich aber noch zwei andere Gärten, die zwei Bürgern des Städtchens gehörten und von ihren Eignern, dem Schönheitsempfinden des Bürgermeisters zum unausgesetzten Aergernis, nur zum Krautbau benutzt wurden.

Der Krautgarten links gehörte dem Braueigner Zelck, der rechts dem Braueigner Rütz. Beide waren erbgesessene Bürger des Städtchens, beide auch wohlbefreundet, sogar verwandt miteinander. Daß sie in ihrem Geschäfte Konkurrenten waren, that ihrer Freundschaft, ihrem guten Einvernehmen keinen Abbruch, denn jeder von ihnen hatte von alters her schon seinen großen und festen Kundenkreis. Auch in ihrem Vermögen nähmen sich die beiden Brauer nichts, hieß es im Städtchen. Aber gerade in diesem Punkte waren beide von gleich großem Ehrgeiz. Jeder schmunzelte stolz, wenn gute Freunde ihm sagten, daß er dem andern denn doch noch ein gut Teil vorgeben könne. War diese Rivalität zwischen den beiden Gambrinusjüngern eine permanente, so traf sich augenblicklich ihr Ehrgeiz noch in einer anderen Sache. Jeder von ihnen strebte nach dem Posten des Hospitalinspektors, der bald vakant werden mußte, denn sein jetziger Inhaber zählte bereits nahezu seine neun Dezennien. Man wurde alt in Burgberg. Spielten auch bei den beiden Bürgern die kleinen Emolumente, die der Posten abwarf, keine besondere Rolle, denn beide hatten es ja nicht nötig, so fiel doch die damit verbundene Ehre bei beiden gleich schwer in die Wage. Man konnte sich so hübsch ein Ansehen geben, wenn der Ratsdiener, mit dem man einst auf der Schulbank zusammen gesessen, ein Aktenstück brachte und dann devot fragte: „Haben der Herr Inspektor auch sonst noch Befehle?" und man dann mit gemessener Freundlichkeit gütig und herablassend antwortete: „Danke, lieber Beyer! Wüßte nichts für den Augenblick."

Der Hospitalinspektor wurde aus den acht Stadtältesten, wie das ehrliebende Corps der Bürgervertreter in Burgberg hieß, vom Magistrat, der aus dem Bürgermeister und zwei Ratsherren, unstudierten Bürgern, bestand, gewählt. Der Bürgermeister präsentierte dem Collegio drei Kandidaten. Bei dem Ansehen, das der Bürgermeister in seiner Stadt ge-

noß, und der allgemeinen Beliebtheit, der er sich seines freundlichen und jovialen Wesens wegen erfreute, wählten natürlich die Ratsherren den Kandidaten, den der Bürgermeister wünschte, so daß also thatsächlich eigentlich dieser allein den Hospitalinspektor bestimmte. So ausreichende Faktoren waren das Ansehen und die Beliebtheit des Bürgermeisters in seiner Stadt bisher aber doch nicht gewesen, die beiden Brauer zu bewegen, ihm ihre Gärten zu verkaufen. So oft er auch deswegen durch einen Vertrauensmann bei ihnen unter Bietung eines angemessenen Kaufschillings hatte angeklopft, immer nur hatten beide gleich hochfahrend entgegnet: sie verkauften ererbte Grundstücke nicht.

Bürgermeister Balzer war Witwer und Vater zweier bereits erwachsener Kinder, eines Sohnes und einer Tochter. Der Sohn war Landwirt geworden, ein wenig gegen den Willen des Vaters, der lieber einen Juristen aus ihm gemacht hätte. Der junge Balzer lernte indessen ganz außergewöhnlich Tüchtiges in seinem Fache und servierte jetzt als selbständiger Administrator auf einem großen Gute. Er hatte sein Herz an Linchen Rütz verloren und diese hatte ihn dagegen das ihre finden lassen. In aller Stille freilich noch spielte dies Verlieren und Finden der Herzen, wenn auch Papa Rütz immerhin davon so eine kleine Ahnung hatte, keineswegs aber besonders günstig dafür gestimmt war. Sich selbständig zu machen, ein Gut zu kaufen oder zu pachten, was doch sein mußte, sollte geheiratet werden, dazu reichte das mütterliche Vermögen des jungen Balzer nicht aus. Papa Rütz hätte also ganz bedeutend in seinen Geldsack greifen müssen, und das ging ihm durchaus wider den Strich, war so ganz und gar nicht seine Passion.

Die Tochter war ein bildhübsches, frisches Mädchen, von nahezu zwanzig Frühlingen. Guter Wirtschaftssinn paarte sich bei ihr mit bester Verstandesschärfe und prächtigem Mutterwitz. Eva war der Vorname des Bürgermeistertöchterchens. Und nicht umsonst hieß sie so. War sie doch eine vollsaftige Evatochter, die alle Frauenlist und alle Frauenklugheit in reichstem Maße ihr eigen nannte, die einst ja im Paradiese die Urmutter von der Schlange profitierte und ihren Töchtern vererbte. Auch Eva Balzer hatte mit ihrem Herzen und dem eines anderen ein kleines Tauschgeschäft gemacht. Dieser andere war aber der einzige Sohn des Brauers Zelck, Gustav Zelck. Ein hübscher, ein sehr stattlicher und auch recht geweckter und gebildeter Mann, der junge Brauer. Immer aber doch nur ein Brauer. Spielte auch hier der Herzensroman der Eva Balzer und des jungen Brauers noch in aller Heimlichkeit nur, so war er doch dem Papa Bürgermeister nicht ganz verborgen geblieben, erfreute sich aber seiner Sympathie nicht. Mochte Gustav Zelck auch ein hübscher und gebildeter junger Mann, der einzige Erbe wohlhabender Eltern sein, er blieb trotz alledem immer doch nur der Brauer, und des Bürgermeisters Beamten- und Gelehrtenstolz sträubte sich, einem simplen Brauer seine einzige Tochter zu geben.

So standen die Sachen, als eines Frühlingstages der Bürgermeister erregt und heftigsten Aergers voll aus seinem Garten nach Hause kam.

„So," sagte er zu Eva voller Zorn und Verdruß, „so, das setzt allem die Krone auf! Machen die beiden vermaledeiten Brauer da aus ihren Gärten jetzt sogar eine Hopfenplantage. Die nackten Stangen stehen schon. Kann hübsch werden im Sommer, wenn sie dicht berankt sind und mir rechts und links jede Aussicht auf die Wiesen versperren."

„O, ist das aber häßlich, Papa!" entgegnete Eva voll Mitgefühl mit dem Verdruß des Vaters. „Da hat der Ratsdiener Beyer auch eben gemeldet, daß der alte Hospitalinspektor vor einer Stunde verschieden ist."

„Von den beiden Brauern wird sein Nachfolger aber sicherlich keiner!" antwortete der Bürgermeister voll Galle und ging in sein Arbeitszimmer.

Einige Zeit später erschien bei ihm Eva.

„Papa," sagte sie mit einem Schelmenlächeln und einem schlauen Blinzeln ihrer prächtigen, sprechenden, graublauen Augen, „Papa, willst du mir freie Hand lassen, so bist du morgen mittag Herr und Eigentümer der beiden Gärten. Aber du darfst dich in nichts, was ich vorhabe, mischen, darfst mich auch nicht fragen, was ich vorhabe, nur läßt du durch den Ratsdiener die beiden Brauer morgen vormittag zu dir bitten, Zelck um zehn Uhr, Rütz eine halbe Stunde später. Du selbst aber begiebst dich schon um neun Uhr aufs Rathaus und kommst nicht früher heim, als bis ich dir das Mädchen, die Minna, mit der Meldung schicke, alles sei in Ordnung. Zur Begründung der Ladung kannst du ja den beiden Herren sagen lassen, du wünschtest ihre Meinung zu hören in dem Grenzstreit zwischen der Stadt und dem fürstlichen Oberförster."

Voller Staunen und Verwunderung blickte der Bürgermeister auf seine Tochter, um deren Mundwinkel es so schalkhaft listig zuckte, in deren klugen Augen es so zuversichtlich, so siegessicher funkelte. Er wollte fragen, aber Eva schnitt ihm das Wort vom Munde, indem sie lachend citierte: „Du darfst mich nimmer fragen, noch Wissens Sorge tragen!" und der Papa beschied sich, wenn auch kopfschüttelnd.

Punkt zehn Uhr am nächsten Tage erschien Herr Zelck im Hause des Bürgermeisters, wo ihn die Vertraute Evas, das Mädchen Minna, in dessen Arbeitsstube führte. Mit entzückender Liebenswürdigkeit empfing ihn hier Eva.

„Ah, guten Morgen, Herr Hospitalinspektor Zelck!" sagte sie mit einem sonderbar pfiffigen Lächeln.

„Hospitalinspektor, Fräulein Eva?" entgegnete der Brauherr verwundert, schluckte aber doch geschmeichelt, als habe er ein Stück Rosenkonfitüre auf der Zunge.

„Ach entschuldigen Sie, lieber Herr Zelck. Der alte Hospitalinspektor Fritsch ist ja gestern gestorben, und da kam es mir so in den Mund. Nun, ein anderer als Sie kann ja doch sein Nachfolger nicht werden. Papa läßt um Verzeihung bitten, Sie heute vergebens bemüht zu haben. Ein unvorhergesehenes

dringendes und obendrein recht ärgerliches Geschäft hält ihn auf dem Rathaus zurück. Weiß der Himmel, nur Aerger und immer wieder Aerger hat der arme Papa jetzt. Und, warten Sie nur, Sie böser Mann," — und Eva machte ein reizendes Schmollmäulchen — „warten Sie nur, die Freude an seinem Garten haben Sie ihm auch noch verdorben mit Ihren klappernden Hopfenstangen. Versperren ihm die Aussicht auf die Wiesen, woran er sich immer so ergötzt."

„Hm!" brummte der Brauer. „Hm! thut mir leid, Fräulein Eva, kann es aber nicht ändern."

„Ah, guten Morgen, Herr Hospitalinspektor Zelck!"

„Nein, lieber Herr Zelck, das können Sie nicht. Ihr Geschäft fordert's. Das sehen der Papa und ich auch sehr wohl ein. Da war es uns denn eine doppelte Freude, daß die gleiche Sache mit dem Garten rechts, der ja Herrn Rütz gehört, sich so hübsch geändert hat."

„Geändert hat, Fräulein Eva? Und wie denn?" fragte Herr Zelck neugierig verwundert.

„Ja, denken Sie nur, welche Ueberraschung das für mich war! Herr Rütz — er ist ja mein Taufpate gleich Ihnen, — also, Herr Rütz war heute morgen auch schon hier, und auch ihm klagte ich, daß seine Hopfenstangen dem Papa seine Freude an unserm Garten vergällten, und bat ihn, doch dem Papa den Garten zu verkaufen. Wissen Sie, was er da sagte? Ach nein! wie sollten Sie es denn wissen! Nun, sehen Sie, lieber Herr Zelck, da sagte der gute, liebe Pate: Verkaufen, Fräulein Eva, werde ich dem Papa den Garten nicht, denn ererbte Grundstücke sind mir käuflich nicht feil. Aber Ihnen, Fräulein Eva, werde ich den Garten zum Geschenk machen —"

„Was?" fuhr Herr Zelck überrascht auf, „was? Zum Geschenk gemacht hätte Rütz Ihnen den Garten?"

„Gewiß, lieber Herr Zelck, das hat er gethan und auch eine Schenkungsakte sogleich unterschrieben. Ja, ein Mann, wie Herr Rütz, kann sich einen solchen kleinen Spaß schon leisten."

„So? Kann er das, Fräulein Eva? Und warum kann er das, wenn ich fragen darf?" brummte in bitterem Aerger Herr Zelck.

Jetzt hatte Eva, das schlaue Evakind, den ehrsüchtigen Brauer, wo sie ihn haben wollte, und schlangenlistig goß sie Oel in die aufschießende Flamme.

„Ja sehen Sie, man will doch allgemein wissen daß der Brauer Rütz der reichste Mann in unserer Stadt ist."

„So, Fräulein Eva, wissen will man das allgemein? Ja, wissen will man oft vieles! Nun, ich habe nicht hineingesehen in Brauer Rütz' Geldbeutel, aber so viel sage ich Ihnen, Fräulein Eva, was Brauer Rütz kann, das kann Brauer Zelck zehnmal, ja, Fräulein Eva, zehnmal kann er das! Ich schenke Ihnen den Garten auch, Fräulein Eva. Schreiben Sie die Akte gleich hier nieder, ich werde Sie unterschreiben."

„Von einem so lieben Paten, einem so würdigen und reichen Mann, wie Sie sind, lieber Herr Zelck, weise ich das Geschenk nicht zurück. Dankbar vielmehr nehme ich es an!" entgegnete Eva mit vortrefflich gespielter Rührung und warf in fliegender Hast eine Schenkungsakte aufs Papier, auf deren rechtsgültige Form sie sich wohlpräpariert hatte, und Zelck unterschrieb.

Und Herr Zelck ging und bald danach kam Herr Rütz, und dieselbe Komödie mit demselben Ausgang führte das schlaue Evakind mit ihm auf, und dann holte die Minna den Papa vom Rathause und Eva legte ihm die beiden Schenkungsurkunden vor und berichtete ihm triumphierend, wie sie das bewerkstelligt.

„Um Gottes willen, Kind!" sagte der Bürgermeister erschreckt und bestürzt, nachdem er gehört, „um Gottes willen, Eva, was hast du da angestiftet! Bewußte Unwahrheiten, Täuschung, Vorspiegelung falscher Thatsachen — konkludente Handlungen in der Absicht und zum Zweck unerlaubter Bereicherung! Eva, Eva! Du bist reif für den Staatsanwalt! Hast du denn gar kein Gewissen?"

„O Papa," versetzte lustig lachend Eva, „o Papa, mit deinen juristischen Spitzfindigkeiten jagst du Eva Balzer nicht in ein Mauseloch, und ein Gewissen habe ich schon auch. Ist's weiter, wie deines, Papa, nun — —" und Eva schlang ihre Arme um den Papa und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

„O Evalist der Eva! Schlange, glatte, gleißende Schlange du! Läuft das Ganze auf diesen End- und Ausgangspunkt hinaus? Aber komm, es ist der einzige Weg, die Geschichte honett zu applanieren!" So sagte der Bürgermeister halb lachend, halb ärgerlich, und Vater und Tochter gingen zu Brauer Zelck, wo sie auch die ganze Familie Rütz antrafen.

Im heftigsten Wortkampfe fanden sie die beiden Männer miteinander, als sie eintraten. Jeder beschuldigte den andern, mit der „dummen Garten-

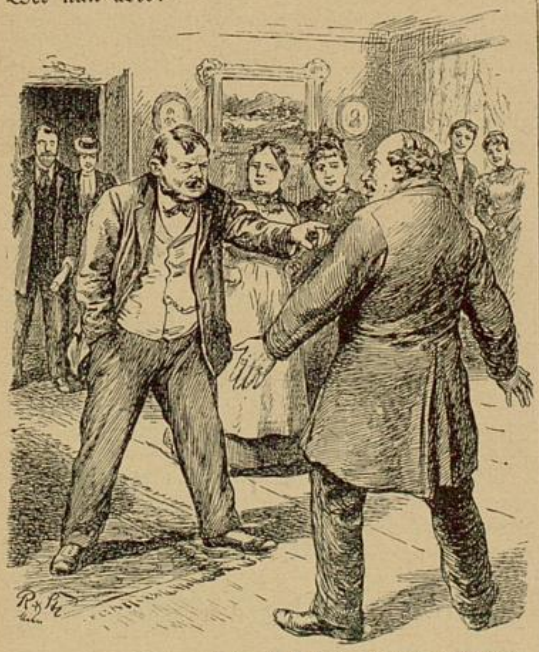
schenkerei" den Anfang gemacht zu haben. Halb im Scherz, halb im Ernst höhnten die Frauen die klugen Eheherren, die sich da so hübsch von einer Eva hatten hinters Licht führen lassen. Toll und lustig lachten Gustav Zelck und Linchen Rütz.

„Nehmen Sie die Schenkungsurkunden zurück, meine Herren!" sagte mit Würde der Bürgermeister und hielt den beiden Brauern die Aktenstücke hin.

Gleichzeitig aber machten beide eine abwehrende Handbewegung und: „Nimmermehr, Herr Bürgermeister! Was geschrieben ist, ist geschrieben!" kam es unisono von ihren Lippen.

„Sei es denn so, wenn Ihr es nun einmal wollt! Aber ein Ausgleichsweg muß gefunden werden trotzdem. Verheiraten wir die Kinder miteinander, dann bleiben die Gärten in der Familie." Und der Bürgermeister legte Eva in die Arme Gustav Zelcks und er selbst schloß Linchen Rütz für seinen Sohn einstweilen an seine Vaterbrust.

„Aber der Hospitalinspektor?" meinten die beiden Brauer. „Einer von uns kann es doch nur werden. Wer nun aber?"



Im heftigsten Wortkampf fanden sie die beiden Männer miteinander, als sie eintraten.

„Keiner von euch beiden Vätern wird es, sondern ich werde Frau Hospitalinspektor!" sagte mit komischer Gravität Eva. „Ihr wählet hier meinen Gustav für den verstorbenen alten Fritsch zum Stadtältesten und der Magistrat wählt ihn zum Hospitalinspektor. So will ich's, also befehl' ich's! Statt Grundes diene mein Wille!"

Und so geschah es. Ja, ja! die alte Evalist, auch sie bleibt ewig neu.

Inkognito.

Ich wollte, er wäre, wo der Pfeffer wächst; das ganze Haus wird wegen dieses dummen Menschen umgekrempelt. — Du lieber Himmel, in unserer Zeit ist es doch gar nicht so etwas Großes, wenn ein Mensch ein paar Jahre in Afrika war."

„Aber Edith, wie kannst du nur solche Worte sprechen? Wenn Alfred zu uns kommt, so ist das eine große Ehre für unser Haus. Er ist ein berühmter Mann geworden und als solchen müssen wir ihn gebührend empfangen."

„Gebührend empfangen! — Soll ich ihm vielleicht noch einen Lorbeerkranz stiften? Wozu muß er denn zwei Zimmer eingerichtet bekommen; war unser Fremdenzimmer denn nicht groß genug für ihn? Nein, ich mußte auch noch mein eigenes Zimmerchen für den berühmten Afrikaner hergeben und dafür auf einem Schlafsofa kampieren. — Wenn es wirklich notwendig wäre, dann würde ich kein Wort weiter darüber verlieren, — aber so! — Ich kann durchaus nicht einsehen, wozu der Vetter wohl zwei Zimmer gebraucht — in Afrika werden auch nicht gleich zwei Zimmer für ihn bereit gestanden haben —, etwa, weil er ein berühmtes Tier ist? — Was heißt denn eigentlich berühmt, der Mann da in der Jahrmarktsbude kündigte gestern seinen dressierten Affenpintscher auch als berühmt an." „Edith! ich verbitte mir diesen Ton," sagte die Frau Oberstleutnant von Stroger und warf ihrer Tochter Edith einen bösen Blick zu.

„Na, Muttchen, sei man wieder gut," erwiderte Edith beschwichtigend. „So böse meine ich es ja gar nicht. Aber erstens ärgert es mich doch zu sehr, daß ich für den mir ganz unbekannten Vetter, den auch du überhaupt nur einmal gesehen hast, als er kaum zwei Jahre alt war, meine Stube hergeben muß, während der Onkel General, der doch wahrhaftig etwas Größeres ist als der Herr Vetter, immer nur mit einer Stube zufrieden ist. Und zweitens sieh mal, sparst du, wo du nur kannst; wir halten uns kein Mädchen, weil wir es nicht können und uns seit Vaters Tode einschränken müssen; sonst habe ich immer die Gardinen aufgesteckt, und du warst, obgleich es nicht immer kunstgerecht ausfiel, doch damit zufrieden. — Heute, wegen des Herrn

Vetters hast du gleich einen Tapezier bestellt und wirfst so zwei Mark zum Fenster hinaus, als ob meine Aufsteckerei für den Besuch aus Afrika nicht gut genug wäre. Dafür stehen wir beide nun auch noch hier und warten, bis der bestellte Herr Tapezierer gnädigst erscheint und uns die Gardinen samt der Portiere aufsteckt. Ich habe wirklich einen ordentlichen Zorn auf den unbekannten Vetter, der mein Muttchen zum . . . . — Ah, — da sind Sie ja endlich," unterbrach die junge Dame ihre zornige Rede und sah nach dem Hausflur hin, in dem ein sehr einfach gekleideter Mann stand und neugierig durch die offene Stubenthüre herein sah. — „Nun aber fix," fuhr sie gleich wieder geschäftig fort, „wir warten schon lange auf Sie. — Hier diese zwei Fenster müssen aufgesteckt werden und dort an der Thüre eine Portiere." Der Mann schaute einen Augenblick lang etwas verblüfft die junge Dame an. Dann verzog er seinen Mund ein wenig zum Lachen, während es in seinen Augen lustig aufblitzte.

„Sofort, gnädiges Fräulein," entgegnete er höflich, nahm seinen Hut ab und kletterte in aller Geschwindigkeit die Fensterleiter hinauf. So, dann ist ja auch bald der letzte Handschlag zum würdigen Empfang des Herrn Vetters gethan, dachte die Frau Oberstleutnant so für sich und ging ganz beruhigt und befriedigt in die Küche hinunter. Edith blieb mit dem Tapezierer im Zimmer allein. Sie reichte ihm die Gardinen und Stecknadeln hinauf und er machte sich mit Todesverachtung an das Aufstecken. Er steckte die sonderbarsten Falten, zerstach und zerriß sich die Fingerspitzen, aber er kam damit nicht zustande. — Schon standen ihm große Schweißtropfen auf der Stirn. Edith zuckte ungeduldig die Achseln und hätte es am liebsten ausgesprochen, was sie so bei sich dachte, daß dieser Mann sich wohl gar ein Künstler in seinem Fach nannte, daß es doch jammerschade für die kostbare Lehrzeit wäre und daß sie selbst das Aufstecken ganz entschieden besser verstünde. Aber es war doch gar zu eigentümlich, sie wurde ob der Unbeholfenheit doch nicht so recht böse, im Gegenteil, sie fühlte ordentlich Mitleid mit dem Manne, der sich da so vergebens abmühte. Sie fand Muße genug, ihn recht genau einmal zu betrachten; er hatte ein kluges, angenehmes Gesicht, und Edith sagte sich, der Mann ist doch nicht für diesen Beruf erzogen worden, — der hat seine Lebens- und Leidensgeschichte. Endlich konnte Edith diese Quälerei nicht mehr mitansehen. „Kommen Sie herunter," sagte sie halb ärgerlich, halb auch wieder lachend, „Sie kommen damit doch nicht zum Ende, lassen Sie mich hinauf und reichen mir die Stecknadeln zu." — Ganz bereitwillig verließ der ungeschickte Tapezierer seinen Platz, den Edith einnahm. Die Arbeit ging ihr flott von der Hand, daß der Tapezierer der jungen Dame gar nicht schnell genug die Stecknadeln zureichen konnte. Dabei ließ er wohlgefällig seine bewundernden Blicke auf der schlanken, hübschen Mädchengestalt ruhen, deren Hände so geschickt die Gardinen aufzustecken verstanden. Edith fing auch einmal einen dieser Blicke auf und das Blut stieg ihr ordentlich in das Gesicht. Verlegen begann sie mit dem Manne ein Gespräch.

Sie reichte ihm die Gardinen und Stecknadeln hinauf

„Sie haben wohl noch wenig Uebung im Gardinenaufstecken?" fragte Edith. „Ich, ich habe noch nie im Leben Gardinen aufgesteckt," gestand der Mann ihr ganz offen und ehrlich ein. Edith warf ihm einen Blick zu, der ihm deutlich sagte: So habe ich mich also in dir nicht getäuscht. „Sie hatten dann wohl früher einen anderen Beruf?" erkundigte sich Edith weiter. „Allerdings, gnädiges Fräulein."

„Wie kamen Sie eigentlich zu diesem Beruf als Tapezierer?" — „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb," citierte der Mann mit Humor.

Edith wandte sich dem Tapezierer lebhaft zu, der Mann interessierte sie von Sekunde zu Sekunde mehr. „Dummheiten gemacht oder Unglück gehabt?" forschte sie ungeniert weiter. Der Schelm sah ihm jetzt so recht aus den Augen. Er lachte und erwiderte kurz und bündig, wie er ja auch gefragt worden war: „Dummheiten gemacht."

„Wo waren Sie früher?"

„In Afrika."

„In Afrika!" rief Edith erstaunt aus und ließ vor Ueberraschung sogleich die Gardine los. „In Afrika," wiederholte sie und starrte den Mann verwundert an. „In Afrika — in Begleitung?" fragte sie kurz.

„Ja, in Begleitung," antwortete er. — Dann trat eine Pause ein. Edith hing ihren Gedanken nach, die jetzt überall eher als beim Gardinenaufstecken waren. Beinahe hätte sie laut aufgelacht; da stand ja auch so ein Mensch vor ihr, der in Afrika gewesen war! Er hatte vielleicht ebensoviel gesehen, wie der berühmte Vetter, wegen dessen ihr Muttchen heute das ganze Haus auf den Kopf stellte. Dazu war er also so lange in Afrika gewesen, um nun in Deutschland Gardinen aufzustecken und so seinen Lebensunterhalt zu erringen? Sie empfand wahrhaft Mitleid mit dieser verfehlten Existenz, zumal der Mann so nett aussah, so klug und intelligent dareinschaute! Schweigend steckte Edith noch die Portiere auf. Endlich war die Arbeit fertig. Sie

stieg von der Leiter herunter und betrachtete ihr Werk prüfend. Eben wollte sie dem Manne noch ein paar tröstende, freundliche Worte sagen, da trat ihre Mutter wieder in das Zimmer.

„Wunderhübsch," sagte sie mit zufriedenem Kopfnicken, die Gardinen und die Portiere betrachtend. „Sie haben Ihre Sache sehr nett gemacht, mein Lieber. Siehe dir die Arbeit gut an, Edith. — Du kannst viel daraus lernen. So hübsch kannst du es noch lange nicht machen. Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Meister, und werde bei Bedarf stets wieder zu Ihnen schicken. Hier ist Ihr Lohn," dabei reichte die Frau Oberstleutnant dem Manne ein Zweimarkstück hin. Er wurde ein wenig verlegen und machte eine Gebärde, als ob er es nicht annehmen wollte. Aber Edith blickte ihn halb bittend, halb befehlend an, so daß er stillschweigend mit einer Verbeugung das Geld einsteckte und sich dann entfernte. „Ein höflicher Mann, Edith; findest du nicht? Er hat ordentlich feine Manieren. Diese Art Leute sehen sich von ihren Kunden die Umgangsformen ab. Ich habe doch wirklich recht, wenn ich sage, nur durch unser gutes Beispiel können wir das Volk erziehen. Reizend hat er die Gardinen aufgesteckt, es liegt ordentlich etwas Kunst darin. Sein ganzes Auftreten gefällt mir, und wenn du einmal heiraten solltest, dann soll kein anderer als er die Gardinen aufstecken. Bist du nicht auch der Meinung, Edith?" „Gewiß, Muttchen," erwiderte Edith zerstreut. Sie war mittlerweile an das Fenster getreten und blickte auf die Straße hinab. Es war ihr sonderbar zu Mute. Wenn sie ein Mensch jetzt auf Ehre und Gewissen gefragt hätte, was sie eigentlich wolle, dann hätte sie antworten müssen: „Ich möchte den Tapezierer noch einmal sehen." Jetzt trat der, an den sie dachte, soeben auf die Straße, — wahrhaftig, er sah glückstrahlend hinauf zu ihr und jetzt nahm er gar artig den Hut ab. Aergerlich und errötend zog sich Edith vom Fenster zurück. „Diese Art Leute sind doch zu unverschämt; giebt man ihnen den kleinen Finger, so nehmen sie sofort die ganze Hand," sagte sie zu sich selbst.

Ungefähr eine Stunde später klingelte es an der Hausthüre. Die Aufwärterin brachte gleich darauf eine Visitenkarte herein. Dr. Alfred Krester — stand darauf.

„Ach der Vetter," rief die Frau Oberstleutnant ganz erfreut aus und ging dem Besuch entgegen. Edith aber verschwand durch die andere Thüre. „Herzlich willkommen in der Heimat, lieber Alfred," rief die alte Dame ihrem Besuch entgegen und streckte ihm beide Hände hin. „Ich danke für den herzlichen Empfang, liebe Tante," sagte der Neffe, ihre Hände küssend. „Wir haben dich schon früher erwartet, Alfred, nicht wahr, Edith?" wandte sich Frau von Stroger an ihre Tochter. — Aber Edith war nicht im Zimmer und die Mama dachte so bei sich, es ist doch ein gar zu ungezogenes Göhr. Natürlich mußte sie doch nun Edith bei dem Vetter entschuldigen und that das mit größter Liebenswürdigkeit. „Edith hat noch in der Küche zu thun; wir haben nur eine Aufwartung und müssen uns schon selbst um das Kochen kümmern. — Aber übrigens, wo hast du dein Gepäck, lieber Alfred?" „Ich bin im Hotel abgestiegen, liebes Tantel."

„Wie unrecht von dir, Alfred, ich habe schon zwei Zimmer für dich einrichten lassen und hoffte, dich als Hausgast hier zu haben." Die Worte der Frau Oberstleutnant klangen etwas schmollend. Das merkte der gute Vetter wohl, er errötete ein wenig, küßte dann der alten Dame die Hand und erwiderte: „Verzeihe schon, Tantchen, aber ich weiß ja, was für eine Wirtschaft ein Logierbesuch in einer Stadtwohnung macht, und da dachte ich, es wäre praktischer und angenehmer für dich, wenn ich in einem Hotel wohnte. Ich werde aber, wenn du es erlaubst, am Tage so viel wie möglich in deinem Hause sein. Du bist ja meine einzige Tante, und du glaubst nicht, was für eine Sehnsucht man nach lieben Verwandten hat, wenn man so lange Jahre sich in der Fremde herumgetrieben hat."

Die Frau Tante war schnell wieder versöhnt und bestürmte den Neffen mit tausend anderen Fragen. Dazwischen rief sie wiederholt aus: „Nein, wem siehst du nur ähnlich, du erinnerst mich an jemanden, ich weiß nur nicht an wen; nun vielleicht weiß es Edith." — Sie unterhielten sich beide gerade recht lebhaft, als Edith eintrat. „Ach da bist du ja, Edith!" rief ihr die Mutter entgegen. Der Doktor schritt Edith rasch entgegen, streckte ihr die Hand hin und sagte herzlich: „Grüß Gott, Cousine Edith!"

Edith aber nahm die Hand nicht, sie hatte auch keinen Willkommgruß für den Vetter, sondern starrte ihn wie einen Geist an. „Aber Edith," rief die Mutter vorwurfsvoll, „was soll Alfred nur von dir denken?"

„Wie, du bist der Vetter aus Afrika," stieß sie endlich zornig hervor.

Die Situation war peinlich. Zum Glück steckte die Aufwartefrau den Kopf zur Thüre herein und meldete: „Der Mann ist da, der die Jardinen aufstecken soll, jnädige Frau; — ick habe ihm schon jesagt, dat schon eener dajewesen wäre, aber er jlobt mich das nich."

„Da muß ich doch einmal selbst kommen," sagte die Frau Oberstleutnant und verließ das Zimmer. Kaum war sie zur Thüre hinaus, da stieß Edith zornig die Worte hervor: „Wie konntest du solchen Spott mit mir treiben?" und ihre Augen blitzten den Vetter wütend an. „Wie konntest du mich aber auch nur als Tapezierer ansehen?" lachte der Doktor.

Und dann fingen die beiden plötzlich an hellauf zu lachen, reichten sich versöhnt die Hände und schüttelten sich dieselben, wie ein paar heimlich Verschworene. „Kein Wort zu Mutter, sonst verderben wir ihr den ganzen Tag," bat Edith.

Alfred nickte lachend, antworten konnte er nicht, denn eben kam Frau von Stroger entrüstet in das

BLB Karlsruhe

Zimmer. „Das Volk ist heutzutage doch zu unverschämt, der Mann behauptet, er wäre bestellt und ich müßte ihm das ausbedungene Geld geben. Ich habe ihm schon gesagt, es thäte mir leid, aber es wäre schon ein anderer dagewesen; denkt euch nur, der Mann glaubt mir nicht. — Was soll ich nur mit ihm machen, Alfred?" „Laß mich einmal mit dem Manne reden, Tantchen, wir Männer werden eher miteinander fertig," meinte der Doktor; da die Tante ihm beifällig zunickte, ging er hinaus. Edith folgte ihm. Nach ein paar Minuten kamen sie lachend wieder.

„Der Mann ist schon fort, Tante," beruhigte der Doktor die alte Dame.

„Gott sei Dank! Aber mir ist die Geschichte noch immer nicht klar," bemerkte die Frau Oberstleutnant nachdenklich. „Und der Mensch heute morgen war so nett und manierlich und hat die Gardinen so reizend aufgesteckt, nicht wahr, Edith."

Edith lachte laut auf, Alfred aber meinte scherzend: „Es wird sich schon einmal aufklären, Tantchen, mache dir nur keine Kopfschmerzen weiter."

Und es klärte sich wirklich auf. Acht Tage darauf wußte die Frau Oberstleutnant, wer der famose, manierliche Tapezierer gewesen war, und nun wußte sie auch, weshalb ihr der Neffe gleich so bekannt vorgekommen war. An diesem Tage standen nämlich Edith und der Vetter als glückstrahlendes Brautpaar vor ihr und sie gab ihnen gern ihren Segen. — An Doktor Alfreds Uhrkette baumelt noch heute ein in Gold eingefaßtes Zweimarkstück. Wer ihn fragt, warum er es trägt, dem erzählt er lachend: „Ja, das Geldstück hat seine Geschichte, ich habe es mir als Tapezierer verdient."

Wie die Italiener Besuch vom Teufel bekommen.

Letzten August war's, da ist der Teufel in Person auf der Erde erschienen; damit er aber nicht allsogleich erkannt werde, kam er nicht von unten — wo doch bekanntermaßen die „Hölle" liegt — sondern von oben, wo der Mensch für gewöhnlich den „Himmel" sucht. Und damit nur ja niemand eine Ahnung habe, wer er eigentlich sei, nahm der Teufel eine Gestalt an, wie sie kein Kirchenvater jemals ahnenden Geistes erschaut und geschildert hat. Zu alledem aber ließ er sich nicht etwa im badischen Lande, nicht etwa zu Karlsruhe, auch nicht in Lahr nieder, wo er doch nach dem frommen Wunsche so manches Schwarzrockes schon längst hätte erscheinen müssen, um den Hinkenden mitsamt all seinen Kalendern zu holen — sondern im schönen frommen Italien erschien er, das doch bis oben hin vollgestopft ist von frommen Gottesmännern, von denen selbstverständlich auch nicht ein einziger reif dazu ist, daß ihn der Teufel hole. . . . .

Aber der Teufel hatte einmal so seine Laune; wer konnte es ändern?

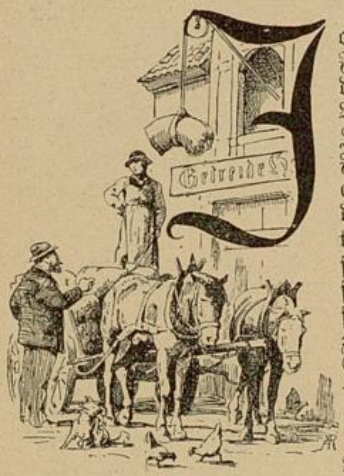
Aus heiterem Himmel, ohne daß ihm jener böse Geruch vorherging, den er sonst von sich zu geben pflegt, fuhr er nieder und gerade in einen Haufen italienischer Bauern hinein. Er schaute aus, wie eine große Seifenblase, schillerte gleich einer solchen in tausend Farben und hopste gar wütig hin und her — auf und ab. Die Bauern und Bäuerinnen wußten sogleich, wen sie vor sich hatten; sie warfen sich zur Erde und bekreuzten sich von vorn und von hinten — bis einer unter ihnen, der wohl mit dem Teufel unter einer Decke stecken mochte, plötzlich sagte: „Hört, das ist ja gar nicht der Teufel, das ist ein Luftballon, wie ihn die Geniesoldaten in Rom immer steigen lassen." Das wollte aber niemand glauben. „Nein, es ist der Teufel, und damit er uns nichts thut, schaffen wir ihn in die Kirche und besprengen ihn gehörig mit Weihwasser."

Gesagt, gethan! Alles faßt an, und wenn er sich natürlich auch sträubte — denn kein Teufel geht gern zur Kirche! — es half ihm nichts und er mußte hinein ins Gotteshaus, und hier ward er tüchtig mit dem heiligen Wasser genäßt. Da es derweile aber schon dunkel geworden war, so zündete der Mesner einige Kerzen an, und neugierig, wie Weiber einmal sind, hielt eine der Bäuerinnen eine solche Kerze dem Teufel direkt unter die Nase. Das aber verstand der Teufel falsch; die Geduld war ihm — in Form eines feinen, dünnen, etwas stark riechenden Gases — durch einen Riß im Leibe infolge des kräftigen Zufassens von so und so viel rohen Bauernhänden so wie so schon ausgegangen . . . . es gab ein rasches Aufblitzen, einen fürchterlichen Knall — anderthalb Dutzend Bauern und Bäuerinnen lagen auf der Nase oder auf sonst welchen edlen Körperteilen — der Teufel aber war verschwunden. Nein, nein, Licht erträgt eben der Teufel nicht . . . . er hält sich immer da auf, wo's hübsch dunkel ist; das Pechrabenschwarze das ist seine Leib- und Magenfarbe. — Nur etliche halbverbrannte Fetzlein blieben von ihm auf den Fliesen der Kirche liegen, von denen zwei oder drei Freigeister der Gemeinde meinten, es sei Seide, denn aus Seide würden derartige Ballons zumeist gemacht. Aber die andern wußten es sämtlich besser. Wenn die Fetzen wirklich von Seide waren — nun so stammten sie vom Unterrock von Teufels Großmutter; im übrigen aber stand es für alle fest: sie hatten den Teufel gesehen, den Teufel in eigener Person.

Spruch.

Was du auch sinnest, was du erstrebst,
Bedenke — daß du zum Sterben lebst. Fränzel.

Familie Schütze.



Johann Gottfried Franz Schütze war der Name des Vaters gewesen, und Johann Gottfried Franz Schütze hieß auch der Sohn, der den väterlichen Getreidehandel in derselben Weise, ehrenfest und mit bescheidenem Gewinn zufrieden, fortführte. Schütze Sohn — wie man ihn im Städtchen auch noch nannte, als der Vater längst tot war — kam nach der Geschäftsübernahme nicht einen Augenblick auf den Gedanken, das häßliche alte Haus, in dem der Getreidehandel von Anfang an betrieben worden war, mit einem wohnlicheren und freundlicheren zu vertauschen, obwohl ein solcher Tausch auch einer Vergrößerung des Geschäftes günstig gewesen wäre. Er war kein Mensch von hervorragenden Geistesgaben, aber er hatte ein warm empfindendes Herz, das ihn an das alte Haus kettete, in dem er geboren war und eine glückliche Jugend verlebt hatte. Vielleicht wirkten auch noch die Eindrücke in ihm nach, die er während eines mehrjährigen Aufenthalts in der Hauptstadt gesammelt hatte. Wie manches stolze Geschäft hatte er da zusammenbrechen sehen, wie oft hatte er Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welch aufreibenden Kampf mancher vielbeneidete Kaufherr führen mußte, um nicht erbarmungslos von der erreichten Höhe hinabgeschleudert zu werden. Nein, da war es schon besser, wie er sich mit seinem gesunden Durchschnittsverstand sagte, an der Spitze eines Geschäftes zu stehen, das Ruhe am Tage und noch mehr Ruhe in der Nacht gewährte.

Im ersten Jahre von Schütze Sohns Selbständigkeit war übrigens noch eine besondere Ursache vorhanden, die ihn abhielt, an Geschäftsvergrößerung und rascheres Geldverdienen zu denken. Diese Ursache trug auch die Schuld daran, daß der Sohn schon vier Wochen nach dem Begräbnis die Trauer um den toten Vater so ziemlich überwunden hatte. In den ersten Tagen stand er nahezu stündlich im Wohnzimmer vor dem Bilde des Verewigten in wehmütigen Betrachtungen; jetzt warf er nur abends vor dem Schlafengehen einen flüchtigen Blick auf die geliebten ehrwürdigen Züge. Und das war so gekommen.

Im zweiten Stock des gegenüberliegenden Hauses wohnte die verwitwete Frau Steuerrätin Nissen. Ihr Gesicht sah grünlichgrau und bitter aus wie ein in Wermut getauchter Schwamm, und ihre Zunge, die wie ein zweischneidiges Schwert war, fürchtete das ganze Städtchen. Dieser würdigen Dame, die an die häßlichsten Tage im Spätherbst erinnerte, schneite es plötzlich ein sechzehnjähriges Töchterchen ins Haus, dessen Erscheinung man nur mit einer Vorstellung in Verbindung bringen konnte — mit dem Mai in seiner sonnigsten Holdseligkeit. Natürlich hatte die Frau Steuerrätin dieses Töchterchen auch schon früher besessen, aber „Irmachen" war mit zwölf Jahren zu einer Tante in die französische Schweiz geschickt worden, wo sie „standesgemäß" erzogen werden sollte. Nun, die französische Schweiz soll ein wunderbarer Erdenfleck sein, und sie hatte der kleinen Deutschen von ihrem Schönsten und Besten mitgegeben —: außer einem schlechtverdauten Französisch und sehr hübschen weiblichen Handarbeiten einen Hauch köstlichster Naturfrische.

Schütze Sohn hatte seinen Morgenkaffee getrunken und war an das Fenster getreten, um den dickköpfigen Bauern Grans aus Winzerlo zu erwarten, der ihm mehrere Wagen bester Gerste anfahren sollte — — da riß der junge Kaufmann auf einmal Mund und Augen weit auf. Im Hause gegenüber stand am Fenster ein hübsches Mädchen und nickte ihm freundlich zu. Es war Irmachen! Er hatte nur davon gehört, daß sie in diesen Tagen zurückkehren sollte — in einem kleinen Städtchen hört man alles — und nun war sie schon da. Daß man aber so schlank, so ausbündig hübsch werden kann! Natürlich, draußen in der Fremde! Im Städtchen selbst wäre eine solche Entwicklung wohl kaum möglich gewesen. Schütze Sohn hatte diesen Gedanken allen Ernstes. Übrigens dachte er im ganzen nicht viel, fühlte aber um so mehr. Er empfand bei Irmachens Anblick zum erstenmal wirkliches Herzklopfen und Atembeklemmung. Wenn er sich auch keine Rechenschaft darüber ablegte, so war es doch so: er hatte sich in das reizende Geschöpf, das dort drüben wohnte, sterblich verliebt.

In den nächsten vier Wochen wurde Schütze Sohn sich darüber klar, was mit ihm vorgegangen war. Er fing an, sich im Spiegel zu betrachten. Nun, er gehörte zu den Leuten, die hinein sehen dürfen. Wenn sein Gesicht auch etwas rot war, so waren dafür seine Augen vom reinsten Blau und seine stattliche Gestalt wäre noch viel mehr zur Geltung gekommen, — wenn er einen besseren Schneider gehabt hätte.

Im Hause gegenüber stand am Fenster ein hübsches Mädchen und nickte ihm freundlich zu.

Er machte diese letztere Entdeckung selbst, und da es Thatsache war, daß er einen neuen Gesellschaftsanzug nötig hatte, reiste er in die Hauptstadt, um sich dort bestmöglich einhülsen zu lassen. Mit dem hauptstädtischen Anzug angethan, machte er dann der

Frau Steuerrätin Nissen einen Sonntagvormittagsbesuch. Die Dame war sehr liebenswürdig, aber auch sehr genau — im Fragen. Nachdem Schütze die anfängliche Schüchternheit überwunden hatte, strömten ihm die Worte nur so von den Lippen. Aber die Frau Steuerrätin fand es für besser, wenn er mit ihr allerhand Rechenexempel betreffs seiner Zukunft löste. Schützes Rechenkunst fand auch den Beifall der würdigen Dame und er erhielt die Erlaubnis, sich schon jetzt im stillen als Irmachens Verlobter zu betrachten. Ein halbes Jahr später sollte die öffentliche Verlobung stattfinden und nach Ablauf des Trauerjahres die Hochzeit sein.

Irmachen machte dem großmütigen Gatten ein Gegengeschenk und gebar ihm einen Stammhalter.

Irmachen wurde von der zärtlichen Mutter mit diesem Zukunftsplane überrascht, und da sie noch zu wenig selbständig im Denken und Empfinden war, sagte sie „ja". Nur fürchtete sie sich vor dem alten finsteren Hause ihres zukünftigen Eheherrn. Da hinein wolle sie nicht, meinte sie schmollend. Die besorgte Mutter beruhigte sie. „Ziehe nur hinein," sagte sie, „wenn du erst seine Frau bist, wollen wir schon dafür sorgen, daß du bald wieder herauskommst. Er muß dir eine Villa bauen." Die Frau Steuerrätin nickte dazu so energisch mit dem Kopfe, als ob die Villa schon so gut wie fertig wäre.

So rasch ging es nun allerdings nicht. Erst im dritten Jahre nach ihrer Verheiratung erreichte Irmachen durch klug angebrachtes Schmollen und gelegentliche Thränen ihren Zweck. Die Mutter unterstützte die Tochter tapfer; freilich hatte sie sich dabei einigemale ganz gehörig über ihren „dickhäutigen" Schwiegersohn zu ärgern, wie sie sich ausdrückte. Schütze trug seine bildhübsche junge Frau auf Händen und wünschte seine verehrte Schwiegermama nur ganz im geheimen manchmal ins Pfefferland. Unter diesen Umständen blieb ihm also nach dreijährigem Widerstande nichts weiter übrig, als draußen vor dem Städtchen eine reizende kleine Villa ins Grüne hineinzubauen und sie seiner Frau zum Geburtstag zu schenken. Natürlich wurde das alte häßliche Haus nicht verkauft, sondern — mit Ausnahme der altväterischen Wohnstube, die unangetastet blieb — in allen seinen Räumen zur Unterbringung von Getreide und Hülsenfrüchten verwendet.

Irmachen war nicht undankbar. Sie machte dem großmütigen Gatten ein Gegengeschenk. Sie gebar ihm den Stammhalter, dessen Ankunft Schütze in einen Rausch von Entzücken versetzte. Wie oft saß er nachdenklich vor der Wiege des schreienden kleinen Weltbürgers, malte sich dessen Zukunft aus und sah ihn schon bekleidet mit allen Ämtern und Ehren, die man überhaupt einem Menschen anthun kann. Noch größer beinahe war das Entzücken der Großmutter. Wenn sie sich des kleinen Rudolf bemächtigt hatte, ging sie stolz und steif wie ein Laternenpfahl mit ihm durchs Zimmer und machte vor lauter Glück und Freude ein Gesicht, dessen Wonnefalten würdig gewesen wären, durch einen allerersten Pinsel der Nachwelt erhalten zu bleiben. Die junge Mutter nahm ihr Glück etwas gleichmütiger hin. Für sie war der kleine Rudolf nicht viel mehr wie eine Puppe, die man hübsch anzieht, um mit ihr Staat zu machen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß alle Welt den Kleinen geradezu wunderschön und der Mama wie aus dem Gesicht geschnitten fand. Dennoch war Irmachen durchaus kein herzloses Geschöpf; allein Gatte und Mutter umhingen sie in blinder Liebe mit soviel Äußerlichkeiten, daß sie keine Zeit fand, einmal in ihrem Innern nach der rechten Ordnung zu sehen.

Der kleine Rudolf wurde langsam größer. Er wuchs sich zu einem frischen, munteren Jungen aus, an dem nur leider die eitle Liebe von Mutter und Großmutter mancherlei verdarben, was die rechte herzentquollene Zärtlichkeit des Vaters, der es auch gelegentlich an Ansätzen zur Strenge nicht fehlen ließ, nicht völlig wieder gutmachen konnte. Den Vater nahmen die Geschäfte durch viele Stunden des Tages in Anspruch, während die beiden Frauen, namentlich die Großmutter, unablässig um den kleinen Rudolf mit ihren Fittichen schwebten, von denen eine ungesunde Bewunderung herabtroff, wie von einem Regenschirm das Wasser.

Als Rudolf zehn Jahre alt war, starb die Großmutter. Frau Irma zerfloß in Thränen. Selbst die eleganten Trauerkleider vermochten ihren Schmerz nur wenig zu lindern. Mit der Frau Steuerrätin war ihr der Rückhalt verloren gegangen. Sie mußte sich nun eine neue selbständige Haltung angewöhnen.

BLB Karlsruhe

Sie hatte aber doch soviel von der Verstorbenen gelernt, daß sie nach Ablauf des Trauerjahres in ein Bad zu gehen für nötig fand, um ihrer geschwächten Gesundheit wieder aufzuhelfen. Der Gatte war selbstverständlich ihrer Ansicht, und da man sich gerade in den Schulferien befand, nahm Frau Irma den kleinen Rudolf mit sich. Das war nun für den armen Schütze ein schwerer Schlag. Einsam irrte er bald durch das alte finstere Haus mit seinen Getreidespeichern, bald durch die leere Villa und wußte durchaus nicht, was er mit seinen knapp bemessenen Freistunden anfangen sollte. Das Essen schmeckte ihm nicht, er schlief schlecht, und als Frau und Kind nach einigen Wochen rot und frisch in das verödete Heim zurückkehrten, weinte er dicke Freudenthränen und braute eine Bowle.

Diese Badereise wiederholte sich in jedem Jahre, und jedesmal meinte Schütze, die schreckliche Einsamkeit nicht überstehen zu können; jedesmal hätte er bei der Rückkehr seiner Familie hüpfen und tanzen mögen. Dann kam aber eine Trennung, welche beide Eltern traf. Rudolf war der Volksschule entwachsen und mußte nun, um etwas Außerordentliches zu werden, das Gymnasium in der Hauptstadt besuchen. Als die Eltern zum erstenmal einsam bei der Lampe saßen, weinten sie wie die Kinder, und das Herz wollte ihnen fast brechen. Aber der Schritt war notwendig gewesen, und die Pension, in der sich Rudolf befand, galt für musterhaft; denn es befanden sich sogar einige Adelige unter den jungen Leuten.

Rudolf war nicht außergewöhnlich begabt, aber da er aufmerksam war, lernte und begriff er doch genügend, um immer mitversetzt zu werden. Lehrer und Schüler hatten den frischen Burschen gern. Als er Untertertianer war, lud ihn einer seiner adeligen Mitschüler ein, die bevorstehenden großen Ferien mit ihm auf dem freiherrlichen Gute zu verleben. Voller Begeisterung erbat sich Rudolf von zu Hause die Erlaubnis, und da die Ehre eine so große war, mußte sich ihr die Sehnsucht der armen Eltern unterordnen. In den nächsten Osterferien wollte Rudolf abermals auf freiherrlichem Gebiete fischen und jagen, und auch diesmal wagten die Eltern nicht Nein zu sagen und ihren einzigen Jungen für sich zu beanspruchen. Aber war das eine öde Osterwoche in der gemütlichen kleinen Villa; so leer, so inhaltlos, es blieben sogar mehrere Braten ungebraten und eine Menge Kuchen ungebacken. Frau Irma war so in ihren Schmerz versunken, daß der arme Schütze am ersten Osterfeiertage beinahe nichts zu essen bekommen hätte, würde nicht die Magd noch im letzten Augenblick mit Rühreiern aufgewartet haben.

In der Nacht, die auf den letzten Ferientag folgte, kam Frau Irma beim ruhelosen Umherwerfen im Bett ein Gedanke, der so eigenartig war, daß unbedingt die selige Frau Steuerrätin, die sich wahrscheinlich in der dunkeln Nacht einmal aus dem Jenseits auf die Erde zurückgewagt hatte, ihre Hand dabei im Spiele gehabt haben mußte. Beim Morgenkaffee erschien Frau Irma wieder frisch und rosig, wie vor den Ferien, und tischte dem Gatten zugleich mit der Sahne und der Buttersemmel ihren neuen Gedanken auf. Sie verlangte nichts mehr und nichts weniger, als daß Schütze sich in der Hauptstadt ansässig machen sollte, damit sie dann ihren Jungen wieder bei sich hätten. Wenn diese Trennung nur noch ein Jahr andauere, würde sie für ihren Teil sicher „dahinsiechen". Schütze begriff seine Frau anfangs gar nicht. Was sollten sie denn in der Hauptstadt anfangen? Das Getreidegeschäft befand sich ja doch hier im Städtchen. Frau Irma aber machte ihm klar, was sie von ihm verlange und verlangen könne, da ihr Lebensglück davon abhänge.

Schütze hatte seine Frau endlich verstanden. Er war sehr blaß geworden, entgegnete kein Wort, sah Frau Irma nur mit einem tieftraurigen Blick an und ging aus dem Zimmer. Den ganzen Vormittag trieb es ihn in den Getreidespeichern umher; er war so fassungslos, daß er sogar einmal acht Stufen hinunter in einen großen Haufen von Hülsenfrüchten fiel. Kurz vor dem Mittagessen verließ er die Getreidespeicher und trat in das väterliche Wohnzimmer; hier stellte er sich vor das Ölbild des toten Vaters, schüttelte halb wehmütig, halb energisch den Kopf und sagte: „Nein, nein, hab' keine Angst!"

Aber er unterschätzte die Macht seiner Frau. So oft Schütze auch erklärte, „die Sache sei ganz unmöglich," Frau Irma kam immer wieder auf ihren Plan zurück. Ab und zu führte sie auch einen neuen Grund ins Treffen; so meinte sie eines Tages, Rudolf würde ja doch auch die Universität in der Hauptstadt besuchen, und da sei es nicht nur gut, sondern sogar notwendig, wenn die Eltern ihn überwachten. Schütze fand aber die Sache immer noch unmöglich und sagte abermals, nur sehr ernsthaft, fast bittend: „Ich habe dir ja gesagt, weshalb es nicht geht." Wenn Frau Irma auch im Augenblick schwieg, einige Tage später begann sie doch wieder zu bohren; gelegentlich weinte und schmollte sie auch und bekam so etwas wie Herzkrämpfe.

Und so kam wirklich ein Tag, an dem Schütze jenes Gesicht zeigte, dem ein großer innerer Zwiespalt seine verzerrenden Linien aufgeprägt hat. So oft er von diesem Tage an auch die Getreidespeicher in dem alten finsteren Hause durchschritt — er vermied stets, in die ehemalige väterliche Wohnstube zu treten. Der alte Mann, dessen Ölbild über dem Sofa an der Wand hing, sehnte sich vergebens danach, an einem Sonntagvormittag wieder einmal das ehrliche Gesicht seines Sohnes zu sehen. Dieser Sohn fuhr dafür sehr häufig nach der Hauptstadt; vor jeder Reise sagte er seiner Frau mit einem seltsam zerstreuten Lächeln, er habe Geschäfte dort. Sie nickte ihm dann stets so innig und liebevoll zu, wie er es sonst gar nicht von ihr gewohnt war.

Rudolf war jetzt wohlbestallter Untersekundaner. Ostern war wieder ins Land gekommen mit noch kühlem, aber hellem und trockenem Wetter. Der buntbemützte Gymnasiast verlebte diesmal die Ferien im Elternhause. Sogar während der Dauer dieser

BLB Karlsruhe

Ferien mußte sich Schütze von seiner Familie losreißen, um „geschäftshalber“ in die Hauptstadt zu fahren. Als er zurückkehrte, war er ein gebrochener und verzweifelter Mann. Er hatte an der Börse gespielt und nicht nur sein ganzes bescheidenes Vermögen verloren — er mußte auch das Getreidegeschäft und die Villa verkaufen, wenn er allen seinen Verpflichtungen nachkommen und aus dem Zusammenbruche seiner Existenz als rechtlicher Mann hervorgehen wollte. Wie ein Trunkener entstieg er dem Bahnwagen. Da er die Stunde seiner Ankunft nicht angezeigt hatte, erwarteten ihn weder Frau, noch Sohn am Bahnhof. Ehe er nach Hause ging, begab er sich vor allem zu seinem Rechtsanwalt, um noch einmal alles mit ihm durchzusprechen und den Verkauf seiner Liegenschaften anzuordnen. Dann schwankte er nach dem alten finsteren Hause und schloß sich in der vereinsamten Wohnstube ein. Er wagte nicht, den Blick zum Gesicht des toten Vaters emporzuheben. Mit einem herzzerreißenden Stöhnen brach er auf dem Sofa zusammen und lag so die ganze entsetzlich lange Nacht.

Aschgrau im Gesicht, gebückt, gealtert, schlich er am nächsten Morgen auf Umwegen zu seiner Villa. Die Füße wollten nicht über die Schwelle; er fürchtete, er schämte sich, vor Weib und Kind zu treten, der arme Schütze. Er hätte tot sein mögen. Aber nein, nein, es galt ja, den Seinen ein neues Brot zu schaffen. Mit dem Gedanken richtete er sich auf und trat in das Speisezimmer, wo Frau Irma und Rudolf beim Morgenkaffee saßen. Die Thränen immer wieder hinabwürgend, erzählte er mit stockender Stimme, wie er rascher habe Geld verdienen wollen, um seine Familie aus den engen Verhältnissen des Städtchens in die Hauptstadt versetzen zu können. Er habe jedoch kein Glück gehabt, und nun sei alles verloren. Er bat Frau und Sohn um Verzeihung und gelobte, bis aufs Blut arbeiten zu wollen, um seine Lieben vor Mangel zu schützen. Nicht mit einer Silbe klagte er seine Frau an.

Aber als Frau Irma erst die traurige Lage erfaßt hatte, klagte sie den Gatten an mit der heftigen, gellenden Stimme der seligen Frau Steuerrätin, mit den unbedachten, spitzen, leidenschaftlichen Worten, die dieser zu Gebote gestanden hatten. Sie nannte ihren Mann leichtsinnig, pflichtvergessen, einen Verbrecher an seiner Familie. Mit einem lauten Wehschrei warf sie sich plötzlich an den Hals ihres Sohnes. Was solle nun aus Rudolfs Zukunft werden? Auf dieses Stichwort öffnete den Mund auch Rudolf, der bisher stumm an den feinen Härchen auf seiner Oberlippe gezerrt hatte. Als die Mutter von seiner Zukunft sprach, fielen ihm die Verabredungen ein, die er mit dem freiherrlichen Freund getroffen: wie sie auf derselben Universität studieren und miteinander ein flottes Burschenleben führen wollten. Daraus wurde nun nichts. Er glaubte also vollen Grund zu haben, in die Vorwürfe der Mutter einzustimmen, that es auch und schloß seine längere Rede mit den denkwürdigen Worten: „Ich von meinem Standpunkt aus kann nicht begreifen, wie ein gewiegter Kaufmann so hat handeln können.“ Rudolf hatte während dieser Rede den bleichen und zitternden Vater nicht ansehen können, sondern beharrlich in die Ecke hinübergestarrt, wo das Klavier stand.

Während ihr Sohn sprach, schöpfte Frau Irma Kraft zu neuen Vorwürfen, mit denen sie den wehrlosen Mann überfiel. Sie schloß ebenso denkwürdig wie ihr Sohn, „es wäre viel besser gewesen, wenn sie aus den Tassen dort statt Kaffee Gift getrunken hätten, wenn sie und ihr armer Junge heute nacht einschlafen und nie wieder aufwachen würden, oder wenn die Welt unterginge.“ Dann nahm sie Rudolf an der Hand und zog ihn mit sich in ihr Zimmer, das sie hinter sich verriegelte.

Dieser vorgeschobene Riegel schied den armen Schütze von den Seinen. Er hatte begriffen, daß sie nicht ihn, sondern das sorgenlose Dasein geliebt hatten, das er ihnen mit seiner Arbeit bereitet. Was er aber nicht begriff, war, daß an dieser fürchterlichen, dreimal grausamen Wahrheit sein Herz nicht verblutete. Er verließ die Villa und warf ihr von draußen noch einmal einen unbeschreiblich traurigen Blick zu. Dann kehrte er in das alte finstere Haus zurück und schrieb in der Wohnstube zwei Briefe. Der eine war an seinen Rechtsanwalt gerichtet. Schütze ersuchte darin den Freund und Vertreter noch einmal aufs dringendste, seine Angelegenheiten so zu ordnen, daß kein Makel an seinem Namen hängen bleibe. Wenn für Weib und Sohn auch kein Heller zurückbliebe, — vor allem müsse der ehrliche Name gerettet werden. Der zweite Brief Schützes war an Frau Irma gerichtet. Er teilte ihr in den wenigen Zeilen mit, daß ihr kleines mütterliches Vermögen sichergestellt sei und sie fürs erste vor Mangel schützen werde. Seinen Sohn ermahnte er, sich sofort in der Hauptstadt nach einer Stelle umzusehen; er müsse sich einem praktischen Beruf widmen, da es nun mit der akademischen Laufbahn nichts sei. Der Vater legte Rudolf in schlichten, aber um so ergreifenderen Worten ans Herz, seinen Stolz und seine Kraft darein zu setzen, der Mutter Stütze und Halt zu sein. Dann sprach der ärmste Mann kurz von seinem Plan, nach Amerika gehen zu wollen. Er sei der Überzeugung, daß es ihm drüben leichter gelingen werde, sich eine neue Existenz zu gründen, als in der Heimat, wo ihn alles an sein großes Unglück erinnere und seine Thatkraft lähme. Auch jetzt fiel kein Wort des Vorwurfs für die Seinigen, die ihn durch ihre Lieblosigkeit forttrieben. Er schloß mit der Versicherung, daß er zurückkehren werde, sobald seine Bemühungen von Erfolg gekrönt seien.

Dann schritt er noch einmal durch das ganze Haus, vom Keller bis zum Dach, stieg über die Getreidehaufen und ließ mit zusammengebissenen Zähnen die goldgelben Körner durch die zitternden Finger laufen. Als er seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, trat er noch einmal in die Wohnstube. Er holte das Bild des toten Vaters vom Nagel herab; die

BLB Karlsruhe

bärtige Wange innig an die staubige Leinwand geschmiegt, weinte er sich aus. Inzwischen war die Dämmerstunde gekommen. Der an Hab und Gut und noch mehr an Liebe verarmte Mann wankte hinaus — und war fortan für das Städtchen und seine Bewohner verschwunden.

Am andern Tage suchte der Rechtsanwalt Frau Irma in der Villa auf. Sie weinte und schmähte noch immer in heftigen Worten auf Schütze. Der Rechtsanwalt, der ein aufrichtiger Freund des armen Schütze war, hörte eine Weile geduldig zu, dann bat er sehr entschieden ums Wort. Er kannte ja die Verhältnisse und machte Frau Irma in fünf Minuten klar, daß nicht Schütze, sondern sie die Schuld an dem hereingebrochenen Unglück trage, und daß nur der schwärzeste Undank und die abscheulichste Selbstsucht ein Wort des Vorwurfs für den Ärmsten finden könnten. Nachdem er noch gebeten hatte, Frau Irma möge Rudolf zu ihm schicken, mit dem er zu sprechen habe, entfernte er sich. Rudolf hatte im Nebenzimmer hinter der nur angelehnten Thür die Worte des Rechtsanwalts mit angehört. Er war dabei totenblaß geworden und seine guten, ehrlichen Augen verrieten, was in seiner jungen Seele vor sich ging. Er hielt hinter den zusammengepreßten Lippen einen Seufzer zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und preßte den Kopf in die Sofakissen.

Frau Irma hatte sich indessen von der Kopfwäsche erholt, die ihr der Rechtsanwalt hatte angedeihen lassen, und begab sich nun zu ihrem Sohn, um abermals mit Jammern und Zanken zu beginnen. Da fuhr Rudolf unwillig empor, seine Augen blickten die Mutter ernst an und mit lauter Stimme rief er: „Du sollst kein häßliches Wort mehr über den Vater sagen! Ich dulde es nicht! hörst du?!“ Damit riß er seine Mütze von der Wand und stürmte hinaus in den leise niederrieselnden Frühlingsregen.

Nachdem Rudolf eine längere Unterredung mit dem Rechtsanwalt gehabt, teilte er Frau Irma seinen Entschluß mit, nach der Hauptstadt gehen zu wollen, um sich dort eine Stelle zu suchen. Sobald er etwas Passendes gefunden habe, möge die Mutter nachkommen. Er reiste auch bereits am andern Nachmittag ab. Das Glück war ihm günstig. Schon nach vierzehn Tagen fand er in einem technischen Bureau eine Anstellung. Das Anfangsgehalt war zwar sehr mäßig, aber der Herr, dem sein bescheidenes und doch sicheres Auftreten gefiel, versprach ihm eine entsprechende Aufbesserung, sobald er sich eingearbeitet habe. Nun suchte Rudolf, der auf einmal selbständig geworden war, eine kleine gemütliche Wohnung von zwei Zimmern und einer Küche und schrieb der Mutter, sie möge sich mit einem Teil der Möbel auf die Reise machen. Als Frau Irma ankam, erschrak Rudolf, so verändert fand er sie. Über ihrem Haar lag ein grauer Hauch und das Gesicht war so schmal, so alt geworden! Sie mußte viel gelitten und — viel nachgedacht haben. Auch ihr Wesen war vollständig verwandelt. Sie fiel Rudolf nicht um den Hals, sie weinte nicht, sondern reichte ihm nur still die Hand und sagte: „Nicht wahr, mein Sohn, du wirst Geduld mit deiner Mutter haben? Ich werde mich des Haushaltes annehmen, so gut ich kann. Wenn es in meinen Kräften steht, sollst du nichts vermissen. Wer weiß, vielleicht kehrt auch der Vater bald zurück. Die Sehnsucht wird ihm in

Die bärtige Wange innig an die staubige Leinwand gedrückt, weinte er sich aus.

der Fremde keine Ruhe lassen — die Sehnsucht, die auch uns erfüllt, nicht wahr? Dann wollen wir alle ein neues Leben anfangen.“ Rudolf küßte Frau Irma heftig auf den Mund und flüsterte an ihrer Schulter immer wieder: „Du gute, gute Mutter!“

Aber das behagliche, arbeitsfrohe Stilleben sollte den beiden nicht so leicht gemacht werden. Kein Unglück kommt allein, sagt ein Sprichwort. Kaum ein halbes Jahr nach der Trennung mußte das Bankhaus, das Frau Irmas kleines Vermögen verwaltete, seine Zahlungen einstellen. Das war ein schlimmer Schlag; denn Frau Irma verlor alles. Die Zinsen hatten Mutter und Sohn so manche kleine Erleichterung verschafft, die nun wegfallen mußte. Rudolf, der den Zusammenbruch des Hauses zuerst erfuhr, fürchtete sich davor, der Mutter die böse Mitteilung zu überbringen, aber es mußte sein. Frau Irma war wohl zu Anfang etwas erschrocken, doch sie faßte sich bald und sagte: „Nun werde ich alles dir zu verdanken haben, lieber Rudolf. Ich weiß, du wirst deine Mutter nicht verlassen.“ Und wieder gelobten sich Mutter und Sohn in herzlicher Umarmung Treue fürs Leben.

In diesen Tagen war es auch, daß Rudolf der

Mutter anmerkte, sie habe etwas auf dem Herzen. Wenn er sie unvermutet anredete und lächelnd fragte, wo sie mit ihren Gedanken sei, erröte'e sie wie ein junges Mädchen und sah fast scheu zur Seite. Als er mit Fragen in sie drang, ob sie sich nicht wohl fühle, gestand sie, was es sei. Sie hatte schon seit Wochen ab und zu ein Stück von ihrem Schmuck verkauft und von dem Erlös in großen amerikanischen Zeitungen hin und wieder einen Aufruf an ihren Gatten erlassen: er möge doch verzeihen und zurückkehren, Mutter und Sohn liebten ihn über alles und könnten nur in einem neuen Leben mit ihm ihr wahres Glück finden. Als Frau Irma dies Geständnis abgelegt hatte, fügte sie schüchtern hinzu: „Ich habe noch so viel Schmuck, den ich nie mehr tragen werde. Darf ich ihn weiter dazu anwenden, Vater an unsere Seite zurückzurufen, oder willst du, daß ich das Geld für die Wirtschaft —"

„Nein, das will ich nicht! Wie kannst du nur denken! Rufe den Vater — jawohl, rufe nur. Er wird dich endlich doch hören. So viel Liebe muß ihn in unsere Arme zurückführen."

Aber der verschollene Schütze hörte nicht — oder wollte nicht hören. Und nach Jahresfrist war das letzte Schmuckstück verkauft, und Mutter und Sohn hatten nun nichts mehr, um über das große Wasser hinüber dem einsamen Vater zuzurufen: Komm doch zurück! Wir lieben dich ja so sehr! — —

Wenn Frau Irma im stillen litt, so zeigte sie es doch keineswegs. Sie war immer gleichmäßig still und freundlich und umgab Rudolf, trotz der beschränkten Mittel, die ihr zu Gebote standen, mit einer Behaglichkeit, als habe sie von Kindesbeinen an keine andere Kunst geübt, als den kleinen Wundern nachzuspüren, die eine gute Hausfrau zu verrichten vermag. Rudolf in seiner aufstrebenden jugendlichen Kraft vergaß naturgemäß immer mehr den traurigen Gedanken an den verschwundenen Vater. Sein Interesse an dem Beruf, dem er sich notgedrungen hatte zuwenden müssen, wuchs, und er spann allerlei Zukunftsträume, in denen er sich glücklich fühlte. Er konnte wieder so hell und frisch lachen, wie als übermütiger Gymnasiast, und die Mutter hütete sich sehr, ihn mit einem unvorsichtigen Wort aus dem gesunden Gleichgewicht zu bringen.

Eines Tages klopfte die Wirtin an, bei der Mutter und Sohn wohnten, und erzählte freudestrahlend, sie habe nun, Gott sei Dank, auch noch das kleine Zimmer neben den „Herrschaften" vermietet. Die Mieterin sei ein Ladenfräulein, das den ganzen Tag im Geschäft sei und die „Herrschaften" gewiß nicht stören werde; sie mache einen sehr stillen Eindruck. In der That hörten Frau Irma und Rudolf abends nur, wie drüben die Lampe einen Augenblick klirrte, wahrscheinlich beim Anzünden; darauf ein kurzes Hin- und Hergehen, dann nichts mehr. Eine Stunde später etwa hörten sie noch durch die dünne Wand ein Lied singen, einfach und kurz, worauf wieder tiefe Stille eintrat. Frau Irma hatte den Kopf von ihrer Näherei, Rudolf von seinem Buche erhoben, allein die Worte des Liedes hatten sie nicht verstehen können. Am andern Abend ließ sich die leise traurige Stimme wieder vernehmen. Diesmal stand Rudolf auf und setzte sich auf einen Stuhl, der an der Verbindungswand stand. Das Lied war dasselbe, und Rudolf verstand jetzt auch die Worte:

„Hast du's so eilig denn,
Mich zu verlassen?
Wurden dir gar so eng
Unsere Gassen?

Ist hier der Frühling nicht
Lieblich zu schauen?
Bin ich die häßlichste
Unter den Frauen?

Wenn du nicht bleiben willst,
Mußt du wohl gehen.
Wüßt' ich nur, wie ich es
Soll überstehen!

Wird wohl am besten sein,
Mein' ich: Dein Leben
Sei in des Todes Hand
Plötzlich gegeben.

Wein' mich von Herzen aus,
Um dann zu denken:
Gott weiß zum Rechten ja
Alles zu lenken."

Dann wieder tiefe Stille.

Rudolf hatte Thränen im Auge, als er an den Tisch zurückkehrte, und die Mutter beugte den Kopf tief auf ihre Arbeit herab, um dem Sohn nicht zu zeigen, daß es ihr ebenso ging.

Das Lied war für Mutter und Sohn fortan der Abendsegen. Frau Irma merkte bald, wie das wehmütige Lied Rudolf mehr und mehr beeinflußte. Er war zerstreut, bald ausgelassen fröhlich, bald tieftraurig und was für Frau Irma das Empfindlichste war: er wurde verschlossen. Die Mutter fragte nicht nach der Ursache, sie wollte es auf andere Weise erfahren. Wenn Rudolf morgens und mittags das Haus verließ, um in das Geschäft zu gehen, eilte sie mit plötzlich erwachter lebhafter Neugier an das Fenster und sah ihrem Liebling mit weit vorgestrecktem Halse nach. Dabei mußte ihr zu öfteren Malen etwas auffallen, was sie zu einem ernsten und besorgten Kopfschütteln veranlaßte. Sie hatte daraufhin auch verschiedene geheimnisvolle Unterredungen mit der Wirtin, und schließlich verließ sie mehreremale das Haus, ohne daß diese Gänge Spaziergänge gewesen wären oder Einkaufszwecke gehabt hätten. Vom letzten dieser Ausflüge, die sie Rudolf sorgfältig verschwieg, kehrte sie ruhig, fast heiter zurück. Die früher gezeigte Neugier war jetzt verschwunden, mit ihr auch jede Besorgnis.

Man befand sich im Winter und ging dem schönsten aller Feste, dem Weihnachtsfest, entgegen. Eines Tages sagte Frau Irma beim Mittagessen zu Rudolf: „Ich habe von der Wirtin gehört, daß das Fräulein nebenan einen musterhaften Lebenswandel führt. Die Wirtin erzählte mir auch, daß die Ärmste in einem

Waisenhause erzogen worden sei und daß sie keinen Menschen auf Gottes weiter Welt habe, der sich um sie bekümmert. Wie wäre es, lieber Rudolf, wenn wir das arme Ding für den heiligen Abend zu uns bäten?"

Rudolf wurde blutrot im Gesicht und fand im ersten Augenblick keine Worte. Dann sprang er auf, umhalste die Mutter stürmisch und stammelte schließlich, über seine Begeisterung in Verlegenheit geratend: „Ja, ja, das Alleinsein an einem solchen Abend ist zu traurig. Ich — ich werde Fräulein Agnes deine Einladung gleich überbringen." Frau Irma wunderte sich gar nicht, daß er den Vornamen des jungen Mädchens wußte, sondern lächelte nur, wie er aus dem Zimmer schoß, um bei Fräulein Agnes anzuklopfen. —

Frau Irma, Rudolf und Fräulein Agnes, die nach kurzem Zögern die freundliche Einladung angenommen, hatten den Weihnachtskarpfen mit bestem Appetit verzehrt, und nun machte sich der junge Mann im Nebenzimmer daran, einen Punsch zu brauen. Indessen versicherte Agnes Frau Irma, daß sie seit langen Jahren zum erstenmal wieder eine frohe Weihnacht feiere. Die gereifte Frau blickte mit inniger Anteilnahme in das blasse, feingeschnittene Gesicht ihrer jungen Nachbarin. In gütiger Weise brachte sie das junge Mädchen zum Reden, und was sie da hörte, entlockte ihr eigentümlicherweise nur ein freundliches Kopfnicken, als wisse sie um das alles schon und habe einen guten Trost bei der Hand.

Da trat Rudolf mit seinem Gebräu ein, und die fröhlichen Punsch- und Weihnachtsgeister hielten durch die purpurschimmernden Gläser ihren Einzug. Bald war auch die Stimmung recht gehoben. Plötzlich beugte Rudolf sein etwas gerötetes Gesicht zu Fräulein Agnes hinüber und sah ihr tief in die schönen dunklen Augen. „Wie wäre es, wenn wir jetzt ein Lied jängen?" stieß er hervor. „Fräulein Agnes, Sie singen ja so schön:

„Ist hier der Frühling nicht
Lieblich zu schauen?
Bin ich die häßlichste
Unter den Frauen?"

Leichenfahl im Gesicht fuhr das junge Mädchen mit einem Ruck von ihrem Platz in die Höhe. Mit zitternden Händen hielt sie sich noch einen Augenblick am Tischrand fest, als fehlte ihr zu jeder weiteren Bewegung die nötige Kraft; dann eilte sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

„Bin ich aber ein dummer, schlechter Mensch!" stammelte Rudolf schließlich und drückte die geballte Faust wider die Stirn. „Nein, so kann's ja nicht bleiben, zanke nicht, Mutter, ich mache sie wieder gut." Und hinaus war er.

Er blieb über eine Stunde fort. Während der ganzen Zeit verharrte Frau Irma still am Tisch und hielt die Hände im Schoß gefaltet.

Endlich öffnete sich die Thür wieder, und Rudolf zog die sich leicht sträubende Agnes über die Schwelle. Da erhob sich Frau Irma recht feierlich, öffnete die Arme weit — und mit einem Freudenschrei warf sich das junge Mädchen hinein. Agnes hatte im zarten Kindesalter schon verwaist dagestanden, war dann schnöde um die erste Liebe betrogen worden, und hatte nun doch noch in die einzig wahre Heimat, die wir Menschen auf Erden haben, den Weg gefunden.

Agnes ließ ihr trauriges Lied fortan niemals mehr hören, allein Rudolf, der ihre schöne sanfte Stimme über alles liebte, bat so lange, bis sie doch wieder sang. Diesmal klang die Weise nicht so schwermütig und hoffnungslos:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Hat für das Glück schier tausend Namen,
Und doch war stets nur einer recht,
So viel auch tausend Jahre kamen.

Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen."

Mutter und Sohn hatten nun wieder ihren Abendsegen. Rudolf merkte in seiner Liebe nichts davon, daß die Mutter bei den sanften Tönen oft nur mit größter Mühe ein Schluchzen zurückhielt.

Im Einverständnis mit Frau Irma setzte das Brautpaar den Tag der Hochzeit auf Weihnachten in zwei Jahren fest. Rudolf erhoffte bis dahin eine neue Gehaltsaufbesserung. Und nun gab es ein Zusammenleben der drei, in das als einziger Schatten nur die leisen Seufzer der Mutter fielen, die immer an den weltfernen Gatten denken mußte, der vielleicht darbte und sich in Sehnsucht verzehrte. Die glücklich Liebenden freilich vernahmen diese Seufzer nicht. Sie waren wunschlos selig. Der so weit hinausgerückte Zeitpunkt der Hochzeit trübte ihre reine, keusche Liebe nicht. Agnes war schon zu schwer im Leben geprüft worden, als daß der neue Glücksquell, der auf einmal vor ihr aufgesprungen war, sie bei aller Seligkeit nicht fast zaghaft scheu gemacht haben sollte. Auch nicht den Schatten eines Wunsches mehr äußern — sonst könnte all die Herrlichkeit in nichts zerfließen! An der Seite seines freiherrlichen Freundes hätte Rudolf die Liebe wohl nicht in dieser köstlichsten Gestalt kennen gelernt.

Die drei Menschen, die sich mittags und abends um den runden Tisch in Frau Irmas kleinem Stübchen setzten, kannten keine Falschheit — und doch hatten sie alle drei Heimlichkeiten voreinander. Sie sagten sich abends „Gute Nacht" und sahen dabei aus, als hätten sie wirklich keine andere Absicht, als kraft ihres guten Gewissens frisch und fröhlich einzuschlafen. Sobald jedoch Rudolf die Thür seines Zimmers hinter sich geschlossen hatte, hängte er einen Rock an die Thürklinke, um das Schlüsselloch zu verdecken, und komischerweise machte es Frau Irma auf der andern Seite der Thür ebenso mit einem dichten Tuche. Dann setzte sich Rudolf zur Lampe und fing an, einen englischen Roman ins Deutsche zu übersetzen. Er hatte auf der Schule schon fleißig

BLB Karlsruhe

Englisch getrieben und sich dann nach Antritt seiner Stellung nach Kräften noch darin vervollkommnet. Nun wollte er wahrscheinlich die Früchte seiner Mühen ernten. Frau Irma aber schmiegte sich in ihren großen Lehnstuhl und stickte Abend für Abend noch lange über Mitternacht hinaus.

Nur durch die dünne Wand von ihr getrennt, saß auch Agnes lautlos in ihrem Stübchen und nähte, stickte und häkelte oft bis zum Frührot. Wenn man sich dann „Guten Morgen" sagte, behaupteten alle drei, ausgezeichnet geschlafen zu haben, und doch wäre eins oder das andere gar manchmal gern noch ein Stündchen im warmen Bett geblieben.

Heimlichkeiten sind aber unnatürlich und kommen deshalb früher oder später stets an den Tag. Merkwürdigerweise war der Zeitpunkt, an dem die Heimlichkeiten unseres Kleeb'aties entdeckt wurden, der nächste Weihnachtsabend. Als Mutter und Sohn den Gaben-

tisch für Agnes herrichteten, hatte Rudolf nichts weiter hinzulegen, als ein verschlossenes Couvert mit der Aufschrift „Kleiner Beitrag zur Aussteuer meiner geliebten Agnes". Frau Irma stutzte und sah ihren Sohn überrascht an. Dann zog sie unter leisem Erröten ebenfalls ein Couvert hervor, auf dem nahezu die gleichen Worte standen. Bald hatte eins dem andern sein Geheimnis entlockt, und halb lachend, halb weinend fielen sie sich um den Hals und erwarteten Hand in Hand voll stolzer Freude das Eintreten der jungen Braut. Während Agnes diese von der Liebe ersonnenen und von der Aufopferung ausgeführten Überraschungen entgegennahm, lächelte sie, als wollte sie fröhlich rufen: „Aller guten Gedanken sind drei." Doch dann dachte sie einen Augenblick nach und schwieg. Sie wollte mit ihrem Geständnis Mutter und Sohn den Triumph nicht schmälern, für sie gewacht und gearbeitet zu haben, indes sie sich wohlig in ihren Kissen streckte.

In einigen Wochen hatte Agnes Geburtstag, und zur Feier dieses Tages sollten die ersten großmächtigen Ausstattungseinkäufe gemacht werden. Wie die Kinder freuten sie sich alle darauf. Agnes lächelte still vor sich hin, als Rudolf in seiner Unkenntnis von einem sehr hübschen, aber sehr teuern Schrank sprach, den sie zusammen in einer Auslage gesehen hatten. Nun, wo die Gelder nicht zulangen sollten — konnte sie ja aus eigenen Mitteln nachhelfen.

Nun geschah es, daß alle noch nachträglich ein Weihnachtsgeschenk erhielten, das ihnen das ersehnteste und kostbarste war. Rudolf pflegte nach Geschäftsschluß stets seine Braut aus dem Modewarenladen abzuholen, wo sie vorläufig noch angestellt war, und in harmlosem Geplauder über die Erlebnisse des Tages gingen sie dann miteinander nach Hause, um sich an dem herrlich duftenden Warmbier gütlich zu thun, das Frau Irma in diesen kalten Tagen stets bereit hielt. So traten sie auch einige Tage nach Neujahr in das Stübchen der Mutter. Auf dem Sofa saß an der Seite der Mutter ein fremder Mann in langwallendem Bart, und sein Kopf lehnte an ihrer Brust, als ob gerade dort und nirgends sonst in der Welt sein Platz sei. Die Mutter konnte in ihrer mächtigen Bewegung kaum sprechen, und rief nur dem Sohn entgegen: „Rudolf — der Vater ist da!"

Hastig stürzte Rudolf nach dem Sofa. Wie er aber das eingefallene leidende Antlitz des Wiedergekehrten dicht vor sich sah, stand er einen Augenblick tief betroffen still. Rasch beugte er sich dann nieder und küßte schluchzend die Hände, die sich ihm entgegenstreckten. „Ist es denn möglich, Vater? Haben wir dich wirklich wieder? Ach, das Glück, das große Glück," rief er immer von neuem. Er hatte seine Braut ganz vergessen, die übrigens schon vor einer Weile das Zimmer verlassen und die Thür leise hinter sich geschlossen hatte. Sie wollte das heilige Fest dieses Wiederfindens nicht stören.

Nach einer Viertelstunde trat Rudolf in ihr Stübchen, um sie hinüberzuholen und dem Vater vorzustellen. Der gute Junge wußte nicht recht, sollte er lachen, daß der Vater wieder da war, oder weinen, weil der Ärmste gar so krank dreinsah und aus seltsam hohlen, fieberhaft flackernden Augen blickte. Schütze hatte schon zu Weihnachten bei den Seinen eintreffen wollen; aber er war auf dem Schiff krank geworden und hatte gleich nach dessen Ankunft in Hamburg ein Gasthaus aufsuchen müssen, da er sich mit seinen Kräften vollständig zu Ende fühlte. Über eine Woche hatte er in der großen fremden Stadt mit seiner Krankheit gerungen, bis ihm endlich die Sehnsucht so viel Kraft zurückgegeben hatte, um die Heimreise vollenden zu können. Nun er da war, meinte er freilich an Erschöpfung und übergroßer Freude über den innigen Empfang, den er fand, sterben zu müssen. Nur langsam erholte er sich und bat dann die Seinen mit matter Stimme, ihm zu berichten, wie es ihnen in der langen Zeit ergangen sei. Mit gesenktem Haupt hörte er zu und begnügte sich damit, Frau und Sohn zuweilen stumm die Hand zu drücken. Er selbst erwähnte auch nicht mit einer Silbe seine

BLB Karlsruhe

Erlebnisse in der neuen Welt, und die Seinen waren zartfühlend genug, nicht darnach zu fragen. O, wie schwer mußte er in der kalten, lieblosen Fremde gelitten haben, da er so zurückgekehrt war, der einst so kräftige und blühende Mann!

Schütze hatte Agnes mit dem prüfenden Blick eines durch die Schule schwerer Erfahrungen Gegangenen eine Zeitlang stumm angesehen, um sie dann mit einer langsamen Bewegung zu sich niederzuziehen und sein liebes Kind zu nennen. Mutter und Sohn verbargen nach Kräften die Sorge, die ihnen sein Aussehen einflößte, schienen heiter und glücklich und sprachen immer wieder davon, wie köstlich sich nun ihr Zusammenleben gestalten würde.

Natürlich mußte Schütze zur Nacht in Rudolfs Bett schlafen, während der junge Mann es sich auf dem Sofa bequem machte, das er dicht daneben rückte. Vater und Sohn plauderten noch ein wenig hin und her, bis Rudolf schließlich rief: „Wie glücklich bin ich, wieder »Gute Nacht, Vater!« sagen zu dürfen.“ Kurz vor dem Einschlafen wiederholte er die Worte, schon halb im Traume, mit seiner hellen Stimme noch einmal.

Am andern Morgen konnte Schütze nicht aufstehen, obwohl er behauptete, sich nicht kränker zu fühlen; nur matt sei er, und es werde ihm so wohl thun, sich ein wenig pflegen zu lassen. Rudolf stürmte zu einem Arzt, der den Kranken, obwohl dieser halb und halb widerstrebte, gründlich untersuchte. Nach beendigter Untersuchung zuckte der gelehrte Mann die Achseln und meinte: „Ihre Lebenskraft ist sehr herunter. Sie müssen sich jahrelang überarbeitet und sehr schlecht genährt haben.“ Der Kranke fuhr ungeduldig auf, warf einen raschen Blick auf Frau und Sohn und brummte: „Unsinn!“ Der armen Frau Irma aber wollte das Herz in der Brust stillestehen, und Rudolf biß sich die Lippen blutig, um nicht laut aufzuschreien. Er stand darauf einige Minuten regungslos am Fenster, die Stirn wider die Scheiben gepreßt. Plötzlich verließ er rasch das Zimmer und trat bei Agnes ein, die eben in der Mittagspause nach Hause gekommen war. „Lieber Schatz,“ bat er, „willst du auch nicht böse sein über das, was ich dir jetzt sagen werde? Du mußt mir einen Teil von dem Gelde zurückgeben, das dir Mutter und ich zur Aussteuer geschenkt haben. Der Vater muß das Beste und Kräftigste essen und trinken, wenn er wieder gesund werden soll. Wir müssen uns mit unseren Wünschen noch ein wenig gedulden.“

Mit hellen Augen nickte Agnes ihre Zustimmung und eilte geschäftig an die wohlverschlossene Kommode, aus der sie das Geld lächelnd unter einem Stoß Wäsche hervorkramte. Da sie die Summe in größeren Scheinen vor ihn hinlegte, sah er mit seinen scharfen Kaufmannsaugen sofort, daß es hundertundfünfzig Mark mehr waren, als die Mutter und er ihr geschenkt hatten. Fragend blickte er seine Braut an. Nun mußte sie gestehen, daß auch sie ihre Nächte in fröhlichem Sorgen und Mühen hingebracht. Er zog das in seiner Verlegenheit hold erglühende junge Mädchen an die Brust und sagte einfach: „Will unser Herrgott, daß der Vater gesund wird, so geschieht es gewiß durch die Pflege, die wir ihm durch dieses Geld angedeihen lassen können.“

Schütze blieb bettlägerig, aber Liebe und Sorgfalt waren um ihn; auf dem Tisch standen gebratene Hühner und Tauben, und daneben funkelte alter

Auf dem Sofa an der Seite der Mutter saß ein fremder Mann in langwallendem Bart.

Rheinwein. Als Frau Irma eines Abends ausgegangen war, um noch rasch eine Besorgung zu machen, rief der Kranke Rudolf an sein Lager und sagte fast streng: „Sei aufrichtig — nicht wahr, ihr müßt Schulden machen, um mir all diese guten Dinge vorzusetzen?“ Rudolf schüttelte fröhlich den Kopf und holte seinen Schatz herbei. „Da sieh,“ rief er stolz, „wie reich wir sind; dir soll nichts abgehen.“ Durch einige geschickte Querfragen hatte Schütze bald heraus, wie die Seinen zu den immerhin beträchtlichen Ersparnissen gekommen waren und welchem Zweck sie ursprünglich hatten dienen sollen. Da verzog der Vater seinen Mund zum Lächeln, dessen Winkel die bittersten Erfahrungen tief herabgezogen hatten. „So lieb habt ihr mich?“ fragte er. „Über alles lieb,“ erwiderte Rudolf. Treuherzig fügte er hinzu: „Und wenn mich auch manchmal andere Dinge mehr angingen, wie das bei jungen Leuten vorkommt, so glaube ich doch, daß die Mutter in all den langen Jahren keinen anderen Gedanken als dich gehabt hat.“ Und er erzählte ihm, wie sie ihren Schmuck verkauft, um auf goldenen Flügeln den Ruf ihrer Sehnsucht und Liebe übers große Wasser zu ihm hinüberschicken zu können.

BLB Karlsruhe

Jetzt hob Schütze die mageren Hände, als ob er nichts mehr hören wolle oder könne, allein das Lächeln blieb um seinen Mund, und so lag er regungslos, die großoffenen Augen nach der Thür gerichtet, durch die seine Frau eintreten mußte. Als sie dann auf der Schwelle erschien, winkte er sie mit den Augen zu sich heran, küßte sie lange und flüsterte wie in längstverklungenen schönen Tagen: „Wenn ich auch sterben muß, — der Gedanke hat nun keine Bitterkeit mehr für mich. Ich weiß, wie sehr ihr mich liebt! Ich habe nicht umsonst gelebt!“

* * *

Eines Sonntagnachmittags hatte Rudolf die Mutter, die seit Tagen nicht hinausgekommen war, gewaltsam ihrem Pflegerinnenamte entrissen und sie mit sich fort zu einem Spaziergang geführt. Kaum war Schütze mit Agnes allein, als er Papier und Feder von ihr verlangte und mühsam einen längeren Brief schrieb, den er verschloß und ihr zur vorläufigen Aufbewahrung übergab. Zugleich ersuchte er sie, seiner Frau und seinem Sohne einstweilen nichts von dem Briefe zu sagen. Als ob nun alles gethan sei und nichts mehr übrig bleibe, ließ er sich darauf mit einem Seufzer der Erleichterung in seine Kissen zurückfallen und schloß eine Zeitlang wie ermüdet die Augen. Mit leiser Stimme bat er auf einmal: „Liebes Kind, singen Sie mir Ihr Lied von der »Sehnsucht in der Menschenbrust«, bitte; Rudolf hat mir davon erzählt.“ Und sie kniete an seinem Bett nieder und sang die schlichten Worte:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen.“

Er wiederholte die Worte immer wieder, bis er einschlief. Fortan mußte ihm Agnes das Lied täglich singen.

Eines Morgens war er erwacht und erzählte, welch einen goldenen Traum er gehabt habe, als er einen heftigen Erstickungsanfall bekam. Seine Krankheit war ein Herzleiden, das er sich in den Mühsalen der Fremde geholt hatte. Diese bösen Erstickungsanfälle wiederholten sich bald alle Tage. Agnes' Lied nicht und kein Gebetwort der Seinen konnten sie bannen. Schütze litt unbeschreiblich, aber er litt wie ein Held und lächelte nach den bangsten Stunden die Thränen seiner Umgebung fort. So kam man in Hoffen und Verzweifeln in den Frühling hinein. Schütze durfte sich noch am Duft der ersten Veilchen laben. Dann aber mußte er sterben.

Nach dem ersten großen Schmerzensausbruch trugen die Hinterbleibenden seinen Tod mit jener stillen Weihe, die wir empfinden, wenn wir jemand lächelnd dem ewigen Frieden haben entgegenschlummern sehen.

Erst nach dem Begräbnis erinnerte sich Agnes des Briefes, den ihr der Verblichene zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Die Zeilen waren an Frau Irma gerichtet. Schütze erzählte darin kurz, wie es ihm in Amerika ergangen sei — weder Glück noch Stern habe sich einstellen wollen. Jahr für Jahr habe er auf neuen Wegen versucht, sich eine Existenz zu gründen; aber alles sei fehlgeschlagen. Krank, elend, müde habe er ein halbes Jahr vor seiner Rückkehr für seine letzten Groschen ein Los erstanden. Und da sei das launische Glück, das sich durch die mühseligste Arbeit nicht hatte zwingen lassen wollen, bei ihm eingekehrt und habe ihm seine glitzernde Gabe in den Schoß geworfen. Er vermache die dreißigtausend Mark seiner lieben Frau und seinem prächtigen Rudolf, sowie dessen Braut. Da er aber so sehr unter Armut und Entbehrung gelitten, würde es ihn, schrieb er, noch im Grabe freuen, wenn die Seinen einen Teil des Geldes den Armen zuweisen wollten. Absichtlich habe er es so eingerichtet, daß seine Lieben von diesen Mitteilungen erst nach seinem Tode Kenntnis erhalten sollten; denn es sei ihm ein unsagbares Glück gewesen, die große und liebevolle Aufopferung der Seinen bis zum letzten Augenblicke auszukosten. Mit Dank- und Segenswünschen schloß der Brief.

Frau Irma war der Einwilligung ihrer Kinder gewiß und entschied deshalb in einfacher Größe, daß die Armen die Hälfte der Summe erhalten sollten. Nach Ablauf des Trauerjahres vermählte sich Rudolf mit Agnes. Als die kirchliche Feier vorüber war, fuhr das junge Ehepaar mit der Mutter hinaus auf den Friedhof zu einem kurzen Gebet. Schütze ruhte unter Rosenbäumen, und auf einer schlichten Marmortafel standen unter seinem Namen die Worte:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen.“

Des Flötisten Schwanenlied.

Arthur war zehn Jahre alt, als er am Schlusse des Schuljahrs an der Studienanstalt zu A. seinen in Schweinsleder mit reichem Goldschmuck gebundenen Cornelius Nepos als Preis heimbrachte und mit sichtbarem, aber auch gerechtem Stolze fast atemlos die Treppe zur elterlichen Wohnung hinaufstürzte. Und warum sollte er nicht stolz sein? Waren doch berühmte Männer, wie Miltiades und Themistokles, sein täglicher Umgang, Alkibiades und Pausanias seine besten Freunde, das Schlachtfeld von Marathon und die Bucht von Salamis ihm bekannter als die nächsten Dörfer seiner Heimat. Mit Leidenschaft brütete er selbst Sonntag nachmittags über seinen Klassikern, um so mehr als ihm die erste Note gewiß war, falls er in der lateinischen Hausaufgabe eine elegante, an die Satzfügung des römischen Autors sich anlehnende Konstruktion mit Glück anzubringen vermochte. Dazu noch mit Beginn des

nächsten Semesters das Griechische, in dessen Geheimnisse ihn vorläufig Büttmann einweihen soll, welche neue Fundgrube für den kleinen strebsamen Humanisten!

Als Lohn seines Fleißes wurde ihm beim heutigen Mittagsmahle das gebührende Lob gespendet und vom strengen Papa zur besonderen Aufmunterung mitgeteilt, daß er fortan auch würdig gehalten werde, Musikunterricht zu genießen.

Papa hatte in seiner Jugend die Flöte geblasen, wie es im Anfang dieses Jahrhunderts mehrfacher beliebt wurde als heutigentages. Das mindestens seit dreißig Jahren nicht mehr benutzte Instrument war unter allerlei andern, längst außer Gebrauch gesetzten Gegenständen in der Garderobe oder deutsch Rumpelkammer noch vorhanden und befand sich in einer alten Pappschachtel, nebst einem Gläschen ranzigen Mandelöls und einer von Milben zerfressenen Federpose. Infolge ihres vieljährigen rein beschaulichen Daseins hatte sie den einstigen Wohlklang längst eingebüßt, zudem ihre einklappige Einfachheit vor den fünfzehnklappigen Instrumenten der Neuzeit in jeder Beziehung in den Hintergrund treten mußte.

In Papas Hause gab es keine Widerrede, nicht einmal eine leise Bemerkung.

Arthur war, ohne es eigentlich zu wollen, heute mittag zum Flötisten geworden, der erste Schritt zur musikalischen Laufbahn war gethan.

Nach Papas Ansicht gab es überhaupt nichts, was andere Leute mit Neigung, Vorliebe oder Interesse bezeichnen, er nannte das alles zusammen nur „Einbildungen".

Er begründete seinen Ausspruch mit kurzen Worten etwa in der Weise, daß man im russischen Heere auch nicht frage, ob und welches Instrument einer treiben wolle. Iwan muß Bombardon blasen, Wladimir die Klarinette — — und es geht, — sie blasen!

Liebe Leserin, sei froh, daß du nicht Flöte lernen mußtest, wenn es auch das Leibinstrument Friedrichs des Großen war. Arthur sah in den ersten Stunden schon klar, warum Walters Ferdinand das unglückselige Flötenspiel nie hätte einfallen sollen, und welch tiefer Sinn in dem bekannten Rätsel liegt: „Was ist langweiliger als eine Flöte?" („Zwei Flöten!") Aller Anfang ist schwer, aber dieser ist — schrecklich. Jeden Abend eine Stunde lang eine Skala von Mißtönen vom eingestrichenen d bis zum viergestrichenen a dem veralteten Instrumente auszupressen, so viele Angstschreie als Noten — — — es war mit einem Worte peinlich. Dabei hat noch die Flöte eines Anfängers unberechenbare Launen, und manchen Tag will sie eben einfach gar nicht.

Aus guten Gründen erhielt deshalb Arthur zum Selbststudium eine Kammer nach rückwärts angewiesen, da es galt, das gute Einverständnis mit den Nachbarn der Straße nicht zu stören. Aber auch im Hofe giebt es lebende und empfindsame Wesen. Der Haushund heulte und riß wie toll an der Kette, die zutraulichen Tauben und Spatzen mieden die sonst so beliebten Plätzchen auf der Dachrinne, ja aus den Mansarden der Rückgebäude erhob sich am Fenster manche drohend geballte Faust; selbst eine Serenade von Küffner, opus IX, an welche Arthur sich nach Monaten wagte, konnte ihn nicht vor einer herüberfliegenden alten Schuhbürste retten.

Warum wohl hat sich Euterpe dieses angefeindete Instrument als Attribut erwählt, und Pan, der Liebling der Nymphen und Dryaden, die Syrinx gar selbst erfunden?

Wie beneidenswert mußte nicht unserm Arthur jeder andere, der ein Instrument nach Neigung wählen durfte, vorkommen! Wie tief stand er unter seinem Freunde Emil, wenn dieser sich ans Klavier setzte, mit einem genialen Ruck des Kopfes das lang flutende Haar aus der Stirne warf,

Iwan muß Bombardon blasen, Wladimir die Klarinette.

dann präludiert, phantasiert, seine Finger kokettierend über die Tasten gleiten läßt und aus den Augen schöner Frauen ihm stummer Beifall gezollt wird.

Und ihn, den Unglückseligen, will niemand hören! Einigemal hatte er es schüchtern versucht, im Freundeskreise sein vermeintlich wirksamstes Stück, ein Potpourri, zur Geltung zu bringen, aber man rief schon „Aufhören!", bevor er seine vier Flötenstücke zusammengeschraubt hatte, und eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich seiner.

Er hatte von schwarzäugigen Hidalgos Sevillas gelesen, wie sie in stiller Mondnacht vor dem Balkon ihrer Dame zur Guitarre singen; er war im Geiste mit dem gelockten Sohne Neapels an der Chiaja hingerudert, wenn er das herrliche „Santa Lucia" zur Mandoline erklingen ließ, — da erwachte er plötzlich aus solchen süßen Träumereien und sein Blick fiel auf das verhaßte Instrument, welches ihn

mit seinen sechs Grifflöchern wie aus ebensovielen Basiliskenaugen spöttisch anzugrinsen schien. —

Da kam eine Zeit, in welcher die Flöte Ruhe hatte; ja es waren Monate, selbst Jahre seitdem vergangen. In stets längeren Pausen hatte Arthur hin und wieder einmal zu seiner alten Jugendfeindin gegriffen; hingen doch so viele Schweißtropfen, die er an ihr vergeudet hatte, selbst noch an der Erinnerung, — allein sie beharrte in ihrem hölzernen Eigensinn wie ehemals.

Arthur hatte das elterliche Haus verlassen und die Universität bezogen.

Wie mit diesem Wechsel der Lebensverhältnisse eine, wenn auch nur kurze Spanne Zeit die Flöte wieder zu Ehren kommen und sich die dem Musikstudium geopferte Mühe und Zeit endlich lohnen sollte, wollen wir in Kürze erzählen.

Gegenüber wohnte Klothilde. Sie zählte etwa sechzehn Lenze, blondes Lockenhaar schlang sich üppig um ihren weißen Nacken in natürlichen Ringeln, und als in einem unbewachten Augenblicke ihr seelenvolles blaues Auge sich nach Arthurs Fenster verirrte, da war's um ihn geschehen.

Von seinem Pandektenhefte weg fiel fortan vieltausendmal sein Blick zu ihr, von ihrem Nähzeuge weg traf nicht minder oft der ihrige auf ihn, und ihre Seelen flossen ineinander.

Wie er eines Tages zufällig erfuhr, sollte die Sonne des kommenden Morgens zu Klothildens Geburtsfest aufgehen. Sein Entschluß war schnell gefaßt.

Mit Tell sprach er: „Komm hervor, du Bringer bittrer Schmerzen!", entnahm der altersgrauen Pappschachtel die halbvergessene Flöte und schlich sich in der verschwiegenen Dämmerstunde hinter Klothildens Haus, wo ein Licht an ihrem Fenster erraten ließ, daß die Teure noch wache.

Mit einem Schmelz, mit süßen Tönen, wie er sie seinem Instrumente noch nie entlockt hatte, begann er die Wunderarie: „An Alexis send' ich dich", als auch sofort das Licht verlosch, ein Nebenfenster sich öffnete und unter einer Flut von Schimpfreden des erzürnten Vaters sich ein Gefäß auf Arthurs Haupt ergoß.

Das Maß war nunmehr voll. Noch am selben Abend knisterte die „Buchsbaumerne" im Ofen. Arthur hatte auf ihr sein Schwanenlied geblasen.

Mein bester Freund.

Die Moralprediger wissen meistens nur zu klagen, und man kann ihnen das nicht übel nehmen: die Zeiten sind und waren von jeher darnach! Haben sie aber auch recht, wenn sie über den Verfall der Freundschaft ein Klagelied anstimmen?

Vielleicht! Wenigstens im allgemeinen! Ich für meine Person indessen kann in ihre Klage nicht einstimmen; denn, mögen sie nun sagen, was sie wollen — ich habe einen Freund, einen wahren Freund, wie man ihn selten findet.

Seine Haupteigenschaft ist vollständige Aufrichtigkeit, ohne Schminke, ohne Ziererei, ohne Hintergedanken, ohne Parteilichkeit; er ist weder ein schmeichelnder Schönfärber, noch ein brummiger Tadler; er sieht die Welt, wie sie ist, und nimmt sie, wie er sie sieht; um so schlimmer für sie, wenn sie oft recht häßlich anzusehen ist!

Ich würde schön bei ihm ankommen, wenn ich falsche, heuchlerische Komplimente verlangen oder Beifall erzwingen wollte. „Ueberlasse du das den scham- und gewissenlosen Schmarotzern; ich trage keine Maske, mein Wappen ist die Ehrlichkeit."

Dagegen, wenn ich einen selbstlosen, wohlgemeinten Rat, wenn ich Freimut verlange — und sollte dieser mich auch für einen Augenblick kränken — so weiß ich zum voraus, daß er sich als treuen Busenfreund bewähren und mein Zutrauen nie täuschen wird.

Mancher meiner Bekannten mag finden, daß er bisweilen den Freimut über das Maß hinaus bis zur Barschheit, ja Grobheit treibe, — aber ich nehm' ihm das nicht übel, im Gegenteil. ich danke ihm für seine Zurechtweisungen, weil ich spüre, daß sie gut angebracht sind . . . . Ich wiederhole: Er ist ein seltenes, ein Musterexemplar von einem Freund.

Das erste Mal, wo ich ihn schätzen lernte — wir hatten zwar schon früher ununterbrochene Beziehungen, aber ich würdigte ihn damals noch nicht nach seinem

wahren Werte und stellte ihn ein wenig in die Ecke, — das erste Mal also, wo ich ihn würdigen lernte, geschah an einem Abend. Ich war zu einem Ball geladen, und diesem Ball sollte gleichsam als Einleitung und Vorspiel ein Konzert von Dilettanten und ein Salon-Lustspiel vorausgehen. Ich hatte, teils aus Eitelkeit, teils aber auch aus Gefälligkeit in beiden eine Rolle übernommen.

Ich hoffte auf einen Erfolg, und mehrere gute Freunde — er allerdings nicht! — versicherten mich nach einer Probe, daß ich spiele wie Devrient selig und singe wie Rubini selig.

Als ich eben fortgehen wollte, fiel es mir ein, ich möchte doch noch eine gewisse Stelle in dem geplanten Stück in seiner Gegenwart probieren, und ich machte mir stille Vorwürfe, daß ich ihn nicht über das Ganze zu Rate gezogen hatte. Glücklicherweise kam er gerade ungerufen und wir waren nun allein, ich mitten im Zimmer stehend, er an der Wand neben dem Ofen.

Ich begann einen größeren Satz mit den entsprechenden Handbewegungen.

„Um's Himmels willen!“ unterbrach er mich, „hast du denn den Kopf verloren? Siehst du nicht, wie lächerlich du dich machst? Merkst du nicht, daß diese Komödie die reine Marderfalle ist und daß die Lobhudeleien dich blind gemacht haben?“

„Aber ich dächte doch — —“

„Da ist nichts zu denken! Dein Gebärdenspiel ist linkisch, dein Gesicht schneidet Fratzen, deine Arme manövrieren wie ein Hampelmann! Man wird dich äußerlich beklatschen, aber innerlich verhöhnen, das sag' ich dir zum voraus; jetzt mach, wie du willst.“

„Aber du wirst doch wenigstens gegen meine Romanze in B-dur nichts einzuwenden haben?“

Ich öffnete bereits den Mund, um ihm eine kleine Probe zu geben.

„Das ist ja noch ärger! Dieser verzogene Mund! Diese verzückten Augen! Willst du denn mit aller Gewalt Modell für eine Karikatur sitzen?“

Im ersten Augenblick wollte mich der Aerger übermannen, — aber ich überwand mich, hielt Einkehr in mich selber und kam zu der Einsicht, daß er mit seiner Kritik recht hatte — und seit jenem Tage kann ich kein armes Schlachtopfer mehr in einer Komödie oder in einem Lied straucheln sehen, ohne im Innern die damalige Einsprache meines Freundes zu segnen.

Seit jenem Tage auch, und seit jenem Dienst, waren wir erst rechte Freunde, Freunde fürs Leben und fürs Sterben, und ich schwor fortan nur noch bei ihm.

Aber wo könnte ich auch anders eine so wunderbare Weissagungsgabe finden? Es ist rein unmöglich, ihm auch nur das Geringste zu hinterhalten. Kaum, daß ich an ihn denke, so ist er auch schon da und nimmt mich ins Gebet.

„Guten Morgen. Was giebt es Neues? Donner und Doria! Wir sind mit uns selber unzufrieden? Wir haben irgend ein böses Projekt vor, das uns peinigt, oder Gewissensbisse wegen eines schlechten Streiches? Nimm dich inacht, mein Lieber, ein böses Gewissen ist ein schlechter Reisegefährte —“

oder aber:

„Recht so! So hab' ich's gern! Ein offenes, heiteres Gesicht! Ich wette, du hast irgend etwas Schönes und Löbliches gethan. Ich preise dich nicht glücklich darum, du findest deinen Lohn schon in dir selber.“

Und merkwürdig: Jedesmal, wenn er so spricht, der Schelm, hat er richtig geraten! So richtig, daß ich über kurz oder lang förmlich gezwungen sein werde, ein ganz guter Mensch zu sein — aus purer Furcht vor der Kontrolle meines Freundes . . .

Gewiß, wenn ich eine Tochter hätte . . . . Ich muß aber hier etwas vorausschicken:

Böse Zungen haben, was diesen Punkt betrifft, über meinen Freund schändliche Gerüchte verbreitet, an denen kein wahres Wort ist. Man behauptet nämlich, daß er auf die Frauen einen gefährlichen Einfluß ausübe, daß er ihnen den Kopf verdrehe, und imstande sei, sie zu argen Vergehen zu verleiten.

Ich behaupte noch einmal: Alles das ist böswilliges, lügnerisches Gerede. Wenn gewisse Köpfe sich verdrehen lassen, so sind die Trägerinnen daran schuld, nicht er.

Also, um wieder anzuknüpfen, wenn ich eine Tochter hätte, so würde ich ihr keinen anderen Berater geben als ihn, und ich weiß, daß er also zu ihr sprechen würde:

„Liebes Kind, du bist jung, du bist hübsch. Behalte diesen doppelten Schmuck, so lang die Natur es gestattet. Laß anderen den Hang zu Luxus und Flitter. Der Luxus ist teuer, und obendrein ein erborgter Schmuck. Bleibe einfach, liebes Kind, nur dann bist du wert, geliebt zu werden!“

Kann es eine bessere Sprache geben als diejenige meines Freundes?

Aber mein Freund hat auch noch andere gute Eigenschaften. So z. B. giebt es kaum einen Arzt, der so genau beobachtet wie er.

Er hat zwar durchaus kein bestimmtes System, ist weder Allopath noch Homöopath, hat kein Geheimmittel entdeckt, macht keine Reklame in Zeitungen, ist nicht Mitglied einer gelehrten Korporation, — aber ist er darum weniger bedeutend? Ich glaube, im Gegenteil mehr; denn all sein Wissen ist auf die Erfahrung gegründet. Und darum ist es untrüglich, ganz und gar untrüglich.

„Was muß ich sehen? Wir haben heute nacht schlecht geschlafen?“

„Das heißt . . .“

„Warum es verhehlen wollen? Wir sind zu lange übernächtig gewesen. Etwa im Klub beim Spielchen? Oder haben wir gar Verse gedrechselt? Oder einen neuen Roman behufs Rezension durchrast? Gleichviel, wir sind viel zu spät zu Bette gegangen, das beweist unser müdes Auge und der bläuliche Ring um dasselbe. Ich verordne also für die kommende Nacht frühes Schlafengehen. Aber wenn mich mein

Blick nicht täuscht — richtig! Das Uebel sitzt ja tiefer! Wir sind diese Tage über im Essen etwas unvorsichtig gewesen. Nur nicht leugnen! Diese schwellenden Adern verraten etwas wie Gänseleber- oder Trüffelpastete, mit Rheinwein oder Champagner, dieser blaßgelbe Teint zeugt deutlich für Magenkrampf!

Also: einige Tage Fasten und gehörige Körperbewegung; wenn's nicht besser wird, eine Woche auf das Land und den Temperenzlern Konkurrenz gemacht!"

Eines Tages jedoch hatten wir einen kleinen Wortwechsel; es ist nicht so lange her.

Ich wollte an ihm vorbeigehen — denn ich hatte Eile — und sah ihm nur flüchtig ins Gesicht; da hielt er mich plötzlich am Arm: „Weißt du auch, lieber Freund, daß dein Haar anfängt grau zu werden?"

„Warum nicht gar! in meinem Alter!"

„Je nun, ich wollte dir nur eine Andeutung machen —"

„Mit welcher du mich hättest verschonen können."

„Das hindert nicht, daß ich über deiner Schläfe hier ein untadeliges weißes Haar bemerke. Ich mache dich darauf aufmerksam, damit du dich vorbereiten kannst, gewissen jugendlichen Ansprüchen zu entsagen, welche dich leicht lächerlich machen könnten."

„Du wirst nachgerade langweilig!"

„Es thut mir in der Seele leid!"

„Was? Steht es so? Wohlan denn . ." Hätte er mir das Wort weiter gelassen, so wären wir geschiedene Leute geworden. Aber er, ohne sich zu erhitzen, fuhr fort: „Also ein häßlicher Zug mehr! Ich habe dich bisher noch nie im Zorn gesehen. Du bist wirklich über alle Maßen häßlich, wenn du in Wut gerätst."

Er hatte recht, und mein Zorn zerrann in nichts vor der verständigen, kühlen Ironie meines Freundes.

Da ich kein Egoist bin, so wünsche ich jedem meiner Leser (und auch Leserinnen) einen gleichen — und dieser Wunsch ist leicht zu erfüllen; mein Freund wird nämlich Freund von jedermann, wenn und sobald jedermann nur ernstlich will. Er (nämlich der Freund) zeigt gegen jedermann denselben Freimut, und es ist nicht sein Fehler, wenn einige an diesem Freimut sich stoßen, statt ihm dafür zu danken. Vor vielen Klippen wären alle bewahrt, wenn sie auf ihn hören wollten!

Dem Emporkömmling und Protzen, der sich mit seinen Pferden und Wagen, seinen Vasen und Prunksachen spreizt und den Vorübergehenden von der Höhe seiner Millionärarroganz herunter betrachtet, würde er sagen, daß diese Entfaltung geschmacklosen Prunkes die niedere Abkunft des Besitzers viel eher verrate als verdecke; daß Arroganz und Kleinlichkeit seelenverwandt sind, und daß die, welche auf andere von oben herab sehen, gewöhnlich dieselben sind, welche von unten heraufgekommen sind.

Dem Gecken, der auf der Suche nach Modethorheiten aus ist, würde er sagen, daß er nicht nötig habe, den Berg des Lächerlichen zu besteigen, weil der Berg von selber zu ihm kommen werde.

Dem Greis, der viel zu spät an eine Verbindung fürs Leben denkt, würde er zu verstehen geben, daß man nicht den Winter mit dem Lenz zusammenkoppeln kann, und daß die Furchen und Falten seiner Haut neben einem frischen rosigen Gesichtchen von zwanzig Jahren noch tiefer scheinen würden.

Dem Geizhals, der von seiner Leidenschaft verzehrt wird, würde er raten, seinen Reichtum zu genießen, um welchen herum der Tod Arm in Arm mit einem Erben schleicht.

Ach! er würde noch viel anderes sagen, wenn man ihm nur glauben wollte, meinem Freund!

Zum Schluß will ich euch noch einmal dazu auffordern, und zwar mit Hinweis auf zwei seiner schätzenswertesten Eigenschaften, die ich oben bei der Aufzählung vergessen habe:

Man kommt niemals in den Fall, ihm seine Zeche zu bezahlen oder Geschenke zu machen, und zweitens, ihm Geld vorzustrecken.

Wer daran zweifelt, dem schwöre ich einen heiligen Eid, daß ich binnen zehn Jahren bloße drei Franken, keinen Centime mehr, für ihn ausgegeben habe.

„Aber wer ist er denn?"

„Mein Wunderexemplar von einem Freund? Aufgepaßt! Es ist — mein Spiegel, vor dem ich mir den Bart rasiere!"

Der neugierige Donisl.

Herr, gieb ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! Herr, lasse ihn ruhen in Frieden!"

„Amen," schreit der kleine, rothaarige Ministrant aus erleichtertem Herzen, läßt den Deckel des messingenen Weihrauchkessels herunterrasseln und schreitet dann eilig an der Seite des greisen Pfarrers hinaus aus dem Friedhof.

Der Simpel-Sampel Schneider, der jetzt in seinem schlichten, tannenen Sarge in der offenen Grube liegt, war zwar ein kreuzbraver Mensch, aber eine so lange Grabrede hätte er doch nicht gebraucht. Nach der Meinung des kleinen, ungeduldigen Ministranten nämlich, der froh ist, bald wieder den schwarzen Rock und das Chorhemd mit seinen kurzen Hosen und seinem geflickten Werktagskittel vertauschen zu können, um damit durch die Wälder und Wiesen zu streifen, anstatt droben im Dorffriedhof Menschen begraben zu müssen und das Weinen und Schluchzen anzu-

BLB Karlsruhe

hören, das die lange und rührende Rede des Herrn Pfarrers so reichlich hervorgerufen hatte.

Einer um den andern der Leidtragenden tritt jetzt an das offene Grab heran, die üblichen drei Schaufeln Erde auf den in der Tiefe sichtbaren Sarg zu werfen.

Dann noch einige Vaterunser zu Ehren und zum Troste der abgeschiedenen Seele des verstorbenen christlichen Mitbruders, und mehr und mehr leert sich der kleine Friedhof, bis zuletzt nur noch zwei steinalte Mütterchen beisammenstehen.

„Ja, red'n kann er, unser Herr Pfarrer, guat red'n, dös muaß ma sag'n. Und heunt scho gar, mein Jesses, is dös a wunderschöne Grabred g'wen. Schad, daß er 's nimma hör'n hat könna, der Simpel-Sampel Schneider, hätt'n a g'freut und vielleicht hat er's selba gar net g'wußt, was für an gottg'fällig'n Lebenswandel er g'führt hat. Na, wern eahm schon jetzt entgeg'n komma, d' Engerln mit Lilienstengln und Halleluja singa." Dann gehen auch die beiden alten Weiblein thalabwärts und einsam und still liegt der kleine Bergfriedhof wieder im Abendsonnenscheine. Nach einer Weile kommt der Totengräber und macht sich daran, das Grab zuzuschaufeln. Der Simpel-Sampel Schneider ist trotz seiner Bravheit und Biederkeit doch nur ein armer Teufel gewesen, an ein Trinkgeld war also nicht zu denken.

Deshalb seufzte auch der Totengräber bei jedem Spatenstich ärgerlich auf: „Liaber Gott, wann nur grad so bettelarme Leut gar net sterb'n thaten . . . daß d' do koan Arbeit net hättst damit, war viel besser dann . . ."

Da regte sich etwas hinter einem wilden Rosenbusch, gleich neben dem nächsten Totenkreuz.

Erstaunt blickte der Totengräber auf.

„Ja, was is denn dös, Donisl, was flackst denn du da rum, alter Haderlump?"

Der Donisl richtete sich vom Boden auf. Er wischte sich mit der schwieligen, braunen Hand einigemale über die Augen, schneuzte sich kräftig und wollte fortgehen.

Der Totengräber aber hielt ihn am Aermel seines alten Lodenjankers fest.

„Ja, was treibst denn, alter Narr, i glaub' glei, du flennst . . . scham di . . . an alter Holzknecht wia du."

Der Donisl aber schluchzt auf.

„Der arme, guate Simpel-Sampel Schneider, gar so viel derbarma thuat er mi halt."

„Sterb'n müass'n mir ja alli," sagte der Totengräber, „da muaßt di du a trösten damit."

Und der Donisl darauf: „Is leicht g'sagt, freili wohl, dös Sterb'n war ja schon recht, wannst nur a a sölchene schöne Grabred' kunnst kriag'n, wia der da drunt'n heunt."

Der Totengräber schaufelte weiter und gab keine Antwort mehr, so eine Rede war ihm offenbar zu dumm. Der Donisl aber trat den Heimweg an, und während er so thalabwärts schritt, beschäftigte er sich in Gedanken immer noch mit der schönen Grabrede, die er gehört hatte. Fast neidig war er dem Toten um alles Lob und alle Ehrung, die er empfangen hatte.

Freilich, ein braver Mensch war er ja gewesen, der Schneider, fleißig und sparsam und nüchtern.

Namentlich die letztere Eigenschaft erregte stets die Bewunderung des Donisl, der seinen kargen Holzknechtlohn meistens schon am Samstag abend durch die Gurgel zu jagen pflegte, Sonntags seinen Rausch ausschlief und am Montag dann mit leeren Taschen und wüstem Schädel wieder die Arbeit begann. Sonst aber besaß er keine schlechten Eigenschaften, der Donisl, im Gegenteil, er war ordentlich hoffärtig auf seine Bravheit. Und plötzlich kam ihm der Gedanke: „Was wern d' Leut erst sag'n, wann du stirbst! Dös Jammern, dös Lob'n, dös Bet'n, wann i's nur grad hör'n kunnt! Und die schöne Madln nacha, dös Woana, dös Klag'n: der guate, brave, liabe Donisl, wann er nur grad wieda lebat und sofort . . ."

Der Donisl schmunzelte geschmeichelt bei dieser Vorstellung.

„Was kann's denn Schöneres geb'n als den Tod! Wenn d' Leut von einem red'n, einem lob'n, singen und bet'n und mit Weihbrunna bespritz'n. Nur schad, daß ma's net hört und selba nimma siehcht. Ordentlich neugierig kunnt ma sein auf seine eigene Grabred'."

Inzwischen war er ins Dorf gelangt, und beim ersten Wirtshausschild besinnt sich der Donisl, daß es nun Zeit wäre, sich die Todesgedanken aus dem Kopf zu schlagen. Er geht deshalb in die Wirtsstube, und bestellt sich eine Maß, auf daß die Trauer um den Verstorbenen sich wieder in Lebensfreude verwandeln möge.

Als Donisl endlich die Wirtschaft verließ und den Heimweg antrat, war er sehr lustig und guter Dinge. Er summte den Vers vor sich hin, den die Biertrinker vom Wasser singen:

„Es is halt so dünn, so dünn
Es is halt nix drin, nix drin . ."

Dabei torkelte er ganz gewaltig hin und her und war froh, als die Häuser des Dorfes ein Ende hatten und der weiche Feldweg begann, an dessen Ende sein armseliges Hüttlein lag.

Es war eine stille, schwüle Sommernacht, nur die Heimchen zirpten und vom nächtlich-dunklen Himmel flimmerten die Sternlein. Der Donisl schwankte weiter, den Rain entlang.

Er atmete schwer und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Was so a paar lumpige Maßln Bier glei so hoaß machn und so damisch," denkt er, fast ärgerlich, nicht noch mehr getrunken zu haben, „'s is schier gar net zum glaub'n, dös bisl Bier . . ."

Noch einige Schritte weiter stolpert der Donisl, dann läßt er sich schwer ins weiche, taunasse Gras sinken und schläft so friedlich ein, als läge er daheim in seinem Bette.

BLB Karlsruhe

Als er wieder erwacht, steigt eben die Sonne empor.

Er reibt sich verwundert die Augen aus. „Wirkli, schon wieder b'soff'n g'wes'n und im Gras g'schlaffn . . . scham di, Donisl, schau nur grad, daß di neamad siehcht."

Doch diese Vorsicht scheint zu spät zu kommen, denn ganz in der Nähe vernimmt jetzt der Donisl das Lachen und die hellen Stimmen zweier Mädchen.

Der Klang ist ihm bekannt, das glockenhelle Stimmlein gehört der Großbauerntochter, der Walbi.

Daß die grad jetzt daherkommen muß . . Der Donisl bleibt regungslos im Graben liegen, und lacht ganz verschmitzt, denn ihm ist ein ganz famoser Gedanke aufgestiegen. Er will sich tot stellen, dann erfüllt sich sein Wunsch; dann kann er ja gleich seine eigene Nachred' hören.

Die beiden Mädchen sind jetzt zur Stelle und bleiben stehen.

Der Donisl blinzelt durch die vorgehaltenen Finger nach der Walbi hin.

„Is dös aber a saubere Dirn!"

„Da schau her, Evi, da liegt oaner, i glaub', er is tot."

Das Mädl war ihm schon immer ganz wahnsinnig schön vorgekommen. Erst neulich am Fronleichnamstag beim Umgang, da hatte die Walbi das kranzgeschmückte, braunlockige Köpflein so stolz und hoch getragen wie eine Königin, so daß der Donisl sich fast gar nicht getraute, sie zu grüßen.

Aber lieb und freundlich ist die kleine, rundliche Dingin doch gewesen.

Kaum hatte sie dann den alten Holzknecht erblickt, da lachte sie ihm auch schon zu mit dem ganzen lieblichen Kindergesicht, so daß die kleinen, spitzen, schneeweißen Zähnchen zwischen den feuchten, kirschroten Lippen hervorblitzten. Ja, ein appetitliches Goscherl hatte sie, die Walbi, ein Busserl darauf könnte nicht ohne sein.

Aber auch seinetwegen ein paar blinkende Zährlein über die vor Schrecken und Mitleid ganz verblaßten, weichen Wänglein herunterrieseln zu sehen, müßte eine ebenso große Lust sein.

Dem Donisl, der da wie tot im Gras lag, rinnt ein wonniger Schauer durch den alten Leib, denn jetzt eben hat sich das schöne Dirndlein tief niedergeneigt zu ihm. Jetzt kommt's . . . das Jammern, das Klagen, das herzbrechende Mitleid.

Die Walbi aber sagt zu ihrer Begleiterin: „Da schau her, Evi, da liegt oaner, i glaub', er is tot . . . . thuat si nimmer rühr'n und reg'n."

Und die Stalldirn giebt zur Antwort: „Der Donisl is's . . . der Holzknecht vom Schoanbachwald, den hat g'wiß der Schlag troff'n."

Die schöne Walbi weicht mit einer Gebärde des Abscheus zurück.

„Der Donisl . . . du, den lass'n ma lieg'n, guat, daß er tot is, is eh nix nutz g'wen, der Loder, der versoffene . . ."

Und dann nehmen die Mädchen die Sicheln wieder auf und gehen das Gras für die Kuh zu mähen.

Der Donisl aber ist mit einem Sprung auf den Füßen: „Höllsakra . . . Plunzenstern . . . aber so was! Dösmal bist schön einigangn. Jetzt pressiert's ma aber a nimmer so mit'm Sterb'n."

Das Trinken hat sich der Donisl zwar auch in Zukunft nicht abgewöhnt, aber eines thut er nimmer, er ist nicht mehr neugierig auf seine eigene Grabrede, denkt auch nie mehr darüber nach, wie sie wohl lauten könnte.

Ein weiser Richterspruch.

Auf dem Markt von Bagdad hatte Ben Jussuf eine Henne gekauft. Da traf er seinen Nachbarn Ben Achmed, der soeben zwanzig frische Eier erworben hatte. Sie wurden einig darüber, daß sie besagte Henne auf besagte Eier setzen wollten, damit diese die Eier ausbrüte; die Küchlein aber sollten halb und halb geteilt werden. Nun wollte es Allah, daß nicht etwa zwanzig, sondern nur dreizehn Küchlein das Licht der Welt erblickten, worauf sich ein arger Streit um das dreizehnte Küchlein erhob; jeder meinte, den größeren Anspruch darauf zu haben; Ben Achmed, weil es doch sein Ei gewesen, aus dem das Küchlein gekrochen; Ben Jussuf, weil es doch seine Henne war, die dem Ei erst Leben gegeben.

Da sie gar nicht einig werden konnten, so nahmen sie die Henne samt den Küchlein und liefen zum Kadi.

Der weise Richter hörte die Parteien ruhig an; dann gebot er seinen Dienern, die Henne mit all ihren Küchlein zu nehmen und weg in seinen Hof zu tragen. Seinen Schergen aber befahl er, die beiden zu ergreifen und einem jeden fünfundzwanzig wohl ausgeholte Schläge auf die Fußsohlen zu geben. Entsetzt schauten die beiden Streithähne den Richter und einander an; der Richter aber sprach: „Das ist die Strafe für die, die so unnütze Prozesse machen und immer gleich zum Kadi laufen."

BLB Karlsruhe

Im Dorfe.

Der Sommer verlief ganz außergewöhnlich heiß und trocken. Seit Frühlingsanfang war kein nennenswerter Regen gefallen; selbst der als launenhaft von altersher verschrieene April hatte sich heuer von Beginn bis zu Ende als standhaft erwiesen und mit immer gesteigerter Glut brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder auf die schmachtenden Fluren. Jetzt, im Juli, war der Mangel an frischem Futter so groß und die Aussicht auf ergiebigeren Nachwuchs so gering, daß die Mehrzahl der kleinen Bauern und Hofbesitzer gezwungen war, alles nur irgend entbehrliche Hornvieh und leider oft noch mehr zu Spottpreisen zu verkaufen, nur um es von der Krippe loszuwerden. Nirgends aber freute man sich der dadurch erzielten ungewohnt niedrigen Vieh- und Fleischpreise; denn die Ware, welche man erhielt, war geringwertig und eine um so empfindlichere Steigerung stand für das kommende Jahr in drohender Aussicht.

Über Stadt und Land lag Sonntagsstille. Die breite, im Sonnenschein grelleuchtende Straße, welche das Dorf Gerstheim durchzieht, war menschenverlassen und öde. Nicht wie sonst sah man die Einwohner im saubern Feiertagsgewand gruppenweise plaudernd beisammenstehen oder langsam und bedächtig ins Feld hinausschreiten — da draußen gab's leider nichts zu schauen, woran sie, als Lohn für saure Wochenarbeit, Herz und Auge hätten erquicken können. Und wovon sollten sie schwätzen? Etwa davon, daß der Levy aus Mühlbach in diesem schweren Jahre noch mehr Geschäfte im Dorfe hatte, als es, Gott sei's geklagt, sonst schon der Fall war? Du lieber Himmel, sie wußten's alle und redeten nicht gern davon.

In der Hinterthüre eines der größten Bauernhäuser stand Lene Heitzmann, die stattlich angethane Bäuerin, und ließ ihre Blicke über den weiten Hof schweifen. Vor ihr auf der Schwelle hockte ein etwa neunjähriger Knabe, der aus einem Schüsselchen Milch mit Brotbrocken löffelte. Hier deutete nicht das Geringste auf den herrschenden Notstand. Vor dem Scheunenthor lag ein großer Haufen vom Futterboden herabgestoßener Heubündel, die Hühner sprangen und flatterten pickend daran herum. Aus den geöffneten Ställen klang hin und wieder das Klirren einer Kette, das Schnauben eines Rosses oder das dumpfe, behaglich satte Brummen einer Kuh; auf dem Heitzmannshofe hatte die Sorge noch lange nichts zu suchen. Dennoch lag im tiefsten Grunde von Lenes Augen ein Schatten, als trage sie einen geheimen Kummer.

Jetzt schrak sie zusammen. Von der Straße aus war ein Mann, welcher ein kleines blondzöpfiges Mädchen an der Hand führte, in den Hof getreten und kam auf die Hinterthüre zu. Wie er sich näherte, konnte man wahrnehmen, daß in seinem Äußern, obwohl er noch jung war, sich der Verfall schon bemerkbar machte, wie ihn ein fortgesetztes Wirtshausleben stets im Gefolge hat; ehedem mochte er ein recht ansehnlicher Mann gewesen sein.

„Mutter, der Eberle!" verkündete der Bube, mit dem Milchschöpfen innehaltend, und rücksichtslos laut fügte er hinzu: „Gell, Mutter, der Waldläufer Eberle ist ein Lump, sagt der Vater!"

Trotz ihrer, von Luft und Sonne gebräunten Hautfarbe konnte man sehen, daß der Bäuerin das Blut in die Wangen schoß.

„Nun, wie thut's? Immer hübsch munter?" fragte mit sichtlich erzwungener Lustigkeit der inzwischen Herangekommene an Stelle eines Grußes, er mochte des Knaben Worte noch gehört haben.

Sie hatte den Kopf zur Seite gewendet und antwortete nicht darauf, erst nach einer Weile sagte sie, auf die Stubenthür

„Mutter, der Eberle!" verkündete der Bursche.

deutend: „Der Bauer ist drinnen." „Könnt' vielleicht besser mit dir reden," meinte er und suchte mit seinem flackernden Blick den ihren festzuhalten.

„Wüßt' nit, daß ich mit dir was abzumachen hätt'," gab sie abweisend zur Antwort. Indem öffnete sich auch schon die Stubenthür, und Heitzmann, eine große, grobsehnige Gestalt mit spöttischen Gesichtszügen, schaute heraus. Der Waldläufer rückte den verbeulten Filzhut und trat mit dem Bauer in die Stube.

Die kleine Marie Eberle stand vor dem einzigen Sohne des Bauernhofes und schaute ihm zu. „Ach,

du hast Milch?" sagte sie seufzend; ihr rosenrotes Züngelchen kam zwischen den Lippen hervor wie das eines lüsternen Kätzchens.

„Möchtst leicht auch? Wart, ich hol' dir," sagte mitleidig die Bäuerin und ging eilig dem Milchkeller zu, aus welchem sie bald mit einer gefüllten Schüssel zurückkehrte. Das Mariele hatte sich in fröhlicher Erwartung des Verheißenen schon auf der Thürschwelle zurechtgerückt, so breit es ihrer kleinen Gestalt nur immer möglich war; mit glattgestrichenem Schurz saß sie da, so daß sich der Bub neben ihr sogar ein wenig hatte zusammenschieben müssen. Nun löffelten sie beide um die Wette.

„Gell, so was hat's bei euch nit oft?" fragte Seppel protzig.

„Nein du," antwortete sie, „wir haben bloß eine Kuh und die hat nit ein bitzeli mehr zu fressen. Mein Vater ist zu deinem gegangen, um Heu nachzufragen."

„O, wir haben acht Küh' und zwei Kälber zum Aufziehen, zwei Schecken," prahlte er, „und so viel Heu!"

Dem gegenüber schien sie auch nicht zurückbleiben zu wollen, sie rief: „Aber dafür haben wir sechs Kinder, und ihr habt bloß dich!"

Der Bub lachte spöttisch auf. „Für arme Leut' ist das recht," meinte er altklug. „Je mehr Kinder, je mehr können auf den Bettel gehen."

Dem frechen Worte folgte die Strafe auf dem Fuße. Er hatte kaum ausgeredet, als er einen harten Krach auf dem Schädel und es in nassen Strömen über Nacken, Gesicht und Ohren herabrieseln fühlte. Zornrot im Gesicht war das Mariele aufgesprungen und hatte ihre Milchschüssel samt Inhalt ihm übern Kopf gestülpt.

„Da hast du deinen Bettel, behalt ihn!" rief sie.

Eilig sprang die Bäuerin hinzu. Sie fürchtete, daß Seppel, wie er es in ähnlichen Fällen zu halten pflegte, in gellendes Geschrei ausbrechen und dadurch den Bauer herbeiziehen werde. Zu ihrer Verwunderung aber blieb der Bub' ganz still, ließ sich willig von ihr an den Brunnentrog führen und von den Spuren der eben erlittenen Niederlage säubern; ja, als er erst wieder aus den Augen zu schauen vermochte, sah er mehr erstaunt und verblüfft denn zornig zu der Kleinen hinüber, die, noch nachträglich über ihre kühne That erschrocken, mit dem Finger im Munde auf der Schwelle stand. „Das gäb' einmal eine rechte Frau für den Buben," ging es der Lene durch den Sinn, „die fürchtet sich nit vor ihm, wie ich mich allzeit vor dem Bauer hab' gefürchtet." Sie seufzte leis auf.

Drinnen in der Stube stand unterdessen der Waldläufer vor dem Hofbesitzer wie der arme Sünder vor seinem Richter. Natürlich war er, der Bedürftige, zu dem Wohlhabenden mit einem Anliegen gekommen, und es wäre ihm wahrscheinlich leichter geworden, es zuerst der Bäuerin vorzutragen und sich die Fürsprache derselben zu sichern. Der Eberle und die Lene waren als Nachbarskinder miteinander aufgewachsen und späterhin ein Liebespaar geworden. Eberle, wenn er auch nicht gerade vermöglich war, so hatte er doch von seinen Eltern ein fast schuldenfreies kleines Anwesen ererbt und war außerdem ein hübscher Bursch; die Lene aber war eines armen Häuslers schönes Kind. Da kam der reiche Bauer vom Heitzmannshofe und begehrte sie allen Ernstes zum Weibe. Vater und Mutter erachteten es für ein unverhofft großes Glück und konnten nicht verstehen, daß dem Mädchen der reiche Freier gar so unwert schien. Sie redeten und drangen in sie und schalten, und so war sie eines Tages Lene Heitzmann geworden. Der Eberle trank sich zur Feier dessen zum erstenmale einen Kapitalrausch.

Er hätte es heute als ein schlimmes Vorzeichen nehmen dürfen, daß Lene es zurückgewiesen, mit ihm zu verhandeln; daß der Bauer, nachdem sie zusammen in die Stube getreten waren, sich selbst ein Glas Wein aus dem auf dem Eichentisch stehenden Krug gegossen, ohne ihm den Willkomm zu bieten; daß er sich auf die Bank, welche den mächtigen Kachelofen umlief, niedergelassen, ohne ihn gleichfalls zum Sitzen aufzufordern.

„Ich kann's nit glauben, daß dies dein letztes Wort in dieser Sach' sollt' gewesen sein, Heitzmann," sagte Eberle jetzt.

Der andere zuckte nur gleichmütig die Achseln und spie auf den Boden.

„Denk, Bauer, es ist unsere einzige Kuh, schier unser Letztes. Andere Jahre haben wir als noch den Grasschnitt an den Wegrainen gehabt und in den Gräben, diesmal ist alles versengt und verdorrt, daß man keinen Stallhasen damit könnt' durchfüttern. Ja, wenn ich meine schöne Bachmatte noch thät' haben!"

„Kann ich dafür, daß du sie nicht mehr hast?" fiel der Bauer ein.

„Etwa ich? Der viele Mißwachs all die Jahre daher, der Hypothekenzins auf dem Häusel, alle Jahr ein klein Kind in der Wiegen —"

„Und der gute Wein im Schwanen," fügte der Bauer mit kurzem höhnischen Auflachen hinzu.

„Red' nit von dem," fuhr Eberle auf; „wer so sitzt wie du, weiß freilich nit, wie's einem armen Teufel zu Mut ist. Eins muß der Mensch doch haben, wenn ihm sonst alles wider 'n Strich läuft! — Nochmal, Heitzmann, deine Speicher sind zum Brechen voll von Heu und Futterkraut: ein paar Zentner davon, du spürst es nit einmal, mir aber rettest du das letzte Stück Vieh im Stall, das ich sonst morgen schon müßt' dem Metzger geben für 'n Pappenstiel."

„Freilich wohl, kannst haben, Eberle. — Hier das Geld, da das Heu, so nenn' ich's glattes Geschäft."

„Heitzmann, du hast doch auch ein Gewissen! Geld hab' ich jetzt keins, sell weißt du so gut wie ich selber. Aber sonst" — er trat, vertraulich thuend, einen Schritt näher — „Laubstreu ist doch auch was

wert, ist rar alleweil! Wenn dein Knecht in den Wald kommt gefahren wegen dem, ich seh's nit, mit keinem Aug' will ich's gesehen haben."

Jach sprang der Bauer auf. „Jetzt ist's aus, alleweil haben wir gered't! Und nun erst grad thu' ich's nit! Oho, denkst gar, weil du einer bist, darfst jeden für 'n Lumpen ästimieren? Und weil du, du vom Gewissen schwätzest, grad weil ich eins hab', geb' ich dir nichts. Es giebt irgendwo ein Sprüchel: ‚Reisende Leut' soll man nit aufhalten'; man darf frei schon sagen: ‚Wer mit Gewalt verlumpen will, den soll man nit aufhalten'. Nachher paßt's für dich. Hast nit ein nett's Gütle gehabt? Wo ist's hin? Im Schwanen hast's angehängt, Schoppen um Schoppen, eine Dachschindel, einen Stein um den andern! Wo sind die Felder und Matten, die dazu gehörten? Verderben und verrotten hast's lassen, das liebe Gottesgut! Wer um Sommerjohanni Schnee schippt, kann freilich nit auf'm Platz sein, wenn's Zeit ist zum Bestellen und Ernten. Ein Stück nach dem andern verschleudert, ein Stück nach dem andern verlumpt! Zuwidere Jahre und Mißwachs — wohl, wohl, wir alle haben sie mit leiden müssen; aber der, der sich ehrlich und fleißig rührt und wehrt, der findet noch allemal Hilf' beim reichen Bauer. Jedoch, um's in den Brunnen zu schütten, in ein Faß ohne Boden, dazu haben wir zuviel Gewissen."

Wie geknickt stand der Eberle da. „Der Jud'," winselte er, „der elende Jud'."

Der Bauer ließ die Faust auf die Eichenplatte des Tisches fallen, daß es dröhnte. „So ist's die rechte Art," rief er, „erst selbst ein Tagdieb sein und dann andre drum verklagen. Der Jud! jammerst du, als hätte der dich dahin gebracht, wo du jetzt stehst: selber hast du's gethan, und es hat dir gar arg pressiert damit; der Levy aus Mühlbach hat nur geholfen, daß es ein wenig schneller geht, und er hat recht daran gethan. Reisende Leut' soll man nit aufhalten, beileib' nit, auf die Sprüng' soll man ihnen helfen! Die erste Hypothek aufs Gütle, damit die Saufgroschen im Schwanen nit mangeln — der Levy war da, der gab sie mit Kußhand; als der Zins zu rechter Zeit nit war vorhanden, schlug man ihn dazu. Auf's nächste Jahr oder 's übernächste war die zweite vonnöten und diesmal holte man sich den Zins aus der schönen Bachmatte, und so weiter und weiter, bis die ganze Hofräite zum Teufel war. Der Levy hat sie im Sack, sell wohl; du hast sie ihm ja schier angetragen, daß er ein Narr gewesen wäre, hätt' er nit zugegriffen! Steckt er seine Nas auf den Heitzmannshof, um ein Stück Vieh zu handeln oder sonst was — er bietet, ich heische. Werden wir nit einig, so zieht er ab; er ist nit reicher, ich bin nit übervorteilt und kann's gern abwarten, bis er mit 'nem anständigeren Gebot wiederkommt. Kommt er nit, was verschlagt's mir?"

„Wer mit dem Jud' zu thun hat, ist doch allemal der Betrogene," warf Eberle ein.

„Wenn ich das nur nit immer müßt' hören," eiferte der Bauer. „Schufte und Spitzbuben hat's unter den Juden freilich so gut wie anderswo, aber was ein Jud' gethan hat, das hat bei euch immer gleich ‚der Jud' gethan, alle in einen Topf miteinander. Du aber, mit oder ohne den Levy, auf den Hund wärst doch kommen. Alleweil hast du noch das Häusel außerm Dorf, es trägt auch schon eine Last, und das Hungerpöstle als Waldläufer; jetzt, Eberle, weißt, mich kostet's nur ein Wort, so hast du's gehabt nach dem, was du vorhin hast gered't. Und nun," schloß der Bauer, „sind wir zwei rein fertig miteinander,

„So ist's die rechte Art," rief er, „erst selbst ein Tagdieb sein und dann andre drum verklagen."

ein für allemal; aber 's hat mich gefreut, daß ich dir die Wahrheit habe sagen können und das gründlich."

Der Waldläufer taumelte hinaus. Draußen hängte sich das Mariele an seine Hand; die Bäuerin stand am Brunnentrog. „Hast einen braven Mann, Lene, einen brävern giebt's gar nimmer," sagte er, an ihr vorüberkommend, „und so gut ist er, so viel gut; nit der Fliege an der Wand könnt' er weh thun." Er zog ein Messer aus der Tasche und machte mit demselben eine Bewegung an der Kehle. „Wenn du was hörst, Lene," stieß er zwischen den Zähnen hervor, „denk dran, im Heitzmannshof hätt' man's hindern können. Und dann noch, wärst du damals nit andern Sinns worden, als der reiche Bauer freien kam —"

Sie war tief erblaßt, aber ihre stillen, kummervollen Augen blitzten förmlich. „Daß du dich nur nit versündigst, Eberle," antwortete sie, „gegen Gott und dein braves Weib; ein bessres hätt' ich dir auch nimmer sein können."

Seppel war unterdessen nach dem Scheunenthor gesprungen; jetzt kam er zurück, beide Arme voll Heu,

das er dem Mädchen in den Schurz stopfen wollte. Der Waldläufer riß das Kind mit sich fort. Im Thorweg schaute es noch einmal um; da erblickte es den Seppel noch am Brunnen stehen, das Heubündel hoch emporhaltend.

* * *

Das Häuschen des Waldläufers Eberle lag einige hundert Schritt vom Dorfe entfernt, an der Landstraße nach Mühlbach zu. In seiner Verwahrlosung wirkte sein Anblick förmlich niederdrückend; es war nicht die Armut allein, die aus ihm sprach, sondern jene trostlose Mutlosigkeit, welche an einer Wendung und Abwehr des Unglücks verzagt. Die kleine Hofstelle vor dem Hause war unsauber; einiges altes, zum Teil zerbrochenes Ackergerät lag und stand darauf herum. Seitwärts schlossen sich ein paar niedrige Stallgebäude an; die schief in den Angeln hängenden Thüren waren offen und zeigten traurig genug, daß es hier überhaupt nichts mehr zu verschließen gab. An dem stellenweise niedergebrochenen Zaun, welcher das elende Grundstück von der Straße schied, stand Marthe, Eberles Frau, und schaute unter der vorgehaltenen Hand spähend nach dem Dorfe zu. Ein mehrere Monate altes Kind hielt sie auf dem Arm, einige ältere spielten um sie herum.

„Da kommt der Vater!“ meldete eins der Kinder.

„Ja, so kommt er daher!“ rief der achtjährige Jakob und ahmte mit kreuzweise gestellten Beinen und schlenkernden Armen das Taumeln eines Betrunkenen nach.

Im Nu hatte das Mariele den naseweisen Burschen beim Schopf ergriffen und ins Haus hineingezerrt; dort fühlte er zunächst eine tüchtige Ohrfeige und dann folgte eine Strafpredigt, wie sie kräftiger und eindringlicher nicht gedacht werden konnte: „Schämst dich nit, Lausbub, unnützer?“ — klatsch — „Soll Mutterle etwa immer noch mehr greinen?“ — klatsch — „deinen eigenen Vater zu verschimpfieren!“ — klatsch, klatsch — Der Jakob heulte, daß die Lehmwände zitterten; der Mutter draußen rannen die Thränen still, aber um so bitterer übers Gesicht.

Der Bub hatte vorhin gut genug gesehen und nicht übel nachgeahmt: des Eberles Schritt war beileibe nicht sicher und hätte auf der Dielenritze schwerlich Probe und Richtung gehalten.

„Na, Alte, schon wieder die Schleusen gezogen?“ rief er, nachdem er in die Umzäunung getreten. „Ist das auch die rechte Art, wie ein braves Weib dem Manne den Willkomm bietet? Ei, so sollte man doch in Kuckucks Namen wieder hingehen, wo man hergekommen ist.“

Sie war schon dicht neben ihn getreten und, sich zu einem Lächeln zwingend, zu dem die rotgeweinten Augen schlecht stimmen wollten, faßte sie ihn am Arm und sagte beschwichtigend: „'s macht nur, daß ich so stät in die Sonn' hab' geschaut. Komm nur ins Haus, Eberle.“

„Komm nur ins Haus, Eberle,“ äffte er mit süßlicher Stimme und geziertem Tone ihr nach. „Oho, bin ich etwa nit gut genug, daß mich die liebe Sonne bescheint?“ Seine Stimme steigerte sich immer mehr und mehr bis zum wüsten Schreien. „Gell, der Eberle ist ein Lump; der Heitzmannsbauer hat's ja gesagt, daß der Eberle ein Lump ist!“ Er warf sich in die Brust, als habe er Ursache, mit diesem Ehrentitel zu prahlen; wie er mit den Händen in die Hosentasche fuhr, klingelte es lustig da drinnen.

Mit vor Schreck und Scham verzerrten Gesichtszügen stand die Frau dabei; das Geldgeklimper ließ sie auffahren. „Komm doch,“ bat sie noch einmal; „du ruhst ein wenig, eh' du in den Wald laufst.“

„In den Wald laufen? He, kannst dir einbilden! Heut sind wir Freiherrn, heut wird lustig gelebt, lustig sag' ich. Sind wir schon einmal Lumpen, wollen wir auch ein Lumpenleben führen!“ Er schüttelte die Taschen, ein Thalerstück fiel heraus; die Frau erwischte es noch, ehe es rettungslos in der Düngerpfütze verschwand. „Gieb mir das Geld, Eberle,“ bat sie dringlich, „'s wär' bei mir am End' doch sicherer.“

„Oho, wie meinst du das?“

„Schau, du möchtest es verlieren wie grad eben.“

„Freilich,“ gab er mit einem Anfluge von Nüchternheit zu, „na, halt die Hand her, Alte.“

Auf dem linken Arme hielt sie noch immer das Kind, die rechte Hand streckte sie aus, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er griff wieder und wieder in die Tasche, aber sie hielt die Hand noch immer offen, als erwarte sie noch mehr.

„Ich mein', nun thut's sich!“ rief er sie zornig an.

„Selbigs kann ja nicht sein,“ preßte sie angstvoll hervor. „Zweiundsiebzig Mark hat der Metzger fürs Kühle, für unser Letztes, gezahlt, und dies hier sind knapp vierzig.“ Die Thränen zitterten schon wieder in ihrer Stimme. Nun aber schlugen bei dem Waldläufer die hellen Flammen zum Dach hinaus. Tobend und fluchend, mit geballten Fäusten fuhr er auf dem Hofe herum. Wie das Weib nur so unverschämt sein dürfe, ihm jeden Groschen nachzurechnen; ob er, ein vielgeschundener, geplagter Mann und Familienvater denn nicht auch einmal an sich selbst denken dürfe? Auf den Knien solle sie ihm danken, daß er überhaupt nicht alles für sich behalten habe, wie es doch ganz gewiß sein gutes Recht sei! Marthe sank auf einen Reisighaufen nieder; das Mariele sprang herzu und nahm ihr das schreiende Kind vom Arm.

Mit vors Gesicht geschlagenen Händen saß die Frau in stumpfem, hoffnungslosem Jammer da. — Warum that die Erde nicht barmherzig sich auf, das ganze Elend zu verschlingen? Wär's nicht zehntausendmal besser als dies langsame Verkommen und Verderben? — Ein karges Stücklein Brot für heute, um morgen noch fürs Hungern auf der Welt zu sein. Und so fort und fort — die Armut hat ein so zähes Leben. Dort der Vater, den die Kinder kaum jemals anders zu sehen bekamen als — Marthe schauderte zusammen —: der kleine Jakob hatte vor-

hin ja bewiesen, wie gut er zu beobachten verstand. Und sie selbst, krank und gebrochen an Leib und Seele, sie konnte in der stündlichen Not der heranwachsenden Schar nicht die rechte Mutter sein.

Der Säugling schrie von neuem auf. Mechanisch erhob sich die Frau, dem schmachtenden Kinde den gewohnten Schoppen zu richten, stöhnend sank sie wieder zurück; der Stall war ja leer: die Kuh, der einzige Trost bisher noch, wanderte am Strick des Metzgers die Landstraße entlang. — Aber sie hatte ja Geld, so unmenschlich viel, wie sie noch nie in die Hand bekommen! 's wär' freilich mehr, wenn der Schwanenwirt es nicht so prächtig verstünde, die Leute festzuhalten und mit doppelt und dreifacher Kreide anzuschreiben. — In die Pfütze mit dem Plunder! Wenn der Steuerbote wiederkam — zweimal war er schon angekehrt — oder der Levy wegen des Hypothekenzinses! Sie krallte die Finger fest um das Geld: nein, nur um Gottes-Jesu willen nichts hergeben; lieber sich gleich hinlegen und sterben, alle, wie sie da waren.

„Mutterle, schau, was ich da hab!"

Ein heller Ruf ließ sie auffahren: der sechsjährige Wilhelm stürzte atemlos und freudestrahlend in den Hof; in der einen Hand trug er eine ziemlich umfangreiche Blechkanne, in der andern ein in Papier gewickeltes Paket. „Mutterle, schau, was ich da hab!" rief er, die Kanne niedersetzend und das Paket fröhlich in der Luft schwenkend, „ein ganzes Schäufele und Milch, o so viel. Die Heitzmannsbäuerin sagt, ich dürfe jeden Tag kommen und holen, jeden Tag, sie gäb's gern. O, nun brauchen wir 's Kühle nimmer!" Er sprang ausgelassen herum und die übrigen Kinder, die herbeigekommen, desgleichen; nur das Mariele stand ernsthaft dabei und schaute in des Vaters zornrotes Gesicht.

„Von wem hast's gekriegt?" zischte er.

„Die Heitzmannsbäuerin hat mich gerufen, wie ich ein Stück mit dem Metzger und unserm Bläß bin gegangen; und sie sagt, sie gäb's gern," stotterte der Knabe erschreckt. Einen Fluch ausstoßend, schleuderte Eberle die Kanne mit dem Fuße um, daß der weiße Strom, der ihr entquoll, sich mit der mißfarbenen Feuchtigkeit vermischte, welche von der Düngerstätte ausgetreten war; dann griff er nach dem Fleisch, und in weitem Bogen flog es in den Staub der Landstraße.

„Lene, alter Schatz," rief er, „'s wär' dir wohl schier ein Pläsir, den verlumpten Eberle mitsamt seiner Brut mit deiner Gnad' und Barmherzigkeit durchzufüttern? Aber sell vergönn' ich dir nit, sell nit! Dreimal verdammt in Gottesgrundserdsboden hinein," wandte er sich funkelnden Blickes an die verstört herumstehenden Kinder, „dreimal verdammt in Gottesgrundserdsboden hinein, wer je von euch jenes Haus wieder betritt!" Er war furchtbar anzuschauen. Ein tiefer Seufzer ertönte; Mariele, die mit kalkweißem Gesichtchen ihm am nächsten stand, hatte ihn ausgestoßen. In diesem Augenblicke meinte sie den Seppel Heitzmann vor sich zu sehen, wie sie ihn gestern am Brunnentrog des Hofes zuletzt erblickt, weiches Mitleid in den Mienen und das Heubündel in hocherhobenen Armen ihr nachwinkend.

Der Waldläufer war fortgestürzt; ob wieder dem Schwanen zu oder nach dem Walde, wußte niemand. Marthe hatte sich ins Haus hineingeschleppt und lehnte in der engen, niedrigen Stube an einem Schrank; sie hatte das Geld dadrinnen verwahren wollen, aber noch hielt sie es in der krampfhaft geschlossenen Hand. Das wenige Stubengerät um sie herum war fast durchweg schadhaft, die Wände waren kahl und entbehrten jedes Schmuckes, der auch einen ärmlich ausgestatteten Raum traulich zu machen imstande ist; das doppelläufige Gewehr ihres Mannes, welches zwischen den beiden Fenstern hing, nahm sich sonderbar genug darunter aus. Ihr herumschweifender Blick blieb daran hängen und wunderliche Gedanken begannen wieder in ihrem Kopfe zu kreisen. Ein Schatten flog durchs Zimmer, draußen an den Fenstern war jemand schnell vorübergegangen. Jetzt wurden Schritte in dem Hausgang laut, ein kurzes, hartes Pochen an der Thür ertönte, und ehe Marthe noch hatte „Herein" rufen können, ward dieselbe von einem Manne geöffnet, welcher, bevor er eintrat, einen Augenblick sich umschaute und breitspurig in ihrem Rahmen stehen blieb. Er trug eine lose niederhängende, vorn weit auseinanderstehende blaue Bluse, so daß er bequem beide Daumen in die sichtbar werdenden Ärmellöcher der Weste stecken konnte; eine fast mannshohe Peitsche, wie Viehhändler sich gern derselben bedienen, hielt er fest in der einen Hand; ein weit in den Nacken zurückgeschobener Strohhut bedeckte sein schwarzes Haar. Die Frau starrte ihn in wortlosem Schrecken an — der Levy.

„Nun, wie heißt?“ fing er endlich an. „Nette Geschichten das!“

Marthe öffnete die Lippen nicht.

„Der Mann nit daheim?“

Sie schwieg noch immer.

„Mach Sie keine dumme Sachen, Frau; wenn er etwa liegen thät' und schlafen, so weck Sie ihn, ich hab' mit ihm zu reden.“ Da noch immer keine Antwort erfolgte, trat er mit geschwollener Stirnader dicht vor die Frau hin. „Zugefroren wird Ihr ja wohl das Maul bei der Hitz' nit sein und meine Zeit hab' ich nit für Sie gestohlen, also kurzweg: Ihr habt die Bläß verkauft, ohn' mir zu berichten?“

„Wird grad nit nötig sein, daß wir's thun,“ stieß sie endlich hervor.

„Meint die Frau? Mir um so geschickter; so wird halt der Zins grad parat liegen. Also immer raus mit der wilden Katz'!“

„Müßt' schon ein anderes Mal wiederkommen,“ suchte sie auszuweichen, „der Mann ist nit daheim.“

„Schon recht, Marthe Eberle, und wenn ich wieder ankehr', ist 's Häusle mit allem, was drum und dran hängt, auch verkauft und der Levy darf hinterdreinpfeifen. So thät's Ihr wohl passen, aber mir nit, mir nit. Jetzt sag' ich: her mit dem Zins, oder —“

„Oder?“ fragte sie mit dem Trotz der Verzweiflung.

„Die ganze Gesellschaft wandert als Schwindler und Betrüger ins Loch. Das möcht' ich doch sehen, ob im badischen Ländle kein Recht mehr gilt!“

„Schwindler, Betrüger?“ stotterte sie. „Levy, wo Ihr schon so viel an uns habt verdient, so manchen Thaler und“ — fügte sie bitter hinzu — „so manches Vergelt's Gott!“

„Das Vergelt's Gott schenk' ich Ihr, Marthe Eberle, mein Geld will ich haben, sonst nichts; und jetzt auf der Stell' muß es sein, sonst krieg' ich's nimmer, sell ist gewiß.“

„Wenn ich's aber nit hab'?“

„Wie haißt, nit hab'? Mach Sie sich keine Ungelegenheiten, Frau! Ich weiß, was der Metzger hat gezahlt, ich weiß gewiß, wieviel der Schwanenwirt vom Eberle hat gezahlt gekriegt; was noch da ist, da leg' ich die Hand drauf und das mit Recht. Es langt noch nit mal, aber mit dem Rest will ich nit drängen. 's wird eh das gescheitste sein, Frau, Sie giebt's gutwillig.“

„Und ich thu's nit und thu's nit,“ schrie Marthe auf. „Soll eine Mutter ihren sechs Kindern 's letzte Stückle Brot nehmen? Kein Richter auf Erden und kein Gott im Himmel kann das verlangen!“ Sie hielt ihm die Hand, in welcher sie das Geld fest eingeschlossen hatte, dicht unter die Augen: „Schaut, so hab' ich's, und so halt' ich's; totschlagen lass' ich mich, eh' ich's hergeb'!“

„Jetzt weiß ich doch, daß Sie das Geld hat, Marthe Eberle,“ erwiderte er kaltblütig, „und so sag' ich's noch einmal: mach Sie sich keine Ungelegenheiten weiter. Ihre Schuld allein könnt's sein, wenn ich müßt' aufs Amtsgericht, um die Steigerung zu beantragen. Oder hat Sie's so stark pressant, ins Gutleuthaus zu kommen?“

„Levy, das thut Ihr doch nit!“

„Ich thu's, Frau, ich thu's! Als Geschäftsmann und Familienvater hab' ich drauf zu schauen, wie ich zu meinem Geld komm'. Daß ich nit Geduld hätt' gehabt, könnt' Ihr gewiß nit sagen; aber nun hab' ich gesehen, daß man bei Euch sich vorsehen muß. Das Geld her, Frau, oder Sie hat in vier Wochen mit Mann und Kind kein Dach mehr überm Kopf!“

„Levy, ich kann nit! Keine Kuh, keine Ziege, kein Schwein im Stall, kein Brotkorn im Haus, keine Kartoffel im Keller; sollen die unschuldigen Würmer verhungern?“

Er zuckte die Achseln. „Sie hat ja einen Mann, der schaffen und verdienen kann. Läßt Sie mich mit leerer Hand fortgehen, so bin ich in einer Stund' auf dem Amtsgericht.“ Da hob Marthe die Hand und schleuderte ihm das Geld zu, einige Stücke flogen ihm ins Gesicht; dann taumelte sie gegen die Fensterwand, dabei das dort hängende Gewehr streifend, welches durch die Berührung in leise schaukelnde Bewegung geriet. „So geb Sie doch acht, Frau!“ rief Levy, „das Ding könnt' ja geladen sein!“

Sie sank halb ohnmächtig auf eine unterm Fenster hinlaufende Bank, und während ihr Kopf auf dem Fensterbrett lag, suchte der Mann die verstreuten Münzen zusammen, überzählte sie, riß dann ein Blatt aus seiner schmutzigen Brieftasche und quittierte darauf den Betrag. Das Blatt legte er auf dem Tisch nieder und mit einem Kruge, welcher dort stand, beschwerte er eine Ecke desselben, damit es nicht fortfliege. Dann ging er hinaus; draußen traf er das Mariele. „Geh hinein zur Mutter, ihr ist ungut,“ sagte er; „und das Papierle auf'm Tisch gieb dem Vater, wenn er heimkommt. Sag, es wär' die Quittung vom Levy und wir sprächen noch weiter.“

Er war noch keine hundert Schritt vom Hause fort nach Mühlbach zu gegangen, als er auf den Eberle traf, dem die Absicht, in den Wald zu gehen, auf halbem Wege leid geworden war. Stumm eilten sie aneinander vorüber; es war beiden nicht darum, miteinander zu schwätzen. Anstatt sich direkt in den Schwanen zu begeben, lenkte der Waldhüter nach seinem Hause ein; denn ihm schien's, als sei der Levy von dort gekommen. Er stürzte in die Stube, wo Marthe noch immer halb besinnungslos in ihrer vorigen Stellung lag. „War der Jud' hier?“ rief er. Das Mariele, welches neben der Mutter stand, nickte und wies nach dem Blatt auf dem Tisch. Er nahm es auf und überlas es, dann rüttelte er die Frau am Arm, daß sie stöhnte. „Hast du dem Jud' das Geld gegeben?“

„Ach Eberle, was hat er mich geplagt,“ antwortete sie schwach. Er stieß sie zurück, riß das Gewehr von der Wand und stürmte hinaus; sein zornbleiches Antlitz, sein funkelndes Auge verrieten nichts Gutes. Er schlug nicht die Landstraße ein, sondern

BLB Karlsruhe

eilte auf einem Wege fort, welcher hinter seinem Hause entlang lief. Derselbe schnitt ein gutes Stück ab, war an beiden Seiten von Weidengebüsch verdeckt, so daß man ihn von der Landstraße aus nicht übersehen konnte, und traf am sogenannten Heidenbuck, einer mit Gestrüpp bestandenen Anhöhe mit dieser zusammen.

Als Levy den Heidenbuck passierte, stand Eberle, das Gewehr im Anschlag, vor ihm. „Jetzt, Jud', rechnen wir ab!" rief er. Ein Blitz, ein Knall — mit dem Ruf „Gott du Gerechter!" stürzte Levy mit dem Gesicht auf die Straße nieder.

Auf sein Gewehr gestützt, verharrte Eberle regungslos daneben. Das Funkeln seines Blickes war erloschen, die vor Aufregung zuckenden Muskeln seines Antlitzes schienen versteinert, in ihm und um ihn war alles still, so gräßlich totenstill, als müsse man das leise Hinübertropfen der Sekunden in das Meer der Ewigkeit vernehmen. Endlich richtete er sich auf, warf die Waffe, die ihn zum Mörder gemacht, über die Schulter, und in weitem Bogen den Toten umschreitend, ging er dem Dorfe zu. Ohne Hasten und Stürzen, ohne Zögern und Stocken, im ruhigen gleichmäßigen Schritt, der sich nur beschleunigte, als er in die Nähe seines Häuschens kam; da senkte sich sein Blick, da ging sein Atem schneller aus der Brust.

Das Gastzimmer im Schwanen war ziemlich besetzt; Leute aus dem Dorfe, fremde Metzger waren da, auch ein Glaubensgenosse und Geschäftsfreund Levys trank in der Nähe der Thüre seinen Landwein. Der Wirt brachte unaufgefordert dem eintretenden Eberle einen Schoppen; seit er heute früh den Betrag seiner Halbjahrsrechnung eingestrichen, war er von wirklich angenehmer Zuvorkommenheit gegen den oft mißachteten Gast. „Wirst Durst haben, Eberle," sagte er. „Freilich," meinte einer der Anwesenden spöttisch, „wer so schafft bei der Hitz'."

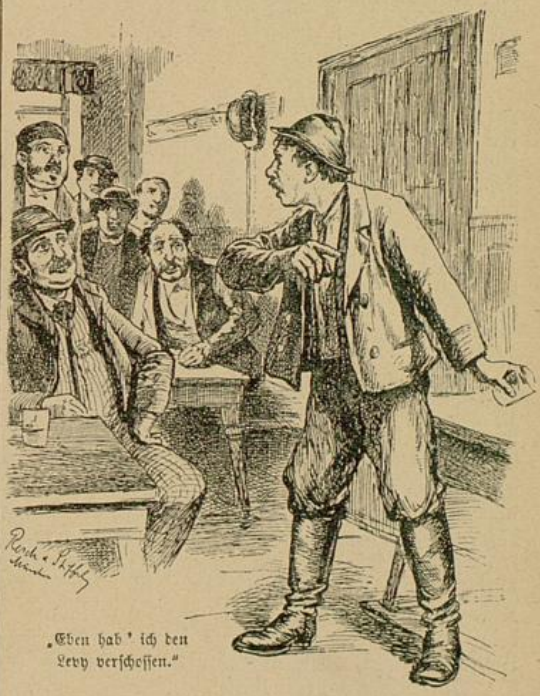
Der Waldläufer stürzte den Inhalt seines Glases hinunter. „Es macht mir keiner nach, was ich heut hab' geschafft," erwiderte er ruhig.

„Na, Spaß, was wird's gewesen sein?"

Laut und deutlich klang Eberles Antwort durch den Raum: „Eben hab' ich den Levy verschossen."

Aller Blicke richteten sich auf ihn. „Hast aber schon einen guten Humor, du," meinte der von vorhin mit erzwungenem Lachen.

„Draußen am Heidenbuck liegt er," fuhr Eberle fort; „wer's nit glauben will, mag hingehen und nachschauen. Eine Kugel hat's gekostet; für wen die zweite sein soll, wird man erfahren." Niemand antwortete, die Anwesenden warfen einander scheue Blicke zu. Ein schnellfüßiger Bursch schlüpfte zur Hinterthür hinaus und lief dem Heidenbuck zu; auch der Glaubensgenosse Levys erhob sich, legte den Betrag seiner Zeche neben den halbgeleerten Schoppen und drückte sich davon. Er hatte vorhin oben im Dorfe zwei Gensdarmen gesehen, möglich, daß dieselben noch in dem zweiten Wirtshaus des Ortes saßen. Mochte der Eberle wahr gesprochen haben oder verrückt sein, jedenfalls schien's geraten, die Sache zur Anzeige zu bringen. Auch in der Wirtsstube ging das Wort „Gensdarm" geflüstert von Mund zu Mund; dennoch hielt niemand den Eberle auf, als er nach Berichtigung seiner Zeche das Lokal verließ. Er war noch nicht weit entfernt, als im schnellsten Trabe der Bursche, welcher vorhin dem Heidenbuck



„Eben hab' ich den Levy verschossen."

zugelaufen war, zurückkehrte, überall die Kunde des Mordes ausschreiend: „Der Eberle hat den Levy verschossen, draußen am Heidenbuck liegt die Leich'!" Fenster wurden aufgerissen, erschrecktes Aufschreien, Drohungen wurden laut; da packte den Eberle plötzlich eine namenlose Angst und er rannte und rannte, zum Dorfe hinaus, dem Walde zu. Hinter ihm tönte Wagengerassel; so toll er auch rannte, es kam näher und näher; als er sich umschaute, sah er Gewehrläufe durch den aufgewirbelten Staub blitzen: auf dem schnell angeschirrten, ihm nachsetzenden Wagen hatten die zwei Gensdarmen Platz genommen, welche der Freund des Gemordeten aufgeboten. Er konnte nicht mehr weiter; hier, wo er stand, mit dem Rücken gegen den Stamm einer Pappel gelehnt, mußte er sein Schicksal erwarten. Und es kam. Nicht weit von ihm hielt der Wagen, seine bewaffneten Insassen machten Miene abzusteigen. Eberle hielt sein Gewehr im Anschlag, nicht gutwillig wollte er sich gefangen geben. Einer der Gensdarmen rief ihm zu, es abzusetzen; statt dessen zielte er auf den Warnenden. Der zweite Mann hatte inzwischen seine Waffe erhoben; ein Druck am Hahn —, als der Pulverdampf sich verzogen, war Eberles aufgerichtete Gestalt von der

BLB Karlsruhe

Pappel verschwunden, sie lag mit ausgebreiteten Armen im kurzen, dürren Gras des Wegraines. —

Der Gensdarm sagte bei der Vernehmung aus, daß er lediglich die Absicht gehabt habe, ihn durch einen Schuß auf die Hand kampfunfähig zu machen; aber die Kugel war ihm statt dessen mitten ins Herz gedrungen. Sie legten den entseelten Körper auf den Wagen und dann fuhren sie quer übers Feld dem Heidenbuck zu, um auch die andere Leiche aufzuheben. Friedlich nebeneinander kehrten Levy und Eberle ins Dorf zurück.

* * *

Niemand vermag die Zeit aufzuhalten; sie schreitet fort und fort und bringt in langsamerer oder schnellerer Entwicklung den Wechsel aller Dinge mit sich. Die Gräber Levys und Eberles waren längst nicht mehr die frischesten; hohes Riedgras schwankte über ihnen hin und flüsterte im Sommerwinde. Zwölf Jahre sind eine lange Zeit; sie können vieles vergessen machen, das Gute wie das Schlimme, sie können vieles niederreißen und aufbauen.

Das Häuschen des Waldläufers Eberle stand noch, aber wie ganz anders schaute es aus als früher: als hätten gute Geister es sich zur Wohnung ausersehen. Es war auch so, die Geister der Ordnung und des Fleißes, der Eintracht und des Gottvertrauens hatten sich hier niedergelassen und schufen der Marthe und ihren Kindern ruhige und friedliche Tage. Es ist eine vielfach bewährte Erfahrung, daß die Frau eines liederlichen Haushalters in ihrer Witwenschaft sich und ihre Kinder oft in anständiger Weise vorwärts bringt, während es zu Lebzeiten des Mannes immer nur rückwärts gegangen war; hier bei Marthe Eberle kamen noch besonders fördernde Umstände hinzu. Sie und ihre Kinder hatten stets das Mitleid der ganzen Dorfeinwohnerschaft für sich gehabt, und manch einer hätte ihr gern die schwere Last, die sie trug, leichter gemacht; aber so lange der Waldläufer lebte, ging's nicht wohl an, denn, wie schon der Heitzmann gesagt hatte, um es in einen Brunnen zu werfen, in ein Faß ohne Boden, dazu achtet der Bauer die liebe Gottesgabe zu hoch. Kaum aber, daß man den Waldhüter in die Erde gelegt, öffneten sich alle Hände und Herzen, und obwohl in diesem halben Notjahr die meisten mit sich selbst zu thun haben mochten, flossen die Gaben für die unglückliche Familie über Erwarten reichlich. Sogar in Mühlbach, dem Heimatsorte des erschossenen Levy, war eine Sammlung zustande gekommen, aus deren Ergebnis die kleine Hypothek, welche auf dem Häuschen lastete, getilgt werden konnte. Als im nächsten Frühling besseres Futter wuchs, brüllte auch schon wieder eine Kuh im Stall. Da konnte es freilich vorwärts gehen. Wohl war Marthe voller Dankbarkeit wegen der Hilfe in der Not, um ihrer sechs Kinder willen, aber mit aufrichtigem Schmerze trauerte sie lebenslang im Grunde ihres Herzens um ihren Mann, den zu lieben sie trotz seiner großen Fehler niemals aufgehört hatte. Es wäre sogar leicht möglich gewesen, daß sie sich ihrem Gram gar zu sehr überlassen und dadurch den Sinn für die Aufgaben der Gegenwart verloren hätte, wenn das Mariele nicht gewesen wäre. In diesem zehnjährigen Kinde stak ein frühzeitig gereifter Ernst und eine erstaunliche Willenskraft. Sie litt es nicht, daß die Mutter ohn' Unterlaß ihren trüben Gedanken nachhing; fortwährend hatte sie etwas zu fragen und zu erzählen, was dieselbe herausreißen und zu ersprießlicher Thätigkeit anspornen mußte: „Mutterle, der Mauerfrieder hat versprochen, unsern Schweinskoben wieder zu richten, und der Körbelebauer hat mir ein klein brav's Säule für den Viertelspreis angeboten; er sagt, wenn der Jakob, der Wilhelm und ich ihm tüchtig wollten schaffen helfen im Rebberg, könnten wir's bald abverdienen und bar Geld hätt's drum gar nicht nötig. Was meinst? sollen wir 's Säule nit einthun?" Oder: „Schau, jetzt schaff' ich unsere Hacken und Spaten und all die Sach' 'nüber zum Schmiedjochen; mir zulieb richtet er's nach Feierabend umsonst wieder her, und wenn wir 's nächst Frühjahr das Kartoffeläckerle hinterm Haus können in Pacht nehmen, nachher brauchen wir's doch." Oder: „Mutterle, wieder was Neu's, das Annele hat zwei schlohweiße kleine Zähnle, schau nur her. Nun hupft's dir bald vom Arm abe und hält dich beim Schaffen nimmer auf." So ging sie flink und geschwätzig den ganzen Tag um die Mutter herum und nahm dabei allmählich die ganze Hauswirtschaft in die Hand; als sie endlich der Schule entwachsen war, durfte Martha nicht mehr viel von ihrem Fensterplatze aufstehen, wohin die immer Kränkliche mit ihrer Strick- und Flickarbeit sich gern zurückzog, denn ihres ältesten Kindes Hand und Auge sorgten unermüdlich in Haus und Feld. Ja, auch im Feld, denn das Kartoffeläckerle hinterm Haus hatten sie wirklich in Pacht und noch ein paar andere dazu, und die schöne Bachmatte gehörte ihnen wieder zu eigen. Vor allen Dingen aber war das Mariele die eigentliche Erzieherin der jüngeren Geschwister, und diese fügten sich, wenn auch nicht immer ohne Murren, dem schwesterlichen Willen, vor dem sie den heillosesten Respekt besaßen. Jetzt war Marie ein zweiundzwanzigjähriges, prächtiges Mädchen, von dem man sprach als von dem schönsten und brävsten im ganzen Dorf und darüber hinaus. Der Jakob war „ins Amerika" ausgewandert, er hatte einen kurzen Fuß und war deshalb zum Soldaten untauglich. Vor drei Jahren nämlich hatte ein weitläufiger Vetter der Mutter, der schon lange drüben war, plötzlich von sich hören lassen und unter anderm also geschrieben: „Wenn einer von den Buben Lust hat, zu mir zu kommen, so will ich ihm gern hier ‚Gottwillche' sagen. Ich hab' mit der Uhrmacherei dahier ein ordentlich Stück vor mich gebracht, besitze aber nit Weib und Kind, und eins aus der alten Heimat, aus dem Land, wo der Markgräfler wächst, wär' mir schon recht. Das Reisgeld liegt schon parat, Ihr braucht nur ein Wort darum zu schreiben." Darauf hatte es einen großen Familienrat gegeben, in welchem der Jakob sich bereit erklärte, dem An-

BLB Karlsruhe

erbieten Folge zu leisten, und der Entschluß ward in der Folge niemanden leid. Der Jakob machte drüben des Marieles Erziehung keinerlei Schande; wollt's ihm gar einmal einfallen, in Wirklichkeit den Betrunkenen vorzustellen, so war's ihm noch jetzt, als fühle er die allzeit lockere Hand der Schwester an den Ohren, und er besann sich noch zur rechten Zeit. Schon mehreremale hatte er mit des Ohms Einwilligung einen hübschen Posten Geld heimschicken dürfen.

Der Wilhelm war Maries Schmerzenskind. Er hatte sich durchaus nicht fügen und bei dem Körbelebauer als Jungknecht einstehen wollen, die Freiheit des Fabrikarbeiters schwebte ihm lockend vor Augen; er meinte, es sei damit doch etwas Besseres, als Dienstbot spielen.

„Was Besseres als einen ordentlichen Dienstbot giebt's gar nit auf der Welt," redete das Mariele darauf. „Die siebente Bitt' im Katechismus hält's nit für unwert, den lieben Gott um fromm Gesinde anzusprechen. Zehnmal besser wär's heutzutag' um die Bauernwirtschaft bestellt, wenn die Dienstboten den eigenen Stand wollten hoch und in Ehren halten."

„'s hat aber schlechte Herrschaften genug," trotzte Wilhelm. „Sell schon," gab die Schwester zu, „aber ein ordentlicher Dienstbot findet alleweg eine ordentliche Herrschaft. Wochentags schaffen, das hat unser Herrgott selber angestiftet, — Sonntags aber das gute Gewand angelegt und mit seinen Leuten in die Kirch' hinein; beim Heimkommen findet sich ein rechtes Gemüs auf dem Tisch, an dem alle, Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd, miteinander sitzen, ein Stück gewelltes Fleisch und, kann's sein, einen Schoppen Wein. Todmüd abends ins Bett und frühmorgens wieder auf, da bleibt keine Zeit zum Herumschlingeln und Geldverthun; ist 's Jahr um, liegen die verdienten harten Thaler bei den andern."

„Oho," begehrte Wilhelm auf, „der Mensch ist nit bloß zum Placken in der Welt; wo bleibt für den Bauernknecht das Pläsir?"

„Daß er den Segen von seiner Arbeit alsfort vor Augen hat, das ist dem Bauernknecht sein Pläsir, und ein rechtes, denk' ich," erwiderte sie. „Wenn die Frucht draußen wächst und gedeiht und richtig in die Scheuer kommt, dann darf der brave Arbeiter sich freuen und sagen: Hab' nächst dem lieben Herrgott mit meinem Säen und Pflügen und Ackern, mit meinem Schweiß und meiner Müh' auch mein bescheiden Teil daran."

„Und immer bloß nach dem Bauer seiner Pfeif' tanzen," warf Wilhelm ein.

„Sell ist erst recht kein' Schad' und kein' Schand'. Wer mal will Herr sein, und ist's auch nur auf einem winzigen Plätzle, der darf zuerst das Dienen recht lernen; das ist die schwerste Kunst in der Welt," gab die Schwester zur Antwort. „Zehn Jahre Fabrikarbeiter, wenn's rum ist, hast du in den stickig heißen Räumen Saft und Kraft drangegeben, gespart nichts, was der Red' wert wär', und zum Landwirtschafter bist du dort, in Gott weiß welcher Gesellschaft und Kumpanei, ein für allemal verdorben. Der Jakob ist überm Wasser auf 'ner ordentlichen Stell'; wenn's Gott's Wille ist, findest du die deine einmal hier auf unserm kleinen Anwesen. Bis du geschickt dazu bist, so lange hüt' ich's dir; es soll nit wieder heißen," fügte sie leiser hinzu, „daß der Eberle ein Lump ist."

„Fabrikarbeiter muß es doch aber auch geben," beharrte Wilhelm. „Freilich wohl," gab sie zu, „'s hat Leut' genug, die nit anders können; wer's besser haben kann, der soll ihnen nit noch das Brot vor der Nas' wegschnappen. Und nun abgemacht, zu Lichtmeß stehst beim Körbelebauer als Jungknecht ein."

Einen ähnlichen Tanz gab's mit den Zwillingsschwestern, die zwischen Jakob und Wilhelm im Alter waren. Auch sie wollten dem Zuge der Zeit folgen und hatten schon mit einer Gesindevermieterin in der Stadt ein heimliches Abkommen getroffen. „Hier geblieben," fuhr das Mariele dazwischen, „für den feinen Dienst in der Stadt seid ihr nit großgezogen, und die Musketiere dorten brauchen auch ohn' euch nit allein zum Tanz zu gehen. Hättet wohl arg Lust, euren Lohn für weiße Kantenschürzen und Blumenhüt' aufzuwenden, die Sonntagnachmittage zum Umherschwänzen und nit fürs Stopfen und Flicken? Wenn ihr dann mal wieder heimzieht, dürfen wir noch Gott danken, wenn ihr weiter nichts zugesetzt habt als euer Geld und eure Sach'." Die Zwillinge warfen schmollend die roten Lippen auf und murmelten etwas wie, solche Anzüglichkeiten thäten sie sich verbitten. Es half aber alles nichts; diese und jene Bäuerin hatte schon lange um die zwei kernfrischen Mädchen nachgefragt und diese mußten sich ihre städtischen Gelüste aus dem Kopf schlagen. Späterhin wußten sie's aber der strengen Schwester auch Dank. Sogar auf den Spätling, aufs Annele, das bei ihres Vaters Tod noch auf dem Arm ward getragen, richtete sich der begehrliche Blick mancher Frau, denn einen Dienstbot von dorther zu bekommen, galt als ein ausgemachtes Glück. Die Gesindenot auf dem Lande ist in Wahrheit groß genug, trotz der unheimlich hohen Löhne, die gezahlt werden, um manchem Bauer und mancher Bäuerin Lust und Freude an der eigenen Sache zu verderben. „Schaffen," sagt der Bauer, „sell ist schon recht, aber schinden nit, und nix als Schinderei kommt für unsereins dabei heraus. Heut stell' ich einen Knecht ein und morgen ist er schon wieder über alle Berg'; von den Mägden lieber gar nicht zu reden, denn damit ist's noch schlimmer."

Hin und wieder war auch schon eine Anfrage anderer Art ans Mariele gekommen. Mancher Bursch hatte gemeint, ein so braves Mädchen müsse auch eine tüchtige Hausfrau geben; aber sie hatte jedesmal den Kopf geschüttelt und geantwortet: „Bis man daheim meiner kann ermangeln, geht's noch lang, darauf wartet ihr doch nit, und ich verlang's auch nit."

BLB Karlsruhe

Auch auf dem Heitzmannshofe hatte sich im Laufe der Zeit manches gewendet, doch nicht zum Guten. Am Tage, als den Eberle die tödliche Kugel getroffen, kramte Lene Heitzmann aus ihrer Truhe ein schwarzes Halstuch hervor und einen weiten schwarzen Schurz; beides legte sie an. „'s ist nur, daß mir die Schaben nit hineinkommen," äußerte sie auf ihres Mannes verwunderten Blick, aber sie that die Trauerfarbe nicht mehr von sich. „Wär's dir nit recht," so brach sie ein paar Tage später das schwere Stillschweigen, das zwischen den beiden Ehegatten lastete, „wenn wir eines von den armen Eberlekindern zu uns in den Hof nähmen, vielleicht ein Mädele?" „Möchtst dir wohl eine Stufe in den Himmel hineinbauen?" gegenfragte er in seiner alten spöttischen Weise.

„Eine Stufe in den Himmel hinein?" erwiderte sie. „Wenn's nur wär' eine Stufe aus der Höll' hinaus." Daß er nicht „Ja" und „Nein" auf ihre Frage hatte, nahm sie für Zustimmung, und nach Feierabend that sie einen Gang vors Dorf hinaus. Sie kehrte aber allein zurück, nicht mit dem Mariele an der Hand, wie es ihr heißer Herzenswunsch gewesen. Marthe Eberle wäre wohl geneigt gewesen, eines ihrer Kinder auf diese gute Art zu versorgen, doch ihre Älteste widersetzte sich für ihre eigene Person und für ihre Geschwister mit einer Standhaftigkeit, gegen die nicht aufzukommen war. „Weißt nit," flüsterte sie der Mutter zu, als die Bäuerin gesenkten Hauptes gegangen war, „was Vaterle noch den letzten Morgen hat gesagt? Dreimal verdammt in Gottesgrundserdsboden hinein, wer je von euch dies Haus betritt!"

Seitdem ward Lene von Tag zu Tag schweigsamer und menschenscheuer, außerhalb ihres Hofes sah man sie selten oder nie; Magd und Knecht mochte sie nicht um sich leiden, ihr unheimliches Wesen scheuchte mehr und mehr auch jedes zurück; und da sie die Gewohnheit annahm, ununterbrochen mit sich selbst zu reden, erachtete es auch der Bauer für besser, kein Fremdes in ihrer Nähe zu dulden. „Sie hintersinnt sich völlig," sprachen die Leute von ihr. Niemand ahnte, daß sie in ihrem Innern ohne Rast und Ruh den einen Gedanken bewegte, ob es mit Eberle unabänderlich so hätte werden müssen, wie es geworden, wenn er damals bei ihrem Manne keine Fehlbitte hätte gethan, ob wirklich Gott im Himmel das Schicksal eines Menschen von dem guten oder bösen Willen eines andern abhängig machen wolle. Nur Heitzmann merkte, was in ihr vorging, vielleicht, weil er hinter seiner gefurchten Stirne oft genug den gleichen Faden abspann. Lustig war's auf dem Heitzmannshofe nie gewesen, von jetzt ab wurde es immer fried- und freudloser. Es sah auch nicht mehr so gut als früher aus: die Taglöhner, mit denen man sich in Ermangelung tüchtiger Dienstboten behelfen mußte, hatten kein Herz für die Arbeit, den Bauer plagte bei zunehmendem Alter ein körperliches Gebrechen, die Kraft des zu einem stattlichen Burschen herangewachsenen Seppel langte allein nicht zu. Rückwärts ging's grad nicht, vorwärts aber schon gar nicht. Es war, als sei der Segen Gottes vom Hofe gewichen. In einem Stück schlug der Sepp der Mutter nach, obwohl er ihr sonst nicht allzu ähnlich war, nämlich in dem Verlangen nach dem Mariele. „Wenn's Mariele wär' gekommen, nachher wär' alles anders gegangen," murmelte Lene tagsüber wohl zehnmal vor sich hin. „Wenn's Mariele nur wollt' kommen, nachher thät' alles noch gut werden," seufzte auch der Sepp. Er war eben ein junger Bursch mit Augen im Kopf und einem Herzen im Leib. Die Milchtaufe von damals hatte er ihr nicht nachgetragen.

„Sie hintersinnt sich völlig."

Es war ein Samstagabend im Sommer. Im Garten vor ihrem Haus ging Marie auf und ab, eben hatte sie die Salatstauden gegossen, nun brach sie hier eine Viole und dort eine Levkoje, that auch ein paar Röslein dazu und ein wenig Bandgras, damit es einen netten Strauß gäbe, für untern Spiegel zu stellen. Plötzlich drehte sie sich um, so daß sie der Straße, auf welcher ein einzelner Mann vom Dorfe her kam, den Rücken zukehrte.

„Dürftest mir auch schon einen Blick gönnen," tönte eine Stimme hinter ihr. Der Mann war am Zaun stehen geblieben und sah in den Garten hinein.

„Ja, der Seppel!" rief sie, erstaunt thuend, ohne aber sich ganz umzuwenden.

„Freilich ist er's," gab er zurück, „aber dieserhalb brauchtest du dich doch nit zu verwundern, er kommt ja alle Abend daher."

„Bestellt hab' ich ihn aber noch nie," antwortete sie beinahe ein wenig schnippisch.

„Leider nein, Mariele," seufzte er, und ungeduldig setzte er hinzu: „Möcht' nur wissen, warum du das Haus so stät thust anschaun."

„Was einem manchmal einfallt," suchte sie zu scherzen. „Wenn ich 'mal ein übriges Geld thu haben, lass' ich mir ein schönes Sprüchel über die Thür schreiben, das hat mir immer so arg gut gefallen."

„Hast auch wohl schon eins parat?"

„Ei ja! Hab' mal eins gelesen, das ich nimmer vergess'! Will mir mal der Humor ausgehen, so bet' ich's mir leis vor und gleich bin ich wieder lustig."

BLB Karlsruhe

„Da darfst du mir's schon verraten; denn bigott, ich könnt's brauchen," seufzte Sepp.

Sie trat mit den Blumen in der Hand dicht an den Zaun heran und dem Burschen fest und freundlich in die Augen sehend, sagte sie:

„An Gott nit verzag,
Glück kumbt all Tag."

„Dumm's Geschwätz das," sagte er, trotzig den Kopf zurückwerfend, „weil's nit wahr ist."

„Doch, Seppel, doch," mahnte sie eindringlich, „man muß nur recht auf den lieben Gott vertrauen."

„Was nutzt mir all mein Glauben und Vertrauen, Mädele, wenn du nit willst in den Heitzmannshof kommen?" gab er zurück. „Du allein kannst das Glück bringen, sell weißt! Hab's dir ja oft genug gesagt, und wie ich dich lieb habe und nur allein an dich denken thu Tag und Nacht!" Als sie in traurigem Schweigen den Kopf senkte, fuhr er leidenschaftlich erregt fort: „Wie's bei uns hergeht, das ist schon nimmer zum Aushalten. Der Vater ist von jeher einer gewesen, der in den Keller schlupfte, wenn er wollt' lachen; seit er aber das Gebrechen hat, wird er immer unleidlicher. Und die Mutter gar — die Leute raten schier, wir sollten sie ins Narrenhaus thun."

„Um Jesu willen!" schrie Marie auf.

„So ist's," fuhr er fort, „und du allein, Maidele, könnt'st 's wenden. Es ist ja nur von deinem Vater her, daß alles so kommen ist, nur wegen dem hat sie sich hintersinnt; wenn sie für sich selber so unheimlich hinschwätzt, hat sie's schon hundertmal verraten. — Der Vater hat den Segen vom Heitzmannshof getragen, aber die Tochter könnt' ihn wieder bringen."

Sie rang still die Hände.

„Oder ist's darum, daß du mir etwa nit gut wärst?" forschte er.

„Nein, nein," rief sie. „Daß du's nur weißt, Sepp, immer bin ich dir hold gewesen, so lang ich denken kann, und keinem andern. Und deinem armen Mutterl thät' ich lebensgern eine Lieb' erweisen; ich dank' es ihr täglich in meinen Gedanken, daß sie um meinen Vater hat Trauer angelegt. Aber zwischen hier und dem Heitzmannshof liegt ein großes schwarzes Wasser, da kann mir niemand 'nüberhelfen."

„Uebers Wasser kann man eine Brucken schlagen, Mariele."

„Das könnt' nur unser Herrgott selber thun, Sepp." Und sie neigte sich zu ihm hinüber und erzählte zum erstenmale von dem grauslichen Fluch des Vaters an seinem letzten Lebensmorgen.

„Mariele," rief er, „wegen dem hast du dich so verrannt? Wie kann denn der Kraft und Wirkung haben, der Fluch von so einem —"

Sie hielt ihm den Mund zu. „Red' nit weiter," bat sie, „er war mein Vater, und ich glaub' dran und kann nit darüber hinweg. Den Segen sollt' ich bringen in euer Haus und trüg' leicht doch nur den Fluch hinein."

„Und darum soll die Wirtschaft zu Grund gehen," rief er, mit beiden Händen den Zaun rüttelnd, „und ich dazu, und du auch, wenn du nit lügst und mich wirklich thust gern haben? Das kann unser Herrgott nit wollen, Mariele, das nit!"

Sie schüttelte traurig den Kopf; da ließ er sie allein am Zaun stehen und rannte zürnend und hadernd dem Dorfe zu.

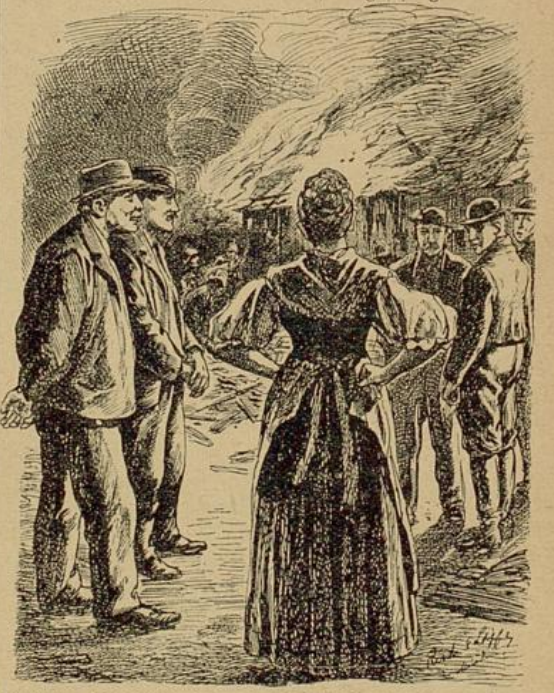
Ein wenig später fand ihn seine Mutter, wie er im finstern Brüten am Eichentisch der Wohnstube saß. „Mutter," fuhr er bei ihrem Eintreten auf, „nun ist's rein aus, nun können wir uns alle drei begraben lassen! 's Mariele kommt nimmer, da ist jede Hoffnung abgeschnitten!" Mit begierig vorgeneigtem Kopfe stand Lene und lauschte, als er das, was ihm Marie vorhin verraten, zwei-, dreimal wiederholte. „O so wollt' ich," schloß er, die geballte Faust auf den Tisch fallen lassend, „die ganze Bude thät' zusammenbrennen, daß kein Stein auf dem andern sollt' bleiben! Nachher müßten wir doch ein neues aufbauen, auf das die Verwünschung nimmer könnt' treffen!" Wie ein greller Blitz zuckte es bei diesen Worten durch die Augen der Bäuerin; leise murmelnd und nickend verließ sie die Stube. Der nächste Tag war ein Sonntag. In den Morgenstunden bekam Marie Eberle Botschaft von ihrer Gotte, die ein Stündchen von Gerstheim im nächsten Dorfe wohnte, sie, die Gotte habe arg lange Zeit nach ihrem Patenkinde, sei aber bettlägerig und das Mariele möcht' doch hinüberkommen. So machte das Mädel sich auf, und da mans immer und immer nicht wollt' fortlassen, war's bereits dunkel, als es sich endlich auf den Heimweg machen durfte. Der Tag war drückend schwül gewesen und auch der Abend hatte die erwünschte Abkühlung nicht gebracht. Im Gespräch mit der Gotte hatte Marie keine Zeit gehabt, der eigenen Sorge zu gedenken; jetzt fiel sie ihr wieder schwer genug aufs Herz. Wie der Sepp gestern abend so zornig und so traurig vor ihr gestanden, lag ihr im Sinn, und doch wollte sich ihr, soviel sie auch grübelte, kein Weg aus dieser Not zeigen. „An Gott nit verzag, Glück kumbt all Tag," sagte sie trostsuchend vor sich hin und hob den Blick zum dunkeln Himmel auf. Kein Sternlein lächelte ihr zu, nur in der Ferne wetterleuchtete es, ein nahendes Gewitter ankündigend. Der Wiesenpfad, den sie verfolgte, lief um das Dorf herum und dicht hinter dem Heitzmannshof vorüber. Unwillkürlich verlangsamte sich ihr Schritt, denn es hielt sie förmlich hier fest, wie sie überhaupt, so lange sie zurückdenken konnte, gegen das Gefühl gekämpft hatte, als habe sie hier auf dem Heitzmannshof ein gewisses Heimatsrecht. Da war das hintere Scheunenthor. Ihr Blick blieb daran haften, denn es schien ihr, als dränge ein matter Lichtschein aus dem mittleren Spalt desselben hervor. Wer mochte so spät dort noch zu schaffen haben? Ein schwaches geheimnisvolles Flüstern klang von innen heraus, aus welchem ihr eigener Name deutlicher vernehmbar war. Mit Gewalt zog es sie dorthin. Der Spalt zwischen den

BLB Karlsruhe

Thorflügeln war weit genug, um den Einblick in die Scheuer zu ermöglichen. Drinnen in dem Gang zwischen den zu beiden Seiten aufgeschichteten Erntevorräten ging eine Frau, welche eine Laterne in der Hand hielt, unruhig auf und nieder; es war Lene. Das Laternenthürchen stand offen; die Flamme flackerte im Luftzuge hin und her. Unbekümmert darum, daß ein herausfliegendes Fünkchen das größte Unheil anzurichten imstande gewesen wäre, wandte Lene sich bald rechts bald links; bald hielt sie die Laterne hoch empor, bald berührte sie mit ihr den Boden, welcher mit trockenen Halmen ganz und gar bedeckt war. Und dabei bewegte sie unablässig die Lippen im leisen Gemurmel; das Haar hing ihr wirr in die Stirn und ihre Augen glänzten fiebrisch. Dicht an dem Thor, nur durch die Bretter von dem lauschenden Mädchen geschieden, hockte sie nieder und häufelte an dem dort liegenden Stroh herum, jetzt langte sie in die Laterne hinein und hob das darinsteckende Lichtstümpchen heraus. Da geschah von außen ein lauter Schlag dicht neben ihr: es war Marie, die sich nicht anders zu helfen wußte als dadurch, daß sie mit Gewalt die Fäuste gegen das Thor warf. Sie gedachte damit ein Unglück zu verhüten, statt dessen beschleunigte sie es nur. Erschreckt ließ Lene das Licht ins Stroh fallen — ein leises Knistern — eine kleine Rauchwolke, dann züngelte die Flamme empor. In die Hände klatschend, hockte die Bäuerin daneben. Da riß ein kräftiger Arm sie aufwärts und zurück — der Seppel war der Mutter nachgegangen und gottlob noch zur rechten Zeit gekommen. Er riß die Jacke von seinen Schultern herunter, erfaßte einige in der Nähe liegende Säcke, warf sie auf das Feuer und sich dann darüber; noch einige Funken stoben auf, er zertrat sie, dann herrschte tiefe Dunkelheit. „Mutter, Mutter," hörte Marie den Burschen mit angstvoll gepreßter Stimme flüstern, „was hast du thun wollen?"

„Seppel, mein armer Bub'," klang es in der Finsternis zurück, „es war ja nur wegen deiner. In dies Haus hat das Mariele nit dürfen, wegen — du thust ja wissen — und hast es selbst gewunschen, daß es möcht' zusammenbrennen bis auf den letzten Stein, damit wir ein neues müßten aufbauen." Dann klangen Schritte nach dem Ausgang zu, gleich darauf war alles still.

An allen Gliedern zitternd, langte Marie auf ihrem Giebelstübchen an. Die Mutter und Annele, welche unten ihr Quartier hatten, schliefen schon und sie mochte dieselben nicht stören. Die Luft war schwül und drückend; das Wetterleuchten kam näher und näher, dumpf grollender Donner ließ sich in rasch anwachsender Stärke vernehmen. Völlig angekleidet saß Marie auf ihrem Bette und hatte in der Erregung, in welcher sie sich befand, des nahenden Unwetters nicht acht. Was hatte sie eben mit ansehen müssen! Um ihretwillen hätte die arme gestörte Frau fast ein Verbrechen begangen, und dies konnte sich wiederholen, ohne daß eine rettende Hand der Ausführung zuvorkam. „Lieber Gott," betete sie in ihrer Herzensangst kindlich, „lieber Gott, das kannst du doch nit haben wollen! Du kannst ja alles, thu doch ein Wunder in dieser Sach'. Ich möcht' ja so gern das Rechte thun, wenn ich's nur wüßt'." Ein blendender Blitz, als ginge er dicht vor ihrem Fenster nieder, und das nachfolgende betäubende Knattern des Donners ließen sie auffahren. Auch unten im Haus wurde es lebendig; die Mutter rief die Treppe hinauf: „Mariele, daß du nur da bist! Jesses, das hat im Dorf eingeschlagen."



Im weiten Halbkreis umstanden die Dorfeinwohner den Flammenherd.

Sie lief hinunter und öffnete die Hausthür; kein Regentröpfchen fiel vom Himmel. Vom Dorfe her ließ sich Unruhe vernehmen und jetzt deutlich der langgezogene schauerliche Feuerruf. Ja, es hatte eingeschlagen. Der Blitz war in das Wohnhaus des Heitzmannshofes gefahren und es brannte in dieser Nacht nieder bis auf den Grund. Zum Glück waren die Bewohner desselben schon vorher wach und völlig angekleidet gewesen, so daß ihnen Zeit genug geblieben war, es rechtzeitig zu verlassen; hätte der Sturm nicht die Flammen nach jener Seite getrieben, wo das Haus frei lag, so hätten leicht Stallungen und die reichgefüllte Scheuer ergriffen werden können, die, gottlob, von dem wütenden Elemente verschont blieben.

Im weiten Halbkreis umstanden die Dorfeinwohner den Flammenherd; überall tönten Rufe des Bedauerns und des Jammers, nur diejenigen, die es am nächsten anging, die Heitzmannsleute, schauten ruhig darein.

BLB Karlsruhe

„Da möcht' man schier gleich auf böse Gedanken kommen," flüsterte einer der Umstehenden seinem Nachbar zu. „Ich mein', der Heitzmann thut heut zum erstenmale im Leben lachen." „Daß du dich nur nicht verschwätzest," mahnte der andere. „Hab' ich doch mit meinen eigenen Augen gesehen, wie der Blitz ist ins Dach gefahren und wie gleich danach die Flamme ist 'nausgeschlagen."

Aber recht hatte der erste Sprecher doch: der Heitzmannsbauer hat in dieser Nacht gelacht. Als ihm kurz vorher der Seppel erzählte, wie und wobei er die Mutter betroffen und weshalb sie es hatte thun wollen, da hatte er nicht gelacht, sondern im finstern Zorn und Schmerz die Lippen fest zusammengebissen. Während die Flammen knisterten und das Dach prasselnd zusammenbrach, wandte er sich zu seiner Frau und ihr die Hand reichend, sagte er: „So ist's doch wohl Gott's Will' gewesen, daß das Haus, auf dem der Fluch thut liegen, vom Erdboden soll verschwinden."

Ein Arm legte sich sanft um der Bäuerin Schulter und eine weiche Stimme bat: „Bleibt nit hier draußen stehen in der Nacht; vergönnt mir's, daß ich Euch darf heimführen in unser Häusle." Das Mariele war's, das so sprach, und die Lene folgte ihr gern. Der Seppel gar wollte einen Juchzer thun, aber er verkniff ihn sich noch zur rechten Zeit, zumal die rote Glut noch immer an den Resten von seines Vaters Haus leckte.

„Und Ihr kommt auch nach," wandte das Mädel sich herzhaft zu Vater und Sohn, „wenn's Euch recht ist, so eßt Ihr draußen bei uns die Morgensupp'."

Der Bauer nickte nur, aber er kam. Festen Schrittes trat er in das Waldläuferhaus, und als Marie ihm mit herzlichem „Grüß Gott!" die Hand entgegenhielt, schlug er kräftig ein und hielt die junge, warme einen Augenblick fest. Seppel jedoch begnügte sich nicht mit der Hand, er faßte das Mädel rundum, hob es von der Diele auf und rief: „Alleweil glaub' ich auch an dein Sprüchle, du!"

„Und so wollen wir denn in Gott's Namen wieder anfangen aufzubauen," sagte der Bauer, als er den Löffel weglegte, „aber nit für uns allein." Er sah fragend aufs Mariele.

„Ja freilich komm' ich und helf' schicken und richten, weil's doch wohl so sein soll," antwortete diese rasch darauf. „Das Annele ist nun auch brav groß geworden und kann der Mutter an die Hand gehen, und der Heitzmannshof ist doch auch nit aus der Welt, so daß ich kann nach dem Rechten schauen."

Marthe und Lene saßen still dabei und die letztere schaute fast hell und klar aus den Augen.

„Und wenn 's Haus fertig ist, giebt's eine Hochzeit auf dem Hofe, gell, Mariele, gell, Seppel?" neckte der Bauer schier schelmisch, wie ihn niemals jemand gesehen.

So ist's geworden, und in dem neuen Haus hat der Segen Gottes niemals gefehlt. Uebern Thürbalken aber hat das Mariele in schönen Buchstaben schreiben lassen:

Das siebente Gebot.

Der hochwürdige Bischof von Münster hatte sich letztlich auf die Reise gemacht, um allerorts in seinem Bistum das Sakrament der Firmung zu spenden. Zur Abwechslung besuchte er auch die Schulen und fragte die Buben und die Mädel aus, die darauf wohl vorbereitet waren. So kam er eines Tages auch in einem kleinen Städtlein an ein Mädchen und das fragte er, ob es wohl die zehn Gebote wüßte. „Ei ja," war die Antwort, und alsbald begann sie die Gebote flott herzusagen. Die Lehrerin aber war außer sich, daß die Kleine so ganz darauf vergessen hatte, die förmliche Anrede an den hochwürdigen Herrn zu gebrauchen, die ihnen allen doch vorher sorgsam eingebleut worden. Mitten im Hersagen — und gerade beim siebenten Gebote — traf die Kleine der böse, vorwurfsvolle Blick der Lehrerin, so daß sie ganz erschreckt war und es ihr herausfuhr: „Siebentes, du sollst nicht stehlen, bischöfliche Gnaden!" — —

Eine Maus als Liebesanwalt.

Ländliche Humoreske von C. Spielmann.

Seine geschlagenen dreißig Sommer schon zählte Fritz Brede, der Freischulz vom Bredehof im gesegneten Obotritenlande. Acht volle Jahre auch bereits war er Selbst- und Alleinherrscher auf seinem Hofe, immer noch aber war er unverheiratet, immer noch wirtschaftete er mit der Mutter. Drang diese in ihn, dem Hofe eine junge Hausfrau zuzuführen, was fast tagtäglich geschah, so lachte er und sagte: „Das hat ja noch Zeit, Mutter."

„Der Freischulz Fritz Brede mache sich gar nichts aus den Mädchen, sei ein Weiberfeind!" hieß es in der ganzen Nachbarschaft bei den Töchtern der Großbauern, von denen alle, deren Herz noch frei war, nach dem stattlichen und männlich schönen, freilich ein wenig ungelenken, sehr wortkargen und sehr zurückhaltenden Manne schielten.

Ein Weiberfeind war nun am Ende der Freischulz nicht, wenigstens kein bewußter. Richtig allerdings war, daß ein Mädchen bisher sein Herz noch nie höher klopfen gemacht, in dem Spiegel eines Mädchenauges sich ihm Welt und Himmel zugleich noch nicht aufgefangen hatten. Seine ganze Liebe gehörte seinem Hofe, sein alleiniges Sinnen, Denken und Trachten war seine Wirtschaft, und eine Musterwirtschaft konnte diese denn auch genannt werden. Wenn seine prächtigen Füllen in der Koppel ihn umringten, wenn er vor dem blauen Meer eines blühenden Flachsfeldes, dem wogenden eines Kornschlages stand, dann zitterte sein Herz in freudiger Bewegung und seine Augen leuchteten.

Es war so um den Martinstag herum. Mutter und Sohn saßen vor dem abendlichen Kaminfeuer und die Mutter wiederholte ihr tägliches A und O von dem Heiraten.

„Ueber kurzem werde ich ausspannen müssen," sagte sie, „und dann sitzest du da, allein mit dem großen Hauswesen."

Der Gedanke, daß die Mutter einmal ausspannen könne, war dem Freischulzen bisher noch nie gekommen. Er erschrak deshalb auch nicht wenig und entgegnete bestürzt und kleinlaut: „Du ausspannen, Mutter?! Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Sehr möglich, mein Sohn, sehr möglich und vielleicht sogar sehr bald möglich. Ich werde allgemach alt und die Last des Hauswesens bedarf jüngerer und kräftigerer Schultern, als die meinen sind. Darum ist eine junge Hausfrau nötig und darum mußt du jetzt ernstlich ans Heiraten denken. Ich will dir keine Vorschläge machen. Gott bewahre! Aber da ist Frieda Sivering vom Siveringshofe in Vorheide. Ein schmuckes Mädchen und mit ihrem Bruder, dem Anerben des Hofes, allein. Eine große Aussteuer bringt sie ins Haus und einen hübschen Thaler Geld hat ihre Mutter für sie zusammengespart. Braucht der Bredehof das auch Gott sei Dank! grade nicht, so bringt's doch auch keinen Schaden. Daß du auf dem Siveringshofe ein willkommener Freier sein wirst, das kann ich dir verraten. Ich habe dort so in verblümter Weise auf den Busch geklopft. Sprich nur einmal vor auf dem Siveringshofe."

Fritz Brede brummte ein „Hm!"

„Nun, so von ungefähr, so mal gelegentlich und nebenbei, meine ich, das verpflichtet ja zu nichts," erwiderte die Mutter auf das „Hm".

„Ich werde mir die Sache überlegen, Mutter," sagte der Freischulz und ging in seine Schlafstube.

Und er überlegte. Heiraten mußte er, darin hatte die Mutter recht. Denn, spannte diese aus, war ohne die leitende Hand, ohne das überall hinblickende Auge einer Hausfrau sein großes Hauswesen einem Schiffe gleich, das ohne Steuer auf wogender See dahintreibt. Herzklopfen hatte ihm die Frieda Sivering freilich ebensowenig gemacht, wie irgend eine andere der Bauerntöchter. Aber da sie alle äußeren Vorbedingungen einer standesgemäßen Heirat erfüllte, nun, so konnte man ja einmal hinüber horchen nach dem Siveringshofe. Und so stand denn auch der Freischulz Fritz Brede dort eines Tages gegen die Mittagsstunde vor der Thür.

Um Martini herum ist die Zeit des Gänseschlachtens. Wie überall in der Gegend dort auf den Bauernhöfen von diesen nutzbaren Großvögeln meistenteils so an die 60 bis 80 Stück gemästet werden, teils zum Einschlachten für den eigenen Haushalt, teils zum Verkauf, so auch auf dem Siveringshofe. Die geschlachteten Gänse werden in gerupftem Zustande nach Gewicht verkauft, und Händler besuchen, um die fetten Gänse aufzukaufen, um diese Zeit täglich die Bauernhöfe.

Der Wagen eines solchen Händlers hielt gerade vor der Thür des Siveringshofes, als Fritz Brede dessen Hausdiele betrat. In der Küche, deren Thür nach der Diele zu halb offen stand, hörte er sprechen. Friedas Stimme: „Also im ganzen 197 Pfund, das Pfund zu 47½ Pfennig, wie wir ausgehandelt haben, macht zusammen 91 Mark 59 Pfennig," sagte das Mädchen.

„Wird stimmen!" bestätigte der Händler nach kurzem Sinnen und zählte eifrig und eilig das Geld auf den Küchentisch.

„Stimmt nicht!" murmelte Fritz Brede halblaut vor sich hin. „Macht richtig gerechnet 93 Mark 57½ Pfennig. Mithin um 1 Mark 98½ Pfennig zum Schaden der Wirtschaft verrechnet. Hm! Hm! Brauchen just nicht allzuviel gelernt zu haben in der Schule, die Frauen, aber ein kleines Wirtschaftsexempel im Kopfe richtig ausrechnen, das muß jede Hausfrau können, das kann man verlangen und von ihr erwarten." Daß Frieda Sivering es nicht konnte, wie er eben wahrgenommen hatte, berührte ihn wenig angenehm und machte seine Stimmung mißfärbig.

Mit wärmstem Willkommen wurde sein unerwartetes Erscheinen von der Familie begrüßt, als er in die Stube eingetreten war, und natürlich mußte er am Mittagsmahl teilnehmen. Unter unendlichen Entschuldigungen, daß man leider nur Schwarzsauer auftragen könne, da man ja eines so lieben Gastes Kommen auch im entferntesten nicht habe ahnen können, sonst hätte man ja ganz anders angerichtet, häufte die Hausfrau ländlicher Gastlichkeit gemäß dem Gaste den Teller voll und übervoll von dem Gerichte, das Schwarzsauer heißt und aus dem Blute der Gänse mit Backobst und Klößen bereitet und über allerlei Gänseklein angerichtet wird. Es sieht ganz schwarz aus wie einst die schwarze Suppe der Spartaner, schmeckt aber jedenfalls besser als diese.

Der Gast wollte eben in die dunkelfarbigen Hügel

auf seinem Teller den Löffel einsenken, als er aus der Spalte zwischen einem Kloß und einem Gänseherz ein kleines, dünnes Etwas hervorragen sah, das ihm nicht recht geheuer vorkam. Böser Ahnung voll, faßte er das unbekannte Etwas säuberlich mit Daumen und Zeigefinger, zog es hervor, hielt es hoch und sagte, indem er es wieder auf den Teller zurücklegte: „Eine Maus im Schwarzsauer! Gesegnete Mahlzeit!“ Dann griff er eilends nach Hut und Stock und ging davon.

Höchst verdrießlich und obendrein auch noch gehörig hungrig kam er nach Hause. Die Mutter saß mit Anna Monke in der Stube. Anna war die Tochter eines kleinen Häuschenmannes. Ihr Vater war demnach in der bäuerlichen Standesgradmessung gegen den Freischulzen und die Großbauern so abständig, wie etwa ein kleiner Landjunker gegen einen Hohenlohe. Daß ihre Wiege auf der Lehmtenne eines Häuschens gestanden, hatte aber nicht gehindert, Anna Monke zu einem frischen, bildsauberen und mit Mutterwitz reich begabten Mädchen aufwachsen zu lassen, das Herz und Mund auf dem rechten Fleck hatte, und bei aller Bescheidenheit, die es zierte, doch keinem die Antwort schuldig blieb. Die Arbeit ging Anna von der Hand, daß es eine wahre Lust war, und klug, einsichtig und verständig erwies sie sich in der Wirtschaft, in der, die Mutter des Freischulzen zu unterstützen, sie seit dem Herbst im Hause war.

Der Freischulz verlangte sein Vesperbrot. Flink und geräuschlos trug es ihm Anna auf und, da sie mit dem Scharfblick der Frauen herausfand, daß es mit dem Mittag wohl nicht besonders gewesen sei, opulenter und reichlicher, als sonst Gewohnheit war, was der Freischulze angenehm trotz seiner Verdrießlichkeit und Mißstimmung empfand, wenn er natürlich auch schweigend darüber hinweg ging.

„Nun, wie war's denn auf dem Siveringshofe?“ fragte die Mutter.

„Gar nichts war's,“ entgegnete der Freischulz übellaunig, „gar nichts war's, Mutter. Aber in dem Schwarzsauer, das es zu Mittag gab, war auf meinem Teller eine Maus.“

Erschreckt und bestürzt schwieg die Mutter. Nein! gar nichts war es danach allerdings mit der Frieda Sivering und der Heirat. Darin kannte sie ihren Sohn. Hell hinaus aber lachte Anna Monke vor Ergötzen über den drolligen Zwischenfall, so hell hinaus und so lustig lachte sie, daß der Freischulz ärgerlich sagte: „Was lachst du? Die Sache ist doch am Ende gar nicht so lustig?“

„Die Sache nicht lustig?“ erwiderte Anna. „Nun, eine lustigere Geschichte, meine ich, kann es doch gar nicht geben. Der Freischulz Fritz Brede vom Bredehof geht auf die Brautschau und die Freite auf den Siveringshof. Herzklopfen macht ihm das nicht. Im Schwarzsauer auf seinem Teller findet er zwischen Klößen, Backobst und Gänseherzen eine Maus und aus der Freite wird nichts. Herzklopfen und Herzenstrauer macht ihm das wieder nicht. Wenn die Geschichte nicht lustig ist, dann giebt's überhaupt keine lustigen Geschichten mehr in der Welt! War denn die Maus noch lebendig?“

Dem Freischulz stieg das Blut zwar ein wenig ins Gesicht. Schweigend aber ging er hinaus. Wirklich und wahrhaftig ganz reell ärgerte er sich über das ausgelassene, spottlustige Ding, die Anna Monke. Merkwürdig indessen war's doch, daß der Aerger die Wahrnehmung, wie hübsch und nett die Anna doch aussehe, die er, noch merkwürdiger! heute und jetzt zum erstenmal machte, nicht zurückdrängen

„Eine Maus im Schwarzsauer! Gesegnete Mahlzeit!“

konnte. Gar nicht besonders auch schlief der Freischulz diese Nacht, was ihm sonst nicht passierte. Er träumte sogar wirres Zeug. Gänseherzen, Klöße, Backbirnen, 1 Mark 98½ Pfennig und eine Maus tanzten auf seiner Bettdecke ein beängstigendes Ballett, trampelten auf seiner Brust herum, daß ihm schier der Atem stockte und er keuchen und stöhnen mußte. Da kam Anna Monke, strich lachend mit der Hand die Tänzer von der Bettdecke, und ruhig schlief er jetzt weiter; fest und traumlos, wie er sonst gewohnt war. Als er am nächsten Morgen gewohntermaßen seinen Hof revidierte, kam er auch an der Milchkammer vorüber. Es war das das Ressort seiner Mutter, jetzt insbesondere das Anna Monkes, und er kümmerte sich sonst nicht darum. Heute aber blieb er am Fenster stehen und lugte hinein. Grade war Anna dabei, dem Mädchen, das jede Woche zweimal die Butter in die Stadt zum Verkaufe dort fuhr, die Pfunde in die weißschimmernden Bütten zu legen und ihm zuzuzählen.

„Fertig!“ sagte Anna. „87 Pfund! Und 1 Mark 15 Pfennig mußt du heute bringen. Sind hübsch

angestiegen die Butterpreise wieder einmal, und um die Butter vom Bredehof reißen sie sich ja in der Stadt. Just 100 Mark 5 Pfennig hast du abzuliefern. Gieb gut acht und verrechne dich nicht, wenn du herausgeben mußt."

„Stimmt! Stimmt auf den Pfennig! Wie dem Mädchen das so von der Hand geht! Spielt nur so! Und was für einen kräftigen, schönen und runden Arm sie hat!" murmelte am Fenster der Freischulz und trat dann in die Kammer selbst ein, wo Anna jetzt die Milch abrahmte.

„Guten Morgen, Anna!" grüßte der Freischulz und empfing seinen Gruß zurück. Dann schwieg er und betrachtete seinen Stock so aufmerksam, als sei die altgediente Weinrebe eine ganz besondere Merkwürdigkeit. „Wohl ein ganz neuer Stock, Herr Freischulz, daß Sie ihn so aufmerksam betrachten? Und grade in der Milchkammer, wo Sie sonst nie sich blicken lassen. Vielleicht wollten Sie einmal nachsehen, ob in der Sahne auch eine Maus sei? Ich fürchte, Sie finden keine!" unterbrach Anna nach einiger Zeit munter und lachend das Schweigen.

„So!" sagte er, „so, jetzt mußt du mich heiraten."

Wieder ärgerte sich der Freischulz über den Spott des Mädchens, drehte sich kurz um und ging hinaus. Beim Mittagsmahl sprach er kein Wort. War die Mutter auch einiger Wortkargheit an ihrem Sohne gewohnt, fiel ihr doch sein gänzliches Schweigen heute auf, zumal er in die Graupen und Pflaumen, die es gab, den Löffel verkehrt einsenkte, wie man sagt, wenn einer nicht weiß, soll er essen oder nicht. Sie fragte deshalb: „Fehlt dir etwas, Fritz? Du sprichst nicht und ißt auch nicht."

„Nein!" antwortete der Freischulz kurz.

„Essen Sie doch, Herr Freischulz," meinte Anna Monke lachend. „Ist doch Ihr Leibgericht sonst, und heute ist sogar Citronenschale dran. Unser Kaufmann hat dem Bredehof ein halb Dutzend als freiwilliges Geschenk gespendet, da kann das ja schon geleistet werden. Und" — das Mädchen rührte mit dem Suppenlöffel in der Terrine herum unter einem reizenden Schelmenlächeln — „wahrhaftig! Sie können dessen sicher sein, Herr Freischulz, eine Maus — nein! nein! eine Maus ist auch nicht in der Suppe."

Jetzt aber stieg der Aerger über das Mädchen dem Freischulz doch bis ins Herz. Er legte den Löffel hin und lief hinaus. Mit fragendem Staunen sah die Mutter Anna Monke an. Die aber zuckte lächelnd die Achsel und sagte: „Ja, ich verstehe auch nichts!"

Eine ganze Woche lang ging der Freischulz mürrisch und brummend im Hause und auf dem Hofe herum, sprach auch bei den Mahlzeiten keine Silbe. Dann eines Morgens kam er wieder zu Anna Monke in die Milchkammer, sagte: „Guten Morgen!" und betrachtete danach eifrig und aufmerksam seinen Stock. Anna ließ ihn ruhig gewähren, nachdem sie seinen Gruß zurückgegeben.

„Weißt du was, Anna Monke?" hob er endlich an, gleich wieder aber stockte seine Rede.

„Gewiß weiß ich was, Herr Freischulz!" meinte schelmisch Anna, indem sie that, als beantworte sie nur seine Frage, „sogar sehr viel weiß ich! Zum Beispiel, daß die Frieda Sivering darum nicht Frau Freischulz Brede auf dem Bredehof wurde, weil in ihrem Schwarzsauer — —"

„Eine Maus war! Ich weiß es, du sagst es mir ja alle Tage, um mich zu ärgern und zu verspotten. Das aber ist zum Teufelholen und ich werde dem Ding ein Ende machen!" fiel ihr jetzt aber der Freischulz energisch in das Wort, und ehe sie dessen nur sich versah, hatte er sie mit starken Armen umfaßt und preßte heiße, glühende Küsse auf ihre Lippen. „So," sagte er, als er sie losließ, „so, jetzt mußt du mich heiraten, Anna Monke, denn du hast dich von mir küssen lassen — —"

Und wieder lachte munter Anna Monke, aber unter Thränen, und ihren Kopf barg sie an der Brust Fritz Bredes. Dem unwiderstehlichen Zuge ihrer Schelmennatur trotz aller Liebesseligkeit doch aber folgend, flüsterte sie: „Um die Maus im Schwarzsauer die Häuslertochter Anna Monke die Frau des Freischulzen vom Bredehof!"

Und auch Fritz Brede lachte munter und antwortete: „Ja, du ganz abscheulicher, lieber, süßer Schelm, du! Ja, um die Maus im Schwarzsauer die Häuslertochter Anna Monke die Frau des Freischulzen vom Bredehof! Wie auch hätte er sonst sie sich gewonnen, ohne — —"

„Die Maus im Schwarzsauer, du herziger Mann, du!"

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe